This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

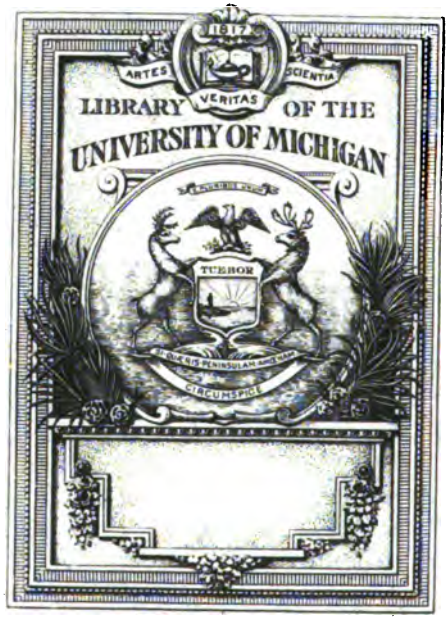
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

838
H440
F29

838
H440
F29

Friedrich Hebbel

Friedrich Hebbel

# Friedrich Hebbel

Von

Etta Federn

Mit achtzehn Bildern

Delphin-Verlag München

Copyright 1920 by Delphin-Verlag Dr. Richard Landauer, München

Meinem Bruder

**Walther Federn**

in dankbarer Freundschaft

zugeeignet

# Verzeichnis der Abbildungen:


| | | | |
|---|---|---|---|
| Abb. 1 | Friedrich Hebbel nach einem Gemälde von Rahl . . . . . | | Titelbild |
| „ 2 | Eine Stube in Wesselburen zur Zeit von Hebbels Geburt . . . . . | gegenüber Seite | 16 |
| „ 3 | Treppe mit Bettschrank in der Kirchspielvogtei zu Wesselburen . . . . | „ | „ 32 |
| „ 4 | Die Kirchspielvogtei in Wesselburen | „ | „ 40 |
| „ 5 | Amalie Schoppe . . . . . | „ | „ 56 |
| „ 6 | Emil Rousseau . . . . . | „ | „ 104 |
| „ 7 | Friedrich Hebbel in jungen Jahren | „ | „ 136 |
| „ 8 | Hebbels Kindheitsgarten mit dem Brunnen . . . . . | „ | „ 168 |
| „ 9 | Christine Enghaus. Jugendbildnis | „ | „ 200 |
| „ 10 | Friedrich Hebbel nach einem Gemälde . . . . . | „ | „ 216 |
| „ 11 | Christine Hebbel in mittlerem Alter | „ | „ 232 |
| „ 12 | Christine Hebbel als Mariamne . . | „ | „ 248 |
| „ 13 | Hebbelbüste nach Fernkorn . . . . | „ | „ 272 |
| „ 14 | „Titi", Hebbels Tochter . . . . . | „ | „ 288 |
| „ 15 | Das Hebbelhaus in Orth bei Gmunden . . . . . | „ | „ 296 |
| „ 16 | Hebbels ähnlichste Photographie . . | „ | „ 312 |
| „ 17 | Hebbel in den letzten Lebensjahren | „ | „ 312 |
| „ 18 | Hebbels Totenmaske . . . . . | „ | „ 336 |
| | Stammbuchblatt für die Fürstin Wittgenstein . . . . . | auf | „ 339 |

Eine neuere psychologische Forschung hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus den Eindrücken und Erlebnissen der frühesten Kindheit und Jugend den Schlüssel für die gesamte geistige Entwicklung des Menschen zu suchen. Und wenn man nicht eine einzelne Faser aus dem vielfältigen Gewebe des Seelen- und Nervenlebens herausnehmen und, nur sie verfolgend, das ganze Netz erfassen will, das ein Menschenleben darstellt, so wird man sicher zu wichtigen und bedeutenden Resultaten gelangen. Aber es muß eben, soweit das irgend möglich ist, die Gesamtheit dieses Maschengewebes durchforscht und dargestellt werden, es muß das Fundament nachgegraben werden, wenn man den Bau nach diesem grundlegenden Plan richtig konstruieren will — man darf sich mit dem Verfolg einer einzigen Grundmauer nicht begnügen. Instinktmäßig haben viele bedeutende Menschen das erfaßt, wenn sie in ihren Selbstbiographien und Tagebüchern gerne bei den Jugenderinnerungen verweilten, um so der Mit- und Nachwelt den Schlüssel zu ihrem Sein und Wirken zu vermitteln. Und manche sonst vortreffliche Biographie des wissenschaftlichen Forschers und Fachmannes krankt daran, daß, aus Angst vor der Anekdote, den einzelnen überlieferten Zügen aus der Kindheit und Jugend des darzustellenden Menschen zu wenig Gewicht beigemessen wurde. Vielfach fließen auch die Quellen der Überlieferung zu spärlich und zu trübe, um aufklärend wirken zu können. Wo es aber möglich ist, dem Ursprung so mancher Wesenheit bis in die Kindheit nachzugehen, sollte kein Biograph es unterlassen.

Ganz besondere Bedeutung hat die Kindheits- und Jugendgeschichte Friedrich Hebbels für das Verständnis seines späteren Lebens und Werkes. Er entstammte dem Proletariat und hat sich das Gepräge seiner Abstammung durch sein ganzes Leben, bis in seinen zu frühen Tod hinein bewahrt. Hebbels Unzugänglichkeit und Herbheit im Leben wie in seiner Dichtung möchte ich herleiten aus dem Mal, das dem sich selbst unbewußten Klassenkämpfer von Anbeginn durch den Kontrast zwischen seiner persönlichen Bedeutung und dem allgemeinen, auf ihm wie auf allen seinen Klassengenossen lastenden Druck,

zwischen dem geistigen Schwung seines Wesens und der materiellen Beengung seines Daseins eingegraben wurde. Nicht als ob Hebbel jemals der revolutionierte Proletarier gewesen wäre, — nirgends in seinem Werk findet sich ein bewußt ausgesprochenes Bekenntnis zum Klassenkampf, — vielmehr sah er in seinem Klassengeschick eine allgemeingültige menschlich-gesetzmäßige Einrichtung, während er sein persönliches Streben nach Befreiung als individuelles, seiner Begabung anhaftendes tragisches Los ansah. Aber wir, die wir das Leben des Dichters nicht von seinem ästhetischen Standpunkt des Pantragismus, der gesetzmäßigen Folge alles tragischen Geschehens, ansehen, wir erkennen die Narben, die er in jeder Etappe seines geistigen und materiellen Daseinskampfes davontrug, als charakteristische Merkmale in seinem Werke wieder und wir erklären uns sein Werk aus diesem seinem Kampf.

Wenn sich Hebbel auch nicht klar war über diese Merkmale seines Werkes, er ahnte sie doch manchmal, und auch die Wichtigkeit seines Kindheitserlebens für sein ganzes Wesen war ihm wohl bewußt, darum begann er in reiferem Alter seine Kindheitsgeschichte zu schreiben in dem idyllischen Fragment: „Meine Kindheit", das aber leider über die ersten Lebensjahre nicht hinausgediehen ist.

Hebbel ist Dithmarscher, und er hat dieser Abstammung ein gewisses Gewicht beigelegt. Er schreibt darüber am 15. November 1852 an Arnold Ruge in Leipzig:

„Ich bin geboren zu Wesselburen in Dithmarschen, und zwar am 18. März 1813. Dies Dithmarschen, seit 3 Jahrhunderten zum Herzogtum Holstein geschlagen und jetzt dänischer Oberherrschaft unterworfen, bildete bis zum Jahre 1559 eine kleine Bauernrepublik, die sich trotz ihrer geographischen Winzigkeit in völliger Unabhängigkeit sowohl von ihren neidischen Nachbaren wie von Kaiser und Reich zu erhalten verstand. Oft wurde die Unterjochung versucht, Friedrich III. belehnte den König von Dänemark sogar ausdrücklich mit dem Ländchen, aber er schenkte ihm einen Löwen, der erst gefangen werden sollte, und dies mißglückte jedesmal, am kläglichsten in der

Schlacht bei Hemmingſtedt, wo 30000 Dänen und Holſteiner von 500 Dithmarſchern, freilich unter Mitwirkung der Elemente, vernichtet und aufgerieben wurden. Allerdings waren dieſe Bauern nicht mit dem hörigen Menſchenvieh zu vergleichen, welches anderwärts dumpf und gedankenlos unter der Peitſche des Treibers hinkeuchte; ſie trugen ihren Kopf aufrecht und wußten wohl warum, ja die Dänen ſelbſt erfanden ſeit dem Hemmingſtedter Tage den Reim: ‚Die Dithmarſcher wären Bauern? Sie mögen wohl Herren ſein!‘ Die Entwicklung Europas zu einem geſchloſſenen Staatsorganismus mußte der kleinen Republik trotz ihrer Zähigkeit zuletzt ein Ende machen, doch ſie fiel würdig und edel und wußte viele wichtige Vorrechte bis auf den gegenwärtigen Tag zu behaupten, ſo daß ihr nachgeborener Sohn, der tüchtige Niebuhr, nicht ohne Grund ſagte, er würde die Geſchichte Dithmarſchens ſchreiben, wenn er nicht die Geſchichte Roms zu ſchreiben angefangen hätte. Auch iſt dem Dithmarſcher bis in die jüngſte Gegenwart hinein ſeine Eigentümlichkeit geblieben; er ſieht auf die übrigen Frieſen, die das Joch viel früher trugen wie er, mit einem Stolz herab, wie die anderen Griechen auf die Böotier, und weiß ſich überall, mit oder ohne Gewalt, den erſten Platz zu verſchaffen. Ich leugne nicht, ich bilde mir auf meinen Volksſtamm etwas ein und habe nichts dagegen einzuwenden, wenn manche Kritiker in meinem ſchriftſtelleriſchen Charakter ſeine Fehler wie ſeine Tugenden wieder zu erkennen glaubten, ich glaube ſogar, daß dieſe Bemerkung Grund hat. Jedenfalls blieb ich lange genug im Lande, um mich von allen ſeinen Elementen durchdringen zu laſſen, und die Geſchichte iſt dort noch lebendig, die Vorzeit ſpricht ſchon aus dem Munde der Amme zum Kinde, und auch der Vater nimmt den Sohn gerne aufs Knie und erzählt ihm von den Schlägen, die die Dänen bekommen haben.“

Ob auch Hebbels Vater den Sohn aufs Knie gehoben und ihm Geſchichten aus der heldenhaften Vorzeit ſeiner Heimat erzählt hat, iſt zu bezweifeln. Wenigſtens erzählt Hebbel es anders in dem Fragment der Selbſtbiographie, das ich ſchon nannte. Da heißt es nämlich: „Mein Vater war im Hauſe ſehr ernſter

Natur, außer demſelben war er munter und geſprächig, man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, es vergingen aber viele Jahre, ehe wir ſie mit eigenen Ohren kennenlernten. Er konnte es nicht leiden, wenn wir lachten und uns überhaupt hören ließen; dagegen ſang er an den langen Winterabenden, in der Dämmerung, gern Choräle, auch wohl weltliche Lieder und liebte es, wenn wir miteinſtimmten. Meine Mutter war äußerſt gutherzig und etwas heftig; aus ihren blauen Augen leuchtete die rührendſte Milde; wenn ſie ſich leidenſchaftlich aufgeregt fühlte, fing ſie zu weinen an. Ich war ihr Liebling, mein zwei Jahre jüngerer Bruder der Liebling des Vaters. Der Grund war, weil ich meiner Mutter glich und mein Bruder meinem Vater zu gleichen ſchien, denn es war, wie ſich ſpäter zeigte, keineswegs der Fall. Meine Eltern lebten im beſten Frieden miteinander, ſolange ſich Brot im Hauſe befand; wenn es mangelte, was im Sommer ſelten, im Winter, wo es an Arbeit fehlte, öfter vorkam, ergaben ſich zuweilen ängſtliche Szenen. Ich kann mich der Zeit nicht erinnern, wo mir dieſe, obgleich ſie nie ausarteten, nicht fürchterlicher als alles geweſen wären, und eben darum darf ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehen. Eines Auftritts anderer Art erinnere ich mich aus meiner früheſten Kindheit; es iſt der erſte, deſſen ich gedenke, er mag in mein drittes Jahr fallen, wenn nicht noch ins zweite. Ich darf ihn erzählen, ohne mich an dem mir heiligen Andenken meiner Eltern zu verſündigen, denn wer in ihm etwas Beſonderes ſieht, der kennt die unteren Stände nicht. Mein Vater wurde, wenn er ſeinem Handwerk nachging, meiſtens bei den Leuten, bei denen er arbeitete, beköſtigt. Dann aßen wir zu Hauſe, wie alle Familien, um die gewöhnliche Zeit zu Mittag. Mitunter mußte er ſich gegen eine Entſchädigung im Tagelohn ſelbſt die Koſt halten. Dann wurde das Mittageſſen verſchoben und zur Abwehr des Hungers um zwölf Uhr nur ein einfaches Butterbrot genoſſen. Es war in dem kleinen Haushalt, der keine doppelte Hauptmahlzeit vertrug, eine billige Einrichtung. An einem ſolchen Tage buk meine Mutter Pfannkuchen, ſicherlich mehr, um uns Kinder zu erfreuen, als um ihr eigenes Gelüſt zu ſtillen. Wir verzehrten ſie mit dem

größten Appetit und versprachen, dem Vater am Abend nichts davon zu sagen. Als er kam, waren wir bereits zu Bett gebracht und lagen im tiefsten Schlaf. Ob er gewohnt sein mochte, uns noch auf den Beinen zu finden, und aus dem Gegenteil den Verdacht schöpfte, daß gegen die Hausordnung gefehlt worden sei, weiß ich nicht; genug, er weckte mich auf, liebkoste mich, nahm mich auf den Arm und fragte mich, was ich gegessen habe. Pfannkuchen! erwiderte ich schlaftrunken. Hierauf hielt er es der Mutter vor, die nichts zu entgegnen hatte und ihm sein Essen auftrug, mir aber einen Unheil verkündenden Blick zuwarf. Als wir am nächsten Tag wieder allein waren, gab sie mir nach ihrem Ausdruck mit der Rute eine dringliche Lektion im Stillschweigen. Zu anderen Zeiten schärfte sie mir wieder die strengste Wahrheitsliebe ein. Man sollte denken, diese Widersprüche hätten schlimme Folgen haben können. Es war nicht der Fall und wird nie der Fall sein, denn das Leben bringt noch ganz andere, und die menschliche Natur ist auch auf diese eingerichtet. Eine Erfahrung machte ich allerdings, die ein Kind besser spät macht oder niemals, nämlich, daß der Vater zuweilen dies wolle und die Mutter das. Daß ich in frühester Kindheit wirklich gehungert hätte, wie später, erinnere ich mich nicht, wohl aber, daß die Mutter sich mit dem Zusehen begnügen mußte und gern begnügte, wenn wir Kinder aßen, weil wir sonst nicht satt geworden wären. . ."

Auch in einer Tagebucheintragung vom 22. November 1838 berichtet Hebbel über sein Verhältnis zu seinem Vater, das nicht auf vertraulichen Austausch zwischen Vater und Sohn eingestellt sein konnte:

„. . . Ich bleibe dabei: die Sonne scheint dem Menschen nur einmal, in der Kindheit und der früheren Jugend. Erwarmt er da, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen. Tieck sagt in diesem Sinne irgendwo: ‚Nur wer Kind war, wird Mann'; ich erbebte, als ich dies zum ersten Male las; nun hatte das Gespenst, das mich um mein Leben bestiehlt, einen Namen. Wie war nicht meine Kindheit finster und öde! Mein

Vater haßte mich eigentlich, auch ich konnte ihn nicht lieben. Er, ein Sklave der Ehe, mit eisernen Fesseln an die Dürftigkeit, die bare Not geknüpft, außerstande, trotz des Aufbietens aller seiner Kräfte und der ungemessensten Anstrengung, auch nur einen Schritt weiter zu kommen, haßte aber auch die Freude; zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt; nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen, das frohe, Brust erweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst, Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall. Ich und mein Bruder hießen seine Wölfe; unser Appetit vertrieb den seinigen; selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater (wäre ich davon nicht innig überzeugt, so hätte ich so etwas nicht über ihn niedergeschrieben) ein herzensguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen . . ."

Ganz anders war die Mutter geartet, die nur um zwei Jahre jünger war als der Vater. Sie hieß Antje Margarete Schubart und war aus Wesselburen gebürtig, während der Vater ein Meldorfer war. Was sie für den Sohn bedeutete, das hat er in der schönen Szene zwischen Valentin und Cajetan aus dem Fragment: „Vier Nationen unter einem Dach" zum Ausdruck gebracht.

Wie stark in ihm der Wunsch war, ihr auch einmal vergelten zu können, ihr zu zeigen, was er für sie fühlt, denn sagen konnte er ihr es nie, dafür waren beider Naturen einander zu ähnlich in ihrer Herbheit und Verschlossenheit, das sagt die bitter schmerzhafte Eintragung in sein Tagebuch aus dem Jahr 1836:

„All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Jene soll nicht darben, wenigstens nicht an Hoffnung — mehr kann ich ihr seit lange schon nicht geben —, dieser soll nicht durch hämische Zeugen verunglimpft werden. Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch, damit sie mir bleibt, arbeiten zu müssen!"

Und vielleicht mehr noch die erschütternde Totenklage, die er am 18. September 1838 in sein Tagebuch einträgt, als ihn die Todesnachricht der Mutter erreichte:

„Sonntag, den 16. dieses Monats, als ich kaum zu Mittag gegessen hatte, erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, worin er mir anzeigte, daß meine Mutter, Antje Margareta, geborene Schubart, in der Nacht vom 3. auf den 4. um 2 Uhr gestorben sei. Sie hat ein Alter von 51 Jahren 7 Monaten erreicht und ist, was ich für eine Gnade Gottes erkennen muß, nur vier Tage krank gewesen; vier Tage ganz leidlich, so daß sie noch selbst aufstehen konnte, den fünften sehr bedeutend mit Krämpfen geplagt, die ein Schlagfluß mit dem Leben zugleich (auf sanfte Weise, wie der Arzt sich aussprach) endete. Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Worts nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte. Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung deiner

Lage immer so viel getan hätte, als in meinen freilich geringen Kräften stand! Die Möglichkeit deines so frühen Todes ist meinem Geist wohl zuweilen ein Gedanke, doch meinem Herzen nie ein Gefühl gewesen; ich hielt mich in Hinsicht deiner der Zukunft für versichert; ich legte an deine Zustände meinen Maßstab und tat oft nichts, weil ich nicht alles zu tun vermochte. Ich war nicht selten, als ich dir noch näher war, rauh und hart gegen dich; ach, das Herz ist zuweilen ebensogut wahnsinnig wie der Geist; ich wühlte in deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte; deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen. Vergib mir das, was du jetzt in seinem Grunde wahrscheinlich tiefer durchschaust als ich selbst, und vergib es mir auch, daß ich, verstrickt in die Verworrenheiten meines eigenen Ichs und ungläubig gegen jede Hoffnung, die mir Licht im Innern und einen freien Kreis nach außen verspricht, deinen Tod nicht beklagen, kaum empfinden kann. Diese Unempfindlichkeit ist mir ein neuer Beweis, daß der eigentliche, der vernichtende Tod die menschliche Natur so wenig als Vorstellung noch als Gefühl zu erschüttern vermag, und daß er eben darum auch gar nicht möglich ist; denn alle Möglichkeiten sind in unserm tiefsten Innern vorgebildet und blitzen als Gestalten auf, wenn eine Begebenheit, ein Zufall, an die dunkle Region, wo sie schlummern, streift und rührt. Auch Klagen, auch Tränen werden dir nicht fehlen, wenn ich einmal wieder ich selbst bin, und ewig wird dein stilles freundliches Bild in aller mütterlicher Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an dich denke, an dein unausgesetztes Leiden, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken; wenn ich mich deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die dein Herz dennoch in sanfter Seligkeit auftauen ließen, so werde ich mich nie freudenleer dünken. So wirst du mir noch über das Grab hinaus Mutter sein; du wirst mir vergeben und ich dich nimmer, nimmer vergessen!"

Welcher Art diese Freuden schon sein konnten, davon berichtet uns eine Tagebucheintragung vom 28. November 1838,

die der Form nach ein Brief, doch wohl nur ein Ausbruch der Kindheitssehnsucht ist, der sich an die ferne Freundin richtet:

„Du ahnst nicht, liebe Elise, wie unendlich gern ich das Weihnachtsfest bei dir in Hamburg zubrächte! Gerade dieses Fest, wie jeden anderen Tag, gleichgültig und ungenossen an sich vorübergehen zu lassen, ist so schmerzlich. Das hat wohl jedem Kinde, und auch mir etwas gebracht; dann wurde von den blauen Hirschtellern — so genannt, weil in ihre Mitte ein Hirsch, den mein Vater gewöhnlich mit Kreide auf den Tisch nachzuzeichnen pflegte, gemalt war — gegessen, es gab einen Mehlbeutel, zuweilen wohl gar mit Rosinen oder Pflaumen gefüllt, später ward guter Tee getrunken, hauptsächlich der lieben Mutter wegen, die ohne Tee nur halb vergnügt sein konnte; bevor das Essen kam, sang der Vater in Gemeinschaft mit mir und meinem Bruder ein geistliches Lied; nachher mußte ich aus der ehrwürdigen dickbäuchigen Postille mit den vielen Holzschnitten, die mich so seltsam-fremdartig begrüßten, das Evangelium und eine Predigt vorlesen; darauf erschien der Nachtwächter mit seiner weitdröhnenden Knarre unter dem Fenster, sang einen Vers und erhielt durch mich oder meinen Bruder den schon längst bereitgehaltenen, nicht selten geborgten Schilling, wofür er ein fröhliches Fest anwünschte; die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir fast das ganze Jahr nicht heiter sahen; die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeit, Brot herbeizuschaffen (lagen doch meistens zwei oder drei köstliche weiße breite Wecken im Schrank!) unterblieben; Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder däuchten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage! Ich bin immer sehr traurig, wenn — was besonders im vorigen Jahre geschah — Weihnachten mir nicht die geringste Freudenblume zuwirft; an wenig andere Feste mach ich ähnliche Prätensionen, von meinem Geburtstag weiß ich z. B. fast nie, wann er ist."

Aber es gab nicht viele Feste in Hebbels Kindheit, der Druck war vorherrschend und die Angstträume aus der sogenannten „goldenen Zeit" des Lebens verfolgten ihn, so daß er im Herbst

1837 in München in sein Tagebuch notierte: „Ich träumte mich neulich ganz und gar in meine ängstliche Kindheit zurück, es war nichts zu essen da, und ich zitterte vor meinem Vater wie einst."

Dennoch vermochte es Hebbel, für seine idyllische Schilderung reichen und reizenden Stoff zu finden, und die Art, wie er die Szenerie seiner Kindheit, die Menschen seiner Umgebung, die drei ersten großen und folgenschweren Erlebnisse darstellt, hat einen eigenen Zauber. Er wollte auch, nach Goethes Vorbild, das Milde und Versöhnende hervorheben, alles Trübe und Verletzende verschwinden lassen. Diese drei Erlebnisse bestehen in der Erkenntnis, daß es auch über den „allmächtig erscheinenden" Erwachsenen noch Mächte gibt, denen sie unterworfen sind, in der ersten Sünde und in der ersten Liebe. Diese erste Liebe, die auch in Hebbels Lyrik nachgewirkt hat, soll er selbst beschreiben, wie sie ihm, durch die Schule mit den beiden anderen großen Erinnerungen unmittelbar verknüpft, später vor dem geistigen Auge erschien:

„Ich hätte oben eigentlich noch einen dritten Moment nennen sollen. Aber dieser, wie hoch oder wie niedrig man ihn auch anschlagen mag, wenn man auf ihn zurückschaut, ist jedenfalls im Menschenleben so einzig und unvergleichlich, daß man ihn mit keinem anderen zusammenstellen darf. Ich lernte in Susannas dumpfer Schulstube nämlich auch die Liebe kennen, und zwar in derselben Stunde, wo ich sie betrat, also in meinem vierten Jahre. Die erste Liebe! Wer lächelt nicht, indem er dies liest, wem schwebt nicht irgendein Ännchen oder Gretchen vor, das ihm auch einmal eine Sternenkrone zu tragen und in Himmelblau und Morgengold gekleidet zu sein schien, und das jetzt vielleicht — es wäre frevelhaft, das Gegenbild auszumalen ...

Es dauerte einige Zeit, bis ich aufzuschauen wagte, denn ich fühlte, daß ich gemustert wurde, und das setzte mich in Verlegenheit. Endlich tat ich's, und mein erster Blick fiel auf ein schlankes blasses Mädchen, das mir gerade gegenübersaß; sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers. Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich, das Blut drang mir zum Herzen, aber

Eine Stube in Wesselburen zur Zeit von Hebbels Geburt

auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel damit begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn; die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt, weil ich sie dort nur sehen konnte, die Sonn- und Feiertage, die mich von ihr trennten, waren mir so verhaßt, als sie mir sonst erwünscht gewesen sein würden; ich fühlte mich ordentlich unglücklich, wenn sie einmal ausblieb. Sie schwebte mir vor, wo ich ging und stand, und ich wurde nicht müde, still für mich hin ihren Namen auszusprechen, wenn ich mich allein befand; besonders waren ihre schwarzen Augenbrauen und ihre sehr roten Lippen mir immer gegenwärtig, wogegen ich mich nicht erinnere, daß auch ihre Stimme auf mich Eindruck gemacht hätte, obgleich später grade hiervon bei mir alles abhing. Daß ich bald das Lob des fleißigsten Schulgängers und des besten Schülers davontrug, versteht sich von selbst; mir aber war dabei eigen zumut, denn ich wußte gar wohl, daß es nicht die Fibel war, die mich zu Susanna hintrieb, und daß ich nicht, um schnell lesen zu lernen, so emsig buchstabierte. Allein niemand durfte ahnen, was in mir vorging, und Emilie am wenigsten; ich floh sie aufs ängstlichste, um mich nur ja nicht zu verraten; ich erwies ihr, wenn die gemeinschaftlichen Spiele uns dennoch zusammenführten, eher Feindseligkeiten als etwas Freundliches; ich zupfte sie von hinten bei den Haaren, um sie doch einmal zu berühren, und tat ihr weh dabei, um nur keinen Verdacht zu erregen. Ein einziges Mal jedoch brach die Natur sich gewaltsam Bahn, weil sie auf eine zu große Probe gesetzt wurde. Als ich eines Nachmittags, nämlich in der Tummelstunde, die dem Unterricht stets voranging, weil die Kinder nur langsam zusammenkamen und Susanna auch gern ein Mittagsschläfchen hielt, in die Schulstube trat, bot sich mir ein höchst betrübsamer Anblick dar: Emilie wurde von einem Knaben gemißhandelt und dieser war einer meiner besten Kameraden. Er zupfte und knuffte sie weidlich, und das ertrug ich noch, obgleich nicht ohne große Mühe und mit immer steigender stiller Erbitterung. Endlich aber trieb er sie

in einen Winkel, und als er sie wieder herausließ, blutete ihr der Mund, wahrscheinlich, weil er sie irgendwo gekratzt hatte. Da konnte ich mich nicht länger halten, der Anblick des Blutes versetzte mich in Raserei, ich fiel über ihn her, warf ihn zu Boden und gab ihm seine Püffe und Schläge doppelt und dreifach zurück. Aber Emilie, weit entfernt, mir dankbar zu sein, rief selbst für ihren Feind nach Hilfe und Beistand, als ich gar nicht wieder aufhörte, und verriet unwillkürlich, daß sie ihn lieber hatte, als den Rächer. Susanna, durch das Geschrei aus ihrem Schlummer geweckt, eilte herbei und forderte, mürrisch und unwillig, wie sie natürlich war, strenge Rechenschaft wegen meines plötzlichen Wutanfalls; was ich zur Entschuldigung hervorstotterte und stammelte, war unverständlich und unsinnig, und so trug ich denn als Lohn für meinen ersten Ritterdienst eine derbe Züchtigung davon. Diese Neigung dauerte bis in mein achtzehntes Jahr und hatte sehr verschiedene Phasen; ich muß daher noch mehrmals darauf zurückkommen."

Wichtig und interessant ist auch, was Hebbel über seine äußerst rege und lebhafte Phantasie erzählt, die ihn schon in seiner frühesten Kindheit gequält und geängstigt hat. Interessant auch sein Verhältnis zum Lernen überhaupt, sobald ihm ein etwas reicheres Maß von Geistesnahrung vorgesetzt wurde als in Susannas Klippschule, in der er sich, nur um Emilie Voß zu gefallen, so recht anstrengte. Hebbel benutzt die Gelegenheit, um seinem Lehrer Franz Christian Dethleffsen ein Denkmal zu errichten, von dem er immer wieder in späterer Zeit erzählte, daß er Dethleffsen die rein technisch-grammatikalische Beherrschung der deutschen Sprache verdanke. Hebbel hat ihm ein treues und dankbares Andenken bewahrt, und als im Jahre 1853 der alte Dithmarscher sich an den berühmten Schüler um Hilfe wandte, trug Hebbel in sein Tagebuch ein:

„Mein alter Jugendlehrer F. C. Dethleffsen schrieb aus Dithmarschen um Unterstützung an mich. Ich schickte ihm zehn Taler und schämte mich innerlich, daß es nicht mehr war, denn großen Dank bin ich diesem braven Manne schuldig. Er antwortete mir, und sein Brief rührte mich tief, denn er wußte seiner Erkennt-

lichkeit für die kleine Summe gar keine Grenze zu finden, versicherte, nun könne er seine Schulden (!) bezahlen und so weiter. Daraus sehe ich, daß er ein edler Mensch ist, und das will um so mehr heißen, als er, wie ich leider nur zu gut weiß, sich schon seit zwanzig Jahren aus Mißmut und so weiter dem Trunk ergeben hat."

Hand in Hand mit der Erweiterung von des kleinen Hebbel geistigem Leben ging eine einschneidende Änderung und Verengerung seiner äußeren Lebensumstände, und darüber berichtet er in sehr charakteristischer Weise:

„Ungefähr um dieselbe Zeit, wo ich Susannas dumpfen Saal mit der neuerbauten, hellen und freundlichen Elementarschule vertauschte, mußte auch mein Vater sein kleines Haus verlassen und eine Mietwohnung beziehen. Das war nun für mich ein wunderlicher Kontrast. Die Schule hatte sich erweitert: ich schaute aus blanken Fenstern mit breiten Föhrenrahmen, statt das neugierige Auge an grünen Bouteillen-Scheiben mit schmutziger Bleieinfassung zu versuchen, und der Tag, der bei Susanna immer später anfing und früher aufhörte, als er sollte, kam zu seinem vollen Recht; ich saß an einem bequemen Tisch mit Pult und Tintenfaß, der frische Holz- und Farbengeruch, der noch jetzt einigen Reiz für mich hat, versetzte mich in eine Art von fröhlichem Taumel, und als ich auf mein Lesen hin vom inspizierenden Prediger angewiesen wurde, die dritte Bank, die ich bescheiden gewählt hatte, mit der ersten zu vertauschen und sogar auf dieser noch einen der obersten Plätze einzunehmen, fehlte mir nicht viel mehr zur Seligkeit. Das Haus dagegen war zusammengeschrumpft und hatte sich verfinstert: jetzt gab es keinen Garten mehr, in dem ich mich mit meinen Kameraden bei gutem Wetter herumtummeln konnte, keine Diele, die uns bei Regen und Wind gastlich aufnahm: ich war auf die enge Stube beschränkt, in der ich mich kaum selbst rühren, in die ich aber keinen Spielgefährten mitbringen durfte, und auf den Platz vor der Tür, auf dem es, da die Straße unmittelbar daran vorüberlief, nur selten einer bei mir aushielt. Der Grund der ganzen folgenschweren Veränderung war eigen genug. Mein Vater hatte

ſich bei ſeiner Verheiratung durch Übernahme einer Bürgſchaft mit fremden Schulden beladen und würde ohne Zweifel ſchon viel früher ausgetrieben worden ſein, wenn ſein Gläubiger nicht glücklicherweiſe die lange Strafe einer Brandſtiftung im Zuchthauſe abzubüßen gehabt hätte. Dies war einer der furchtbaren Menſchen, die das Böſe des Böſen wegen tun und den krummen Weg ſogar dann noch vorziehen, wenn der gerade raſcher und ſicherer zum Ziele führt; er hatte den lauernd boshaften Höllenblick, den niemand aushält und der in einer noch kindlichen Zeit den Glauben an Hexen und Hexenmeiſter entzündet haben mag, weil die Freude über das Unheil in ihm einen Ausdruck findet, der das Unheil ſelbſt notwendig vermehren zu müſſen ſcheint. Krugwirt und Krämer ſeines Zeichens und für ſeinen Stand mehr als wohlhabend, hätte er die friedlichſte und fröhlichſte Exiſtenz führen können; aber er mußte durchaus mit Gott und der Welt in Feindſchaft ſtehen und einem wahrhaft teufliſchen Humor, von dem mir ſpäter ſelbſt in Kriminalgeſchichten kein zweites Beiſpiel vorgekommen iſt, den Zügel ſchießen laſſen. So ließ er ſeine Frau einmal auf ihre Bitte am Sonnabend mit der größten Freundlichkeit zur Beichte gehen, verbot ihr aber am Sonntag nach proteſtantiſchem Brauch auch das Abendmahl zu nehmen, weil ſie ihn darum nicht erſucht hatte. Wenn irgendeinem ſeiner Nachbarn ein junges ſchönes Pferd heranwuchs, ſo ging er zu ihm und bot ihm einen Spottpreis für das Tier. Wies dieſer ihn ab, ſo ſagte er: ‚Ich würde mir's doch überlegen und die alte Regel beherzigen, daß man alles hergeben ſoll, worum einmal gehandelt wurde. Wer weiß, was geſchieht!' Und ſicher ward das Pferd trotz aller Überwachung früher oder ſpäter auf der Wieſe oder im Stall mit durchgeſchnittenen Fußſehnen gefunden und mußte erſtochen werden, ſo daß er zuletzt kaufen konnte, was ihm irgend gefiel. Seinem Schwiegerſohn half er bereitwilligſt bei einem betrügeriſchen Bankrott, zu dem er ihn ſelbſt verleitet haben mochte als dieſer jedoch nach geſchworenem Meineid die unterſchlagenen Sachen zurückverlangte, lachte er ihn aus und forderte ihn auf zu klagen. Beim Feuerlegen wurde er aber von ſeinen

eigenen Magd überrascht und ungeachtet seiner Schlauheit und seines ebenso großen Glücks auf der Tat ertappt, und diesem Umstand verdankte mein Vater, den er durch allerlei listige Vorspiegelungen in die Bürgschaft hineingeschwatzt hatte, die wenigen Jahre ruhigen Besitzes, deren er sich in seinem kurzen Leben erfreute. Sowie das Zuchthaus dem Gemeinwesen seinen Zögling zurückgab, mußten wir die Stätte verlassen, an der unsere Großeltern über ein halbes Jahrhundert Freud und Leid miteinander geteilt hatten; es war für mich und meinen Bruder wie Weltuntergang, als die alten Mobilien, die sonst kaum beim Weißen des Zimmers von der Stelle gerückt wurden, plötzlich auf die Straße hinauswanderten, als die ehrwürdige holländische Schlaguhr, die nie richtig ging und immer Verwirrung anstiftete, auf einmal, hell vom Strahl der Maisonne beschienen, an einem Ast des Birnbaumes hing, und der runde wurmstichige Speisetisch, der uns, wenn gerade wenig darauf war, so oft den Wunsch abnötigte, daß wir alles haben möchten, was schon darauf verzehrt worden sei, wackelnd darunter stand. Doch war das Ganze natürlich auch ein Schauspiel für uns, und als sich sogar beim Aufräumen ein mir längst verloren gegangener bunter Pfeifenkopf in irgendeinem Rattenloch wiederfand und noch obendrein bei den mit uns ausziehenden Familien dies und jenes, was sich des Mitnehmens nicht zu verlohnen schien, für uns, die wir auch noch das Letzte brauchen konnten, im Durchstöbern der Winkel abfiel, kam der Tag uns bald als ein Festtag vor, und wir schieden, zwar nicht ohne Rührung, aber doch ohne Schmerz, von den Räumen, in denen wir geboren waren. Was das eigentlich hieß, erfuhr ich erst nachher, aber freilich bald genug: ich war, ohne es selbst zu wissen, bis dahin ein kleiner Aristokrat gewesen und hatte nun aufgehört, es zu sein. Das hing so zusammen. An und für sich schaut der Kätner auf den Heuerling herab, wie der Bauer und der reiche Bürger auf ihn, und ebenso wird mit einem gewissen Respekt wieder zu ihm hinaufgeschaut. Er ist des ersten Grußes so sicher, als ob er einen Wechsel darüber in Händen hätte und ihn durch die Gerichte eintreiben könnte;

kann er sich aber auf seiner Höhe nicht behaupten, so geht es ihm wie jeder Größe, die zum Fall kommt: die Unteren rächen sich dafür an ihm, daß er sie einst überragt hat. Die Kinder richteten sich in allen diesen Stücken nach den Eltern, und so hatte ich die Ehre der Erhebung, aber auch die Schmach des Sturzes mit meinem Vater zu teilen. Als wir uns noch im Besitz befanden, wurde mein Ansehen als Kätnerssohn noch bedeutend durch den Birn- und den Pflaumenbaum unseres Gartens gesteigert. Selbst im Winter wurde es nicht ganz vergessen, daß ich im Sommer etwas zu verschenken hatte, und mancher hartgefrorene Schneeball, der mir ursprünglich zugedacht war, flog doch an meinen Ohren vorüber, weil man besorgte, daß ich zu ungelegener Zeit Revanche nehmen möchte. Kam der Frühling heran, so begann man, durch allerlei kleine Gaben um meine Protektion zu werben; bald erhielt ich ein Heiligenbild, bald ein buntes Merkzeichen, bald eine Muschel, und huldvoll versprach ich dafür, was man verlangte. Zeigten sich die ersten Blüten, so wurden mit Tischlers Wilhelm förmliche Geschäfte abgeschlossen; er überließ mir auf Kredit bald einen kleinen Wagen, bald einen Puppensarg, bald ein Schränkchen und ähnliche Spielereien, die er selbst zierlich genug aus den Holzabfällen zurecht zu schnitzeln wußte, und ich wies ihm dafür ganze oder halbe Körbe von Birnen und Pflaumen an. Prangten die Bäume im vollen Flor, so war die Ernte auch in der Regel schon verkauft, aber allerdings ganz in der Stille, denn meine Mutter war wenig geneigt, die von mir eingegangenen Kontrakte zu realisieren, und Wilhelm stand ihr gegenüber immer als großmütiger und uneigennütziger Schenker da. Waren die Früchte reif, ein Zeitpunkt, über den Kinder und Erwachsene bekanntlich weit voneinander abweichen, so warf mein Gläubiger von seinem Garten aus mit Knütteln und Steinen dazwischen, während ich aufpaßte, ob auch jemand käme, und das Gefallene hurtig und ängstlich für ihn zusammenlas. Wir wählten gewöhnlich die Mittagsstunde dazu, und oft glückte es mir, meine Schulden vollständig abzutragen, bevor die allgemeine Obstlese eintrat; oft wurden wir aber auch von

dieſer überraſcht oder ſonſt ertappt, und dann holte Wilhelm ſich ohne Erbarmen, und ohne ſich darum zu kümmern, daß er zuweilen den größten Teil des bedungenen Preiſes ſchon eingeſtrichen hatte, in günſtiger Stunde ſeine Sachen wieder, indem er raſch über den Zaun ſprang und ſie mir wegriß. Dies alles hatte nun ein Ende, und die Folgen waren anfangs recht bitter. Zunächſt wurden meine Eltern feierlich als ‚Hungerleider' eingekleidet; denn es iſt charakteriſtiſch an den geringen Leuten, daß ſie das Sprichwort: ‚Armut iſt keine Schande!' zwar erfunden haben, aber keineswegs danach handeln. Dazu trug nun nicht wenig mit bei, daß meine Mutter etwas zurückhaltender Natur war und auch jetzt noch nicht aufhörte, ihr oft ausgeſprochenes Prinzip: ‚Wegwerfen kann ich mich immer, damit hat es keine Eile!' feſt zu befolgen. Dann fing man an, auf uns Kinder zu hacken. Die alten Spielkameraden zogen ſich zurück und ließen uns den eingetretenen Unterſchied wenigſtens empfinden; denn der Knabe, der einen Eierkuchen im Leibe hat, blickt den von der Seite an, der ſich den Magen mit Kartoffeln füllen muß; die neuen hänſelten uns und zeigten ſich widerwärtig, wo ſie konnten, ja die Pflegehausjungen drängten ſich heran. Dieſe, arme Waiſen, die auf öffentliche Koſten in einem Mittelding von Mildtätigkeitsanſtalt und Hoſpital unterhalten wurden, bildeten nämlich die allerunterſte Klaſſe; ſie trugen graue Kittel, hatten in der Schule, wie die Grafen in Göttingen, nur aus anderen Gründen, ihre eigene Bank und wurden von allen gemieden, ſo daß ſie ſich ſelbſt als halbe Ausſätzige betrachteten und ſich nur dem näherten, den ſie verhöhnen zu dürfen glaubten. Doch hatte das alles zuletzt ſehr gute Folgen für mich. Ich war bis dahin ein Träumer geweſen, der ſich am Tage gern hinter den Zaun oder den Brunnen verkroch, des Abends aber im Schoß der Mutter oder der Nachbarin kauerte und um Märchen und Geſpenſtergeſchichten bat. Jetzt ward ich ins tätige Leben hineingetrieben; es galt, ſich ſeiner Haut zu wehren, und wenn ich mich auf die erſte Rauferei auch nur nach langem Zögern und vielen, keineswegs kühnen Rettungsverſuchen einließ, ſo fiel ſie doch ſo aus, daß ich die

zweite nicht mehr scheute und an der dritten und vierten schon Geschmack fand."

Das war also der Zeitpunkt, zu dem Hebbel sich seiner niedrigen Stellung auf der sozialen Stufenleiter bewußt wurde, wo der Kätnerssohn zum völlig Besitzlosen herabsank. Das ist die Zeit, in der er es nicht wagte, am Baden der anderen Knaben teilzunehmen, weil er kein Hemd unter seiner Jacke anhatte und ihren Spott über seine Armut fürchtete. Er verkroch sich noch scheuer in sich selbst, als es seiner verschlossenen Art ohnedies entsprach. Sein erstes größeres Manuskript, den „Räuberhauptmann Evolia" sah er als Zehnjähriger verbrennen, weil er es vor dem Bruder Johann, der es nehmen wollte, mit Gewalt schützte und die Mutter ihn für diese Ungezogenheit so strafte. Seinem Lehrer gegenüber übernahm er lieber selbst die Verantwortung für eine zerknitterte Zeichenvorlage, als daß er eingestanden hätte, daß der Vater im Zorn über des Sohnes brotlose Künste das anvertraute Gut beschädigte. — Es ist dies eben die Zeit, in der der ganze furchtbare Druck, der auf einer Proletarierkindheit lastet, trotz der mildernden Einflüsse des Lebens in dem kleinen Orte, sich schwer auf die junge reizbare und empfindliche Seele legte. Wer weiß, ob sich nicht grade in dieser Zeit des Entbehrens die Szenerie des alten Gärtchens mit dem Brunnen, in dem die ersten glücklicheren Kindheitsjahre verträumt und verspielt wurden, noch tiefer in die junge Seele eingruben, tiefer als damals, da er in täglicher unmittelbarer Nähe weilte, so daß sie, von einem Zauber der Sehnsucht verklärt, ihre Auferstehung feierten in dem Gedicht: „Das Kind am Brunnen" und in der „Maria Magdalena".

Es ist aber auch die Zeit, in der Hebbel auf Befehl des Vaters Maurerlehrling, sogenannter „Zupfleger" werden mußte, wobei er sich mit dem Vater entzweite und danach das Handwerk aufgab. Trotzdem er damals schon schrieb, wie ja die Kindertragödie vom Räuber Evolia beweist, war er sich nach seiner eigenen Angabe seines Dichtertalents keineswegs bewußt. Er berichtet darüber in seinem Tagebuch unter dem 1. Januar 1836:

„Bis in mein vierzehntes Jahr habe ich, obwohl ich Verse machte, keine Ahnung gehabt, daß ich für die Poesie bestimmt sein könnte. Sie stand mir bis dahin wie etwas Ungeheures vor der Seele, und eher würde ich es meinen körperlichen Kräften zugemutet haben, eine Alp zu erklimmen, als meinen geistigen, mit einem Dichter zu wetteifern, obwohl mich beides reizte. Ich stand in einem Verhältnis zur Poesie wie zu meinem Gott, von dem ich wußte, daß ich ihn in mich aufnehmen, aber ihn nicht erreichen könne. Deutlich erinnere ich mich übrigens noch der Stunde, in welcher ich die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte. Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhard, worin der schöne Vers:

‚Die goldnen Sternlein prangen
am blauen Himmelssaal'

vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig; ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf."

Ehe ihm die Erkenntnis seiner Begabung und damit auch das Streben nach Ausbildung und Betätigung kam, mußte er noch viel durchmachen. Zuerst wirkte der Tod des Vaters auf ihn ein und ganz besonders ein sich an diesen knüpfendes seltsames Erlebnis, das er auch Jahre später in seinem Tagebuch verzeichnet hat:

„Als mein Vater am Sonnabend, abends um 6 Uhr, den 11. November 1827, nachdem ich ihn am Freitag zuvor noch geärgert hatte, im Sterben lag, da flehte ich krampfhaft: nur noch acht Tage, Gott; es war, wie ein plötzliches Erfassen der unendlichen Kräfte, ich kann's nur mit dem konvulsivischen Ergreifen eines Menschen am Arm, der in irgendeinem ungeheuren Fall Hilfe oder Rettung bringen kann, vergleichen. Mein Vater

erholte sich sogleich; am nächstfolgenden Sonnabend, abends 6 Uhr, starb er!"

Dieser Todesfall wurde die Ursache für die einschneidendsten Veränderungen im Leben des jungen Hebbel. Nicht nur, daß die ganze Stellung des Knaben, der ja noch nicht viel älter als 14 Jahre war, und der nun plötzlich der „große" Sohn, der Halt und die Stütze der Mutter werden sollte, eine ganz andere wurde, — nein, bedeutender und wichtiger war es, daß er in den nun folgenden Jahren den Druck des Proletariats, die Last der Knechtschaft, die durch die Besitzlosigkeit veranlaßt wird, in ganz anderer Weise erfahren sollte als je zuvor. Hebbel kam in das Haus des Kirchspielvogtes Mohr, der ihn als Schreiberlehrling bei sich aufnahm und sich verpflichtete, ihm freie Station und seine abgelegten Kleider zu geben, — für Wäsche mußte die Mutter sorgen. Sein Nachtlager teilte er mit dem Stallknecht Christoph Sievers, seine Mahlzeiten nahm er am Gesindetisch ein. Doch fühlte er sich zuerst recht wohl in dem Hause des geschulten Juristen, der als Beamter ordnungsliebend, rechtschaffen und pünktlich, im Privatleben aber anmaßend und voller Dünkel auf seine Familie sowohl wie auf alles Erlernbare war, das er sich angeeignet hatte. Er trat mit großer Sicherheit und Nachdruck auf, und das imponierte dem schüchternen und linkischen Knaben so, daß er lange Zeit mit einer Art anbetender Bewunderung zu Mohr emporsah, dessen äußere Eigenheiten in dem Benehmen er sich angewöhnte, so daß er in dem viel zu großen abgelegten Rock des Prinzipals mit dessen Bewegungen und seinem eigentümlich hüpfenden Gang über die Straße stolzierte. Auch hatte er sich die persönliche Zuneigung eines Verwandten von Mohr erworben, der ihm manches kleine Ertrageschenk zusteckte. — Aber je älter er wurde, desto mehr empfand er die Zwitterstellung, in der er sich befand. Er war einerseits der Empfänger von Wohltaten, und andererseits leistete er eine ganz beträchtliche Arbeit für seinen Prinzipal, die von diesem als etwas Selbstverständliches hingenommen wurde, ohne besonderen Dank und ohne besonderen Lohn. Hebbel selbst hat dieses Verhältnis in einem Brief an den Kirchspielvogt Mohr charakteri-

ſiert, den er als reifer Mann im Jahre 1853 an ihn richtete. Der Brief hat folgende Vorgeſchichte. Emil Kuh, der Biograph Hebbels, ſammelte die Berichte und Mitteilungen, die er über Hebbels Jugend und weiteres Lebens erlangen konnte, und um nicht in dem Streben nach Ausklünften über den von ihm verehrten Meiſter mißdeutet zu werden, hatte er ſich von Hebbel ausdrücklich durch einen Brief dazu autoriſieren laſſen, oder benützte einen auf dieſe biographiſchen Vorarbeiten bezüglichen Brief als Autoriſation. Dabei wandte er ſich natürlich auch an den Kirchſpielvogt Mohr, bei dem Hebbel von 1827 bis 1835 im Hauſe verweilte. Mohr beantwortete Kuhs Anfrage mit folgendem Brief:

„Auf Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 30. v. M. beeile ich mich zu erwidern, daß ich in meinen Beziehungen zu Hebbel keine Aufforderung finden kann, mich bei dieſem Unternehmen irgendwie zu beteiligen. Solange Hebbel in ſeiner Heimat lebte, war bei ſeinen unverkennbaren Talenten in meinen Augen ſeine Beſcheidenheit ſein ſchönſter Schmuck; ſeit er im Auslande an die Stelle ſeiner früheren Anſpruchsloſigkeit einen unbegrenzten Hochmut hat treten laſſen, kann ich Hebbel zum Gegenſtand meiner Beſchäftigung nicht machen. Ew. Wohlgeboren legen Wert auf das hierbei zurückgeſandte Schreiben Hebbels. Abgeſehen von der Glätte, die Hebbel der Faſſung desſelben zu geben für zweckmäßig gehalten hat, ſcheint es wenig geeignet zu ſein, ihm ſelbſt Wert zu verleihen; liegt er doch faſt in jeder dieſer Zeilen auf den Knien vor ſich ſelbſt! Hebbel klagt in ſeinem Brief, daß manches aus ſeinem Leben ſo weit hinter ihm liege, daß er kaum begreife, wie es jemals bedingend und beſtimmend für ihn habe ſein können: möglich iſt, daß zu dieſem manchen auch ſeine früheren Beziehungen zu mir, in deſſen Hauſe er aufgewachſen iſt, gehören, wenigſtens dürfte die Art, in der ich meiner in dieſem Briefe gedacht finde, annehmen laſſen, daß dieſe Vergangenheit weiter in ihm zurückliegt, als ſeine Jahre reichen. Hebbel iſt der Meinung, daß die Biographie den Menſchen in ſeinem Werden darſtellen und Zuſtand aus Zuſtand atmoſphäriſch- und pſychologiſch-treu ent-

wickeln müsse. Was die Atmosphäre Dithmarschens anlangt, so nehme ich keinen Anstand, Ew. Wohlgeboren die Nachricht zugehen zu lassen, daß sie namentlich in der Marsch, der Heimat Hebbels, grundschlecht ist, voll Dunst und Nebel: sollte die Luft, womit sein Hochmut ihn umgibt, nicht schlechter sein, so würde in der Atmosphäre seiner Abstammung vielleicht der Schlüssel zu dem Rätsel zu suchen sein, daß er in der Atmosphäre seines Hochmuts es auszuhalten vermag, ohne körperlich und geistig unterzugehen. Hebbel macht in seinem hierbei zurückgehenden Schreiben die Personen namhaft, mit denen er hier korrespondiert; ich kann deren Zahl noch um eine vermehren: es ist mein früherer Kutscher Stoffer Sievers, gegenwärtig in Heide. Auffällig ist, wie unserem Hebbel seine Korrespondenz mit Sievers, der ihm durch eine einzige Äußerung stets unvergeßlich hätte bleiben sollen, hat entfallen können. — Ew. Wohlgeboren machen mir die Mitteilung, daß Hebbels Judith in der Türkei gegeben werde (in Bukarest, Anm. d. Hersg.); nun, meines Erachtens liegt darin keine Empfehlung. Übrigens wird es unnötig sein, unsere Meinungsverschiedenheit über Hebbel hier zum Gegenstande einer näheren Erörterung zu machen, jedenfalls soll sie der Achtung nicht Abbruch tun, die ich Ihnen gern zolle und mit der ich bin Ew. Wohlgeboren ergebenster Mohr.

Wesselburen, 8. April 1853."

Dieses Schreiben ging im Original verloren, und als Kuh dann noch einmal mahnte, sandte er es in Abschrift wieder und fügte die folgenden Zeilen hinzu:

„Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 30. März d. J. ist nach Empfang desselben innerhalb 2 Tagen mittelst der Anlage A von mir beantwortet: Sie werden hiernach jetzt näher zu ermessen geneigen, inwieweit in der Beantwortung von Zuschriften unter Gebildeten herrschende Kurtoisie von mir gefehlt worden. Wenn aber Ew. Wohlgeboren es für unwahrscheinlich halten, daß ich und gerade ich allein Ihrem Unternehmen in betreff der Herausgabe einer atmosphärisch-psychologischen

Lebensbeschreibung Hebbels meine Mitwirkung versagen könne, so muß ich, falls der in der Anlage von mir gelieferte Beitrag nicht ausreichen sollte, Sie bitten, sich mit dem Gedanken an die Wahrheit dieser Tatsache vertraut zu machen. Tiecks Urteil über Hebbel kann darin um so weniger eine Änderung herbeiführen, als das meinige nach Anlage A nicht sehr davon abzuweichen scheint. Das von Ihnen mir mitgeteilte Ihnen so hochwichtige Schreiben Hebbels habe ich ausweislich der Anlage A remittiert: daß dieses mein unterm 8. April d. J. in Heide der Post übergebene Schreiben nebst Anschluß nicht in Ihre Hände gelangt ist, bedauert sehr Ihr ergebenster Mohr.

Wesselburen, den 8. Juni 1853."

Diese beiden Briefe, die an Dünkelhaftigkeit und Anmaßung, an tiefster Verständnislosigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und jene Distanzlosigkeit zeigen, die das erste Kennzeichen des subalternen Geistes ist, hat Kuh vor Hebbel, wohl um ihn zu schonen, verbergen wollen. Als sie aber dann doch vor seine Augen kamen, haben sie die folgende Antwort Hebbels an Mohr gezeitigt:

„Es tut mir leid, daß ich im Lauf meines Lebens noch einmal mit Ihnen in Berührung treten muß. Aber ich sehe mich dazu gezwungen, denn ich kann die zwischem dem Herrn Dr. Kuh in Wien und Ihnen in betreff meiner geführte Korrespondenz nicht ignorieren. Diese Korrespondenz wurde mir erst wenige Tage vor meiner Abreise ins Bad mitgeteilt, und auch jetzt nur, weil ich den Herrn Dr. Kuh zur Rede stellte, warum er Ihrer in seiner ‚Charakteristik Friedrich Hebbels' auf eine so herbe Weise gedacht habe; ich selbst hatte ihm dazu keinen Anlaß gegeben, denn ich habe mich nie über Sie geäußert. Zu seiner Rechtfertigung übersandte er mir Ihre beiden Briefe, nebst seiner Antwort, und ich muß bekennen, daß er vollkommen gerechtfertigt ist, ja, daß er es wäre, wenn er sich noch ganz anders über Sie ausgelassen hätte. Nur darin irrte er, wenn er dachte, daß ich von dem Vorgang keine Notiz zu nehmen brauchte; er kannte die Verhältnisse nicht und konnte sie nicht kennen.

Glauben Sie nicht, daß ich mich von Ihnen beleidigt fühle; das ist nicht der Fall und kann nicht der Fall sein. Ihr ästhetisches Urteil berührt mich nicht, denn Sie sitzen nicht mit in dem Areopag, der über mich und meinesgleichen richtet, und müssen sich es selbst sagen. Ihr moralisches Urteil, um Ihre Expektoration über meine Bescheidenheit so zu nennen, ist mir günstig, soweit es die Ihnen bekannte erste Hälfte meine Lebens betrifft, und wenn Sie der letzte Jurist der Welt sein sollten, so müßten Sie noch wissen, was es hinsichtlich der Ihnen gänzlich unbekannten zweiten bedeutet. Ihre Kritik eines nicht für Sie bestimmten Briefes beweist endlich nur, daß Sie ihn nicht verstanden haben, und das ist ein Unglück, aber kein Verbrechen. Zwar ist der Ton, in dem Sie sich gefallen, nicht der feinste, und dem Witz, in dem Sie exzellieren, völlig ebenbürtig, doch daraus geht nur hervor, daß Sie zu den Leuten gehören, die immer aus den Windeln des Kindes auf den Rock des Mannes schließen, und deshalb oft am unrechten Orte plump und zart sind. Das ist ein Naturfehler, und wer wird einen solchen nicht entschuldigen?

Hätte ich also bloß einen inkompetenten und zudringlichen Pseudorichter vor mir, so hätte der Herr Dr. Kuh recht gehabt, mir den Vorgang zu unterschlagen; den würde der erste beste Büttel der Themis schon ohne meine Beihilfe von seinem angemaßten Sitz verjagen. Aber ich habe es auch mit einem Pseudowohltäter zu tun, der behauptet, daß ich in seinem Hause ‚aufgewachsen' sei, und dadurch zu verstehen gibt, daß er Ansprüche an mich habe, und den muß ich zurechtweisen, denn der könnte gehört werden. Ich bin nun nicht in Ihrem Hause aufgewachsen, ich kam in meinem 14ten Jahr mit vortrefflichen Schulkenntnissen ausgerüstet zu Ihnen und leistete Ihnen vom ersten Tage an Dienste, die anfangs zwar gering waren, die Sie aber sehr bald in den Stand setzten, Ihren Schreiber zu entlassen und mich an seiner Statt zu verwenden. Dadurch ersparten Sie den nicht unbeträchtlichen Gehalt, den Sie ihm zahlen mußten, und ich erhielt als Äquivalent Ihre abgelegten Kleider und die Beköstigung am Gesindetisch; für meine Bil-

dung aber taten Sie gar nichts, wenn Sie es ſich nicht etwa als Verdienſt anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand riſſen, und auch ſpäter trugen Sie zu meinen Studien nicht das mindeſte bei. Noch leben Hunderte, die das beſtätigen müſſen; wie können Sie ſich denn unterſtehen, das Gegenteil zu ſchreiben? Wohl ſtand es bei Ihnen, mich zu Ihrem ewigen Schuldner zu machen; Sie aber brauchten mich, unbekümmert um meine Zukunft, wozu ich eben gut war, und gefielen ſich, wenn Sie mir die letzten Jahre auch aus Scham eine Kleinigkeit ausſetzten, bis zu dem Tage, wo ich Ihr Haus und Weſſelburen zugleich verließ, in einem rohen Benehmen. In jenem Fall würde ich Ihnen bis an mein Lebensende dankbar geweſen ſein, ſo gewiß, als ich es meinem braven Jugendlehrer, dem Herrn Rektor Dethleffſen und der Frau Doktorin Amalie Schoppe bin, die mit mir recht zufrieden ſind; ein bloßes Dienſtverhältnis aber begründet keine Rechte und Verbindlichkeiten, die über das bedungene momentane Leiſten hinausgehen.

Nein, Herr Mohr, ich ſtehe nicht in Ihrer Schuld, wohl aber Sie in der meinigen, denn Sie haben ſich ſchwer an meiner Jugend verſündigt, und der Mann iſt in der Lage, ſich Satisfaktion für das zu verſchaffen, was Sie an dem Jüngling verbrachen. Schlägt ihnen das Herz nicht, indem Sie dies leſen? Nach meiner Kenntnis der menſchlichen Natur möchte ich es annehmen, aber nach der Rückſichtsloſigkeit, die ſich in Ihren Briefen ausſpricht, muß ich es bezweifeln, darum will ich Ihr Gewiſſen wecken. Sie ſchwängerten Ihre Dienſtmagd und hatten bei der Gelegenheit den brutalen Mut, mir einen Antrag zu tun, der ſogar für einen Bäckergeſellen, der ihn nachher einging, entehrend war und ihm die Verachtung ſeiner Genoſſen zuzog. Damals waren Sie mein Prinzipal und mein Obervormund, hatten alſo die zwiefache Pflicht, mich zu allem Guten anzuleiten und vom Schlechten und Nichtswürdigen abzuhalten; wiſſen Sie, was das heißt, und mit welchem Verdikt die ganze moraliſche Welt Sie belegen würde, wenn ich das Faktum in meinen Memoiren erzählte? Bis jetzt hatten Sie nichts zu be-

fürchten, es ziemt dem Menschen, zu vergeben und zu vergessen, und ich war entschlossen, Ihrer nur im allgemeinsten zu gedenken und jene scheußliche Szene mit Nacht zu bedecken. Auch in diesem Augenblick wünsche ich, mit einer so traurigen moralischen Exekution verschont zu bleiben, nun aber hängt das nicht mehr von mir, sondern von Ihnen ab, denn ehe ich großmütig gegen Sie sein kann, muß ich mich sicher gegen Sie gestellt haben. Ginge das Selbstbewußtsein in mir auch nur um eine Linie über das Erlaubte, ja durch die erworbene Position Gebotene und von allen Seiten Bestätigte hinaus, so würde ich Ihnen eine schwere Bedingung setzen; aber die Beschäftigung mit der tragischen Kunst stimmt das Gemüt demütiger als die stündliche Betrachtung eines Totenkopfs, und ich will nur das unbedingt Notwendige fordern. Sie erklären dem Herrn Dr. Kuh, daß Sie Ihre beiden Briefe nach Form und Inhalt als übereilt mißbilligen, und erbitten sie sich zum Zweck der Vernichtung zurück. Damit will ich zufrieden sein, bemerke Ihnen jedoch zugleich, daß ich selbst keine Zeile von Ihnen annehmen kann.

Erwägen Sie nun wohl, was Sie tun! Sie haben die Wahl zwischen einem einfachen Akt der Reue und zwischen der Ehre, die Ihnen aus der dereinstigen Veröffentlichung der obigen Szene erwachsen wird. Jener Akt bleibt unter drei Personen und wird bald vergessen; diese Ehre dürfte keine flüchtige sein, denn meine Memoiren werden länger dauern, als die von mir im Dithmarscher und Eiderstedter Boten mitgeteilten Produktionen, denen Sie den Maßstab für mich zu entlehnen scheinen. Mir ist Ihr Entschluß natürlich gleichgültig; ich werde, wenn Sie nicht innerhalb der nächsten vier Wochen meinem sehr mäßigen Verlangen auf angemessene Weise entsprechen, gleich nach der Rückkehr in mein Haus dem Herrn Dr. Kuh zur einstweiligen Ergänzung seiner Akten und demnächstigen beliebigen Verfügung eine Abschrift des gegenwärtigen Briefes zustellen, und dann meine Jugendgeschichte zum Abschluß zu bringen suchen, da ich während der Nachkur ohnehin nichts Dramatisches ausführen darf.

Schließlich noch ein Gruß an den alten treuen Christoph, dessen Sie auf eine Art gedenken, als ob Sie glaubten, daß ich

Treppe mit Bettschrank in der Kirchspielvogtei zu Wesselburen

mich seiner schäme. Das ist durchaus nicht der Fall, wenn ich auch vor zwanzig Jahren seine Rekondaleszenz nach dem Fleckfieber nicht auf Ihren Befehl mit ihm in einem und demselben Bett durchmachen wollte, um Ihnen mit Gefahr meines Lebens eine kleine Ausgabe zu ersparen. Im Gegenteil, ich habe ihm in meiner Julia schon ein Denkmal gesetzt, und er wäre mir in Wien von Herzen willkommen: hätte er das Unglück, gerade einen Freund bei mir zu treffen, der ihm an Bildung, Rang und Stand gar zu weit überlegen wäre, zum Beispiel den Fürsten Schwarzenberg, so würde er gewiß im Vorzimmer etwas warten oder sich noch einmal zu mir bemühen. Dies könnte vornehm klingen, aber dem Absender solcher Briefe gegenüber muß ich mich notgedrungen auf den zweifelhaftesten aller Größenmesser, den Hof- und Staatskalender berufen, da die Koryphäen der Wissenschaft und der Kunst offenbar nicht hinreichten, um Ihnen das Wunder begreiflich zu machen, daß man der Sohn eines armen Mannes sein, Jahre lang für Sie Lizitationsakten abfassen und es doch noch zu etwas bringen kann. — Übrigens habe ich die Ehre zu sein

Ihr ergebener Friedrich Hebbel."

Diese Abfertigung wird man scharf nennen können, aber sie war nur zu verdient, wenn man sich klarmacht, wie entsetzlich die seelische Qual war, zu der Hebbel durch das Ausbeutertum seines Wohltäterchefs verdammt wurde. Denn das ist wieder charakteristisch für Hebbel: was ihn hier traf, war das ganz alltägliche Los des Ausgebeuteten, dessen geistige Kräfte, dessen Zeit ohne Vergleich mit den Leistungen anderer, oft nur mit viel größeren Opfern zu erlangender Arbeitskräfte der ausbeutende „Wohltäter" sich zu eigen macht. Und dafür wird noch Dankbarkeit gefordert, daß man seine Kräfte aufreiben darf. Hebbel, der nur unbewußter Proletarier war, konnte darin nichts Typisches erkennen. Er sah es als persönliche Tragik an, bedingt durch die Ungunst des Geschickes, die ihn einem Mohr zugeführt hatte. Doch Mohr ist keine Individualität, Mohr ist Typus in dieser Beziehung. Vom Standpunkt seiner beamt-

lichen Würde konnte er gar nicht anders handeln und empfinden, — wie auch Hebbel nicht anders empfinden konnte, als er es in diesem Brief ausdrückt.

Das Mißverhältnis zwischen seiner geistigen Weite und zwischen der Enge seines Lebens wurde immer grausamer, immer härter fühlbar. Wie ein Aufschrei aus einer gequälten Brust mutet der Brief an, den Hebbel im Sommer 1832 an Ludwig Uhland richtete, den er mehr als alle anderen Dichter verehrte. Uhland hatte mit seinem Gedicht: „Des Sängers Fluch" so erschütternd auf ihn gewirkt, daß er den Tag seiner Bekanntschaft mit diesem Dichter als epochemachend in seinem Tagebuch verzeichnete. Er schreibt darüber am 5. Januar 1836 aus der Erinnerung:

„Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere. Hat er keine geistigen Entdeckungen gemacht und keine fremden Länder erobert, so hat er doch gewiß auf mannigfache Weise geirrt, und seine Irrtümer sind der Menschheit ebenso wichtig, wie des größten Mannes Wahrheiten. Darum werde ich von jetzt an dieses Buch zu einem Barometer bestimmen für den Jahreszeitenwechsel meiner Seele und zugleich zuweilen den Blick rückwärtskehren, ob ich hie und da einen geistigen Wendepunkt entdecken kann.

Was ich zuerst zu bemerken habe, ist der Tag, an welchem mir Uhland zuerst entgegentrat. Ich las von ihm in einem ‚Odeum' ein Gedicht: Des Sängers Fluch, und war jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atmen fehlte. Ich hatte mich bei meinem Nachleiern Schillers — über diesen Lyriker spricht der Umstand das Urteil, daß er dem Menschen in der Jugend nahe steht und bei vorgerückten Jahren ferne, wogegen bei anderen Dichtern das umgekehrte Verhältnis stattfindet — sehr wohl befunden und dem Philosophen manchen Zweifel, dem Ästhetiker manche Schönheitsregel abgelauscht, um Seitenstücke zum ‚Ideal und Leben'

und zu anderen Treibhauspflanzen, die es bei erkünstelter Farbe doch nie zu Geruch und Geschmack bringen, zu liefern; von Goethe war mir nur wenig zu Gesicht gekommen, und ich hatte ihn um so mehr etwas geringschätzig behandelt, weil sein Feuer gewissermaßen ein Unterirdisches ist, und weil ich überhaupt glaubte, daß zwischen ihm und Schiller ein Verhältnis, wie etwa zwischen Mohammed und Christus bestehe: daß sie fast gar nicht miteinander verwandt seien, konnte mir nicht einfallen. Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion! — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung — ich weiß kein bezeichnenderes Wort — alles, selbst das Wunderbare und Mystische, auf das einfach Menschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte und dennoch durch den Rückblick auf die Totalität des Dichters vollkommen zu verstehen und aufzunehmen war. Dieses reine harmonische Glockenspiel erfreute mich so lange, bis ich es zu seinem Ursprung zu verfolgen und mir über den Eindruck, den es auf mich hervorgebracht, Rechenschaft zu geben suchte; und nicht ohne der Verzweiflung, ja dem Wahnsinn nahe zu sein, gewann ich dies erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten müsse. Wie weit ich nun noch von der Erfassung des ersten und einzigen Kunstgesetzes, daß sie nämlich an der singulären Erscheinung das Unendliche veranschaulichen solle, entfernt war, läßt sich nicht berechnen. Ich bedaure, daß die Führung eines Tagebuchs, das ich mir vorgenommen, damals unterblieb; aber ich mochte nicht wühlen in meinen Wunden und erinnere wenig mehr über jene Periode, als daß ich einen ihr langen und sehr finsteren Weg zurückgelegt und das Ziel früher erreicht als erkannt habe. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann unterstehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum

ſichern Gebrauch ſeiner Kräfte gelangen will; ein Prophet taufe den zweiten, und wem dieſe Feuertaufe das Haar ſengt, der war nicht berufen."

Und weil er empfand, daß ſein Dichtergeiſt dieſe Feuertaufe von Uhland empfangen habe, weil er bei ihm jede geiſtige Hilfe vermutete, deren er bedurfte, wandte er ſich mit wahrhaft kindlichem Vertrauen an ihn:

„Hochgeehrter Herr!

Verzeihen Sie es mir, daß ich ſo kühn bin, dieſe Zeilen an Sie zu richten. Ich bin der Sohn eines armen Mannes, 19 Jahre alt und gegenwärtig Schreiber in der hieſigen Kirchſpielvogtei. Mein Vater ſtarb in meinem 16. Lebensjahr und hinterließ meiner Mutter nichts als zwei unmündige Kinder, mich und einen noch jüngern Bruder: auf meine Erziehung konnte daher nichts verwendet werden, und ich hatte nie Gelegenheit, eine andere als die hieſige Bürgerſchule zu beſuchen, worin über 100 Kinder, die auf den verſchiedenartigſten Stufen des Alters ſowohl als der Fähigkeiten ſtehen, in den Anfangsgründen der unentbehrlichſten Wiſſenſchaften — im Leſen, Rechnen und Schreiben — ſo wie in der Religion Unterricht erhalten, und wo ich mir um deswillen auch nur die allerdürftigſten Kenntniſſe erwerben konnte. Gleich nach dem Abſterben meines Vaters wurde ich von dem hieſigen Herrn Kirchſpielvogt Mohr, einem ſo menſchenfreundlichen als gebildeten Manne, ins Haus genommen, um ihm als Schreiber in ſeinen zahlreichen Geſchäften beizuſtehen: mein Herr behandelt mich ſo gut, wie ich nur immer wünſchen kann: ich könnte daher wohl mit meiner Lage zufrieden ſein: allein es fehlt mir hier faſt an jeder Gelegenheit, mir einige Bildung zu erwerben, welche ich mir doch ſo außerordentlich gern erwerben möchte. Mein Herr ſieht dieſes ſelbſt ein und hat ſchon wiederholentlich gegen mich geäußert, daß ich nicht am rechten Platz ſtehe: er aber wußte ſo wenig einen Ausweg als ich ſelbſt; im vorigen Jahr faßte ich den Entſchluß, aufs Theater zu gehen und wandte mich zu dem Beruf ſchriftlich und mündlich an den Hern Direktor Lebrun in Hamburg: dieſer riet

mir indes unbedingt davon ab, und mochte Recht haben, indem ich den Plan, Schauspieler zu werden, weniger aus Liebe zur Sache als aus Verzweiflung darüber, daß ich keine einzige Bahn vor mir sah, faßte. Nun ich diesen Entschluß aber aufgab, war ich wieder wie ein Schiff auf stürmischem Meer und wußte nicht, wohin? fühlte mich in dieser Hinsicht so unglücklich, wie sich ein Mensch, der durchaus keinen Lebensplan hat, nur immer fühlen kann: da richtete ich meine Hoffnung auf Sie, und ich weiß gewiß, diese meine Hoffnung wird mich nicht täuschen. Sie, hochgeehrter Herr, habe ich bewundert, seit ich Ihre vortrefflichen Gedichte kenne, nämlich seit zwei Jahren: ein so großer Dichter muß ein ebenso großer Mensch sein und wird einen Unglücklichen, der sich an ihn klammert, gewiß nicht sinken lassen: dies fühle, dies weiß ich und habe daher im gerechten Vertrauen auf Ihren Edelmut dies Schreiben gewagt. Seit meiner frühesten Kindheit hat mich eine unsichtbare Macht getrieben, dasjenige, was ich jemals gedacht, gefühlt und geträumt, in Reimen und Versen zu verkörpern, und dies wird ein Mann, der das Lied ‚Freie Kunst' gedichtet hat, nicht tadeln; wenn ich indes so kühn bin, von diesen meinen Versuchen hieneben einiges anzuschließen, so möchte das eher tadelswürdig erscheinen, ist es aber nicht: denn ich weiß zu gut, daß meine Sachen zu wertlos, zu unbedeutend sind, um ihrer selbst willen von Ihnen gelesen zu werden, ich wage es aber dennoch sie anzulegen, indem ich mich überzeugt halte, daß Sie mich nach diesen meinen Arbeiten am besten werden beurteilen können. Hochgeehrter Herr, nehmen Sie sich meiner an! Tun Sie für mich, was Sie tun können! Mein erster und nächster Wunsch geht dahin, diesen Ort, obgleich mich noch manch wertes Freundschaftsband und kindliche Liebe an denselben fesselt, sobald als möglich zu verlassen: ich fühle gräßlich, daß ich hier, wenn nicht am Leib, so doch an der Seele zur Mumie eintrocknen muß. Wenn Sie mir nur eine Schreiberstelle — bei Ihnen selbst, wage ich nicht zu hoffen — verschaffen könnten, damit ich, wenn ich mich hier losreiße, doch vorläufig geborgen wäre! Ein gutes Zeugnis von meinem Herrn kann ich beibringen. In einer Stadt wie Stuttgart würde ich gewiß tausendmal eher

Gelegenheit finden, mir Bildung zu erwerben. Nochmals, hochgeehrter Herr, wiederhole ich meine Bitte: nehmen Sie sich meiner an! würdigen Sie mich wenigstens einer Antwort und sein Sie versichert, daß Sie mich schon durch eine solche ewig verpflichten würden. Ich bin in der größten Hochachtung Ihr ganz ergebenster C. F. Hebbel.

Wesselburen, den 9. August 1832."

Uhlands Antwort auf diesen Hilferuf mutet uns kühl besonnen an. Wir empfinden das Hoffnungslose in Hebbels Lage aber zu stark, weil wir es als typisch empfinden, während es ihm als persönliches und daher auch durch die Kraft der Persönlichkeit zu überwindendes Schicksal erschien:

„1832. Tübingen, den 22. September.

Sie haben, geehrter Herr, mir das Vertrauen erwiesen, sich in Ihrem Schreiben vom 9. v. M. mit dem Wunsche an mich zu wenden, daß ich Ihnen zu irgendeiner Anstellung in Stuttgart zum Behuf Ihrer weiteren Ausbildung behülflich sein möge. Zu meinem Bedauern befinde ich mich in der Unmöglichkeit, Ihnen hierin gefällig zu sein. Seit dritthalb Jahren lebe ich nicht mehr in Stuttgart, sondern als Universitätslehrer hier in Tübingen, auch mein bevorstehender Aufenthalt in der Hauptstadt bei den Sitzungen der Ständeversammlungen wird nur ein temporärer, vielleicht ein kurzer sein. Für keines meiner Berufsverhältnisse bin ich im Falle, einen Gehülfen zu verwenden, und habe auch anderwärts auf Anstellungen keinen Einfluß. Zudem ist die Konkurrenz um solche in unserer Gegend ausnehmend stark.

Daß Sie den Plan aufgegeben, auf die Bühne zu gehen, daran haben Sie gewiß wohl getan. Ohne sehr entschiedenen Beruf für dieses Kunstfach ist die Lage des Schauspielers eine überaus mißliche. Ich finde das Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungswert, halte aber doch für ratsam, nicht aufs ungefähre auch ein beschränkteres Verhältnis zu verlassen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne zurückkehren würde. Sie be-

merken selbst, daß Sie an Ihren jetzigen Kreis durch manches teure Band gefesselt seien, zugleich zeigen die poetischen Proben, welche Sie mir mitgeteilt, daß es Ihnen auch in diesem engeren Kreise nicht unmöglich gewesen, Geist und Gemüt auszubilden, sollten Sie nun in demselben nicht noch länger nach Ihren besten Kräften an Ihrer inneren Entwicklung fortarbeiten wollen, bis sich auch eine äußerlich günstigere Wendung der Umstände zeigt, der Sie sich mit Sicherheit überlassen können? Hochachtend Ihr ergebenster L. Uhland."

Auf Hebbel wirkte die Antwort nicht ernüchternd, sie brachte ihm aber noch mehr zum Bewußtsein, was er damals nur ahnte, und was ihm erst später völlig klar wurde, nämlich daß der Kirchspielvogt Mohr, den Hebbel in seinem Brief an Uhland so rühmt und lobt, ihn in der Tat deklassierte, indem er ihn festhielt in der Klasse, der Hebbel entstammte. Die beiden Tagebucheintragungen aus den Jahren 1838 und 1842 drücken das aus:

„Daß ich in Dithmarschen geistig schon so hoch stand (ich wußte von Kunst und Wissenschaft, was ich jetzt weiß, und hatte die ‚Jungfrau' und das ‚Kind' usw. schon gemacht) und dennoch gesellschaftlich von dem Kirchspielvogt Mohr, der mich erkannte, so niedrig gestellt wurde, ist das größte Unglück meines Lebens. Das begreift niemand, als der es selbst erfuhr." —

„Ein Wort Napoleons: Die Frau von Colombier führte ihn in Valence, als er noch Offizier war, in ihre Gesellschaft ein. ‚Der Kaiser spricht noch immer mit einer zärtlichen Dankbarkeit von ihr und behauptet, daß der ausgezeichnete Umgang und die hohe Lage, in welche ihn diese Dame in einer so frühen Jugend schon in der Gesellschaft zu bringen wußte, einen großen Einfluß auf das künftige Schicksal seines Lebens ausgeübt haben dürfte.' Wahr, sehr wahr. Und sowie Napoleon zum Dank Ursache hatte, so habe ich dem Kirchspielvogt Mohr gegenüber Ursache nicht zum Haß, aber zur bittern Geringschätzung auf alle Zeiten. Woher kommt mein schüchternes, verlegenes Wesen als daher, daß dieser Mensch mir in der Lebensperiode, wo man sich geselliges Benehmen erwerben muß, jede Gelegenheit

dazu nicht allein abſchnitt, ſondern mich dadurch, daß er mich mit Kutſcher und Stallmagd an einen und denſelben Tiſch zwang, aufs tiefſte demütigte und mir oft im eigentlichſten Verſtande das Blut aus den Wangen heraustrieb, wenn jemand kam und mich antraf. Nie verwinde ich das wieder, nie; und darum habe ich auch nicht das Recht, es zu verzeihen."

Da iſt der große Vorwurf ausgeſprochen, den Hebbel gegen Mohr erhob, während er in Uhlands Antwort, die ihm doch gar keine praktiſche Hilfe brachte, nur die Beſtätigung ſeiner Perſönlichkeit und dadurch auch die geiſtig Förderung ſah, für die er ihm immer dankbar blieb. Darum konnte er im Jahr 1840 ſchreiben: „Uhland habe ich meine Selbſterhaltung zu danken, daher rührt die grenzenloſe Verehrung, die ich für ihn hege und die ich, wie ich kann, veröffentliche und im ſtillen an den Tag lege." Und wenn auch Uhland ſpäter bei perſönlicher Bekanntſchaft für Hebbel eine Enttäuſchung wurde, weil er nicht das in ihm fand, was er in ihm zu finden hoffte, wenn er auch den Zugang zu dem Menſchen Uhland nicht gewann und den Dramatiker mit berechtigter klarer Kritik einfach ablehnte, er durfte es ausſprechen, daß ſeine Gefühle für ihn keine Veränderung erlitten haben. Und als reifer Mann hat er das bewieſen, denn er widmete Uhland im Jahr 1857 die Geſammtausgabe ſeiner Gedichte und überſandte ihm dabei den folgenden ſchönen Brief:

„Hochverehrter Herr!

Vor einem Vierteljahrhundert im September 1832 wandte ſich ein junger Menſch aus dem fernen Holſtein brieflich an Sie und trug Ihnen vor, was er auf dem Herzen hatte; Sie waren auch wohlwollend genug, ihm beſchwichtigend und tröſtend zu antworten. Dieſer junge Menſch war ich. Sie haben ſeitdem viel erlebt; Sie haben, nachdem Sie ſchon in ihrer Jugend Zeuge der Auflöſung des alten römiſchen Reiches und des Untergangs Napoleons geweſen waren, abermals Throne ſtürzen und Könige flüchten ſehen, und nicht, ohne ſelbſt durch Rat und Tat miteinzugreifen. In dieſem Wechſel der Dinge,

Die Kirchspielvogtei in Wesselburen

der die Menſchen in der Regel auch noch wankelmütiger zu machen pflegt, als ſie an ſich ſchon ſind, iſt es ein wohltuendes Gefühl, auf etwas Beharrendes zu ſtoßen und ſich zu überzeugen, daß nicht alles im Wirbel untergeht. Vielleicht ſpüren Sie etwas davon, wenn Sie die Widmung des beifolgenden Buches leſen. Sie wird Ihnen beweiſen, daß die Verehrung, die der Jüngling Ihnen zollte, auch noch die Bruſt des Mannes erfüllt, und dieſer mußte bereits unendlich viel von dem fallen laſſen, was er früher feſthielt, und hat ſich ſelbſt in Wiſſenſchaft und Kunſt redlich bemüht. Nehmen Sie die Gabe in dem Sinne an, in welchem ich Sie biete, und erfreuen Sie ſich noch lange eines heiteren Greiſenalters.

In unwandelbarer Hochachtung

Friedrich Hebbel."

Und aus dem vollen Empfinden heraus, daß er dem Meiſter genug getan habe mit dieſem Verehrungsbeweis, konnte er dem Germaniſten Pfeifer in Wien, der Hebbels Bekanntſchaft nicht geſucht hatte und erſt zu Hebbel kam, als er von ihm einen poetiſchen Beitrag für ein Uhland-Denkmal erbitten wollte, die charakteriſtiſche Antwort geben: „Ich habe Uhland bereits ein Denkmal geſetzt!"

Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, ob Hebbel den Dichter Uhland nicht doch vielleicht überſchätzt habe, — es iſt ja ſo gleichgültig, wofür ein Menſch ſich begeiſtert, wichtig iſt nur, daß er ſich überhaupt begeiſtern könne. Und Hebbel hat mehrfach ausgeſprochen, daß er von Uhland keinen ſo ſtarken Eindruck empfangen hätte, wenn Goethe ihm damals ſchon zugänglich geweſen wäre, — aber aus der Mohrſchen Bibliothek und aus den anderen Weſſelburener Hilfsquellen war ihm nur Klopſtock, Schiller, Wielands Abderiten, Oſſian, Matthiſſon, Voß, der Simplizius Simpliziſſimus, Yorik, der Vikar, Fielding, Hippels Lebensläufe, E. T. A. Hoffmann bekannt geworden. Den Fauſt, ſo ziemlich das einzige von Goethe, hatte er nur einmal flüchtig leſen können aus einem Exemplar, das dem Weſſelburener Geiſtlichen gehörte, der aber von dieſer Entlehnung

aus seiner Bibliothek nichts wußte. Und weil diese literarische Bildung, wie überhaupt Hebbels ganzes Wissen so lücken- und launenhaft, so nur vom Zufall bedingt war, darum ist es so erstaunlich, was Hebbel doch aus sich zu machen vermocht hatte, ist die geistige Reife und Beweglichkeit und die künstlerische Entwicklung bewunderungswert, zu denen er es gebracht. Freilich gab ihm das Leben manche Gelegenheit zur Entfaltung seiner Kräfte, die anderen glücklicher Gestellten oft mangeln. Gerade weil Mohr ihn ausnützte, weil er ihm Arbeiten übertrug, die weder seinen Jahren noch seiner Stellung entsprachen, tat er tiefere Einblicke in das menschliche Dasein, als es sonst Jünglinge dieses Alters vermögen. Aber die Eindrücke waren oft grauenhaft und erschütternd, und wenn in Hebbels Dichtung so oft ein grausamer Zug hervortritt, dann erinnert er an Jugenderlebnisse wie das, als der etwa 17jährige nach einer Rauferei ein Protokoll aufzunehmen hatte. Es war dabei wild und blutig zugegangen, ein Mann war totgeschlagen worden, und den Totschläger führte man vor den jungen Hebbel, der ihn befragte. Dabei wurde der unglückliche Mensch immer bleicher und stierte nur vor sich hin. Endlich sagt er: „Wat schall ick denn seggen, ick bün ja all dood!" und fällt leblos um.

Aber auch lieblichere Bilder tauchten in dem Jugendleben des Dichters auf. Da waren die beiden Heldinnen seines Gedichtzyklus: „ein frühes Liebesleben", die Töchter des Kirchspielschreibers Voß, Emilie und Doris, deren einer er schon sein Kinderherz geschenkt hatte, während die andere jüngere, die dann an ihre Stelle trat, von ihm noch im Tod verklärt wurde. Dann spielte auch Margarete Carsten, die junge Stieftochter eines Wesselburener Lehrers Claussen, eine Rolle in seinem Leben, von der er bei Gelegenheit seines Besuches auf der Besitzung des Hofrats Nordberg, Bertholdstein, im Jahre 1856 erzählt:

„Nachts der Traum von Gretchen Carstens, die ich in Wesselburen so leidenschaftlich liebte und die jetzt auch schon längst begraben ist. Wir hatten uns lange nicht gesehen, gaben uns die Hand und küßten uns herzlich. In der Nähe der Toten von

der Toten, denn nur ein Zimmer trennte mich von der Kapelle, seltsam genug; übrigens war es der erste Kuß, den ich von ihr empfing, denn im Leben kam ich nie so weit, sondern belauschte nur des Abends ihren Schatten auf der Fenstergardine oder drückte die Türklinke."

Und dann war auch das Liebhabertheater in Wesselburen, dessen Seele Hebbel war, und zu dem er alle die Kameraden und Jugendfreunde sammelte. Ein Brief an den ehemaligen Wesselburener Apothekergehilfen H. A. Th. Schacht, der sich damals in Kopenhagen aufhielt, wo er studierte, läßt einiges davon ahnen. Er zeigt auch, wie Hebbel, nachdem er ein Jahr lang dem Rat Uhlands gefolgt war und im stillen in Wesselburen auf irgendeine günstige Wendung seines Geschickes gewartet hatte, nun doch endlich versuchen wollte, sein Schicksal wieder selbst in die Hand zu nehmen und durch Oehlenschlägers Vermittlung nach Kopenhagen und damit zu einer Möglichkeit der Weiterbildung zu gelangen. Er schreibt:

„Zuerst meinen besten Dank für die schöne Ausgabe des Schiller; wenn Du nicht unbedingt in meine schönsten Stunden wie ein stehenbleibender Typus verwachsen wärst, so hättest Du wahrlich kein Geschenk wählen können, welches Dich häufiger in mein Andenken zurückgerufen haben würde als eben dies. Aber Du weißt, das Liebhabertheater ist so ziemlich das Factotum unserer gegenseitigen Erinnerungen und im Liebhabertheater warst Du eine der festesten Säulen. Apropos, was sagst Du, wenn ich Dir melde, daß unser Wesselburner Liebhabertheater vielleicht in diesem Winter seine Auferstehung feiern wird? Der Gärtner Bissen hieselbst hat nämlich nach seinem Garten hinaus in diesem Sommer einen prächtigen Saal gebaut. Er hoffte vielleicht durch Vauxhallgeben die Baukosten zu decken; schlechtes Wetter hat ihm aber einen Strich durch die Rechnung gezogen. Dieser gute Mann denkt nun, für den Winter ein Liebhabertheater zustande zu bringen, und wenn ich mich gleich auch nicht bewogen finden lassen kann, es mit aufzurichten und die Direktion wieder zu übernehmen, so werde ich doch auf jeden Fall, wenn die Bretter nur erst stehen, dar-

auf agieren. Die Sache steht indes, wie alles, was in Wesselburen durch Menschen hervorgebracht werden soll, und nicht, wie Pilze, aus der Erde wächset, im weiten Felde.

... Ich möchte mich nämlich an Oehlenschläger mit der Bitte um Forthülfe und Beförderung wenden, wenn ich nur irgend hoffen dürfte, daß dieser mein Schritt nicht ganz vergeblich sein würde. Er ist ein großer und, wie ich nach Briefen, die ich in dieser Zeit von ihm gelesen, annehmen darf, zugleich ein feiner Mann; dem großen Manne werden einflußreiche Verbindungen gewiß wie von selbst in Menge kommen, und der feine Mann wird sie sicher zu erhalten und sich unentbehrlich zu machen wissen; er steht der Wahrscheinlichkeit nach sogar in gutem Vernehmen mit dem königlichen Hof. Alles dieses dürfte mehr als hinreichend sein, es ihm, wenn er nur wollte, möglich zu machen, einem armen Teufel, wie ich bin, fortzuhelfen: und keinem möchte ich mein Lebensglück lieber verdanken, als einem Manne wie ihm. Ehe und bevor ich jedoch an ihn schreibe, muß ich über seine Persönlichkeit pp. ein wenig näher unterrichtet sein, und hierüber wirst Du, lieber Schacht, Dich bei Oehlenschlägers Celebrität leicht in Kenntnis setzen können. Sei also so gut und erkundige Dich mit möglichster Genauigkeit nach seinem Wesen; nach der Art und Weise, wie man ihn zu nehmen hat, um einen guten Eindruck bei ihm hervorzubringen, nach seiner Lage hinsichtlich seiner eigenen Glücksumstände und hinsichtlich der Beziehungen, worin er zu andern steht, nach seiner größeren oder geringeren Bereitwilligkeit, Gefälligkeiten der fraglichen Art zu erweisen, überhaupt nach allem, was Deinem eigenen Ermessen zufolge mir nützlich sein könnte zu wissen. Ebenfalls sage mir, in welchem Verhältnis er zur Universität steht; auch seine Titel vergesse nicht, mir zu nennen; dabei unterrichte mich über denjenigen Platz in Kopenhagen, der für mich am passendsten und für Oehlenschläger am leichtesten zu erlangen sein möchte. Du würdest mich unendlich verpflichten, wenn Du mir über alles dieses mit Nächstem umständlich schreiben wolltest. Es wäre doch eine schöne Sache, wenn wir beide, ganz unerwarteterweise, in Kopenhagen zusammen unsre Bahn machen könnten."

Auf dieses Schreiben vom 10. September 1833 folgt dann am 18. Januar 1834 noch ein anderes, das noch deutlicher bewies, wie zerquält, unbefriedigt und ungeduldig Hebbel war:

„Angeschlossen, mein teurer Freund, erfolgt ein Brief an den Herrn Professor Oehlenschläger. Du würdest ihn schon lange gehabt haben, wenn ich nicht einige Poesieen im Kopfe gehabt hätte, die lange nicht heraus wollten, die ich ihm aber mit zu senden wünschte. Ich habe den Brief unversiegelt gelassen; sei so gut und lies ihn; ich denke, er ist so richtig als wahr abgefaßt. Du wirst, wenn Du ihn gelesen, es Dir selbst sagen, daß ich mein innerstes Gefühl darin ausgesprochen habe; denke Dir es einmal — ich bin 21 Jahre alt und für die Aufgabe meines Lebens ist nichts geschehen. Dieses Nichts ist hinreichend, mich zu einem Nichts zu machen; der langjährige Kampf mit den Verhältnissen hat mich so abgemattet, daß nur eine baldige Hilfe noch Hilfe für mich sein kann; nur noch ein Jahr und meine Kraft ist gebrochen, Du weißt dies alles. Meine Seele verliert ihre Spannkraft, die Lage zerstört den Menschen, wenn der Mensch die Lage nicht zerstören kann — es ist gewiß. Von Hamburg aus werde ich noch immer mit den schönsten Versprechungen gefüttert, sie schlagen aber bei mir nicht besser an, als wie bei weiland dem Dänenprinzen Hamlet. Ich hatte die Absicht, im Lauf des verwichenen Sommers einmal hinauf zu reisen — ich konnte nicht so weit kommen und es wäre vielleicht ja auch doch dasselbe gewesen.

... Ich bin entschlossen, dieses Frühjahr auf jeden Fall, es möge bei Oehlenschläger gehen, wie es will, die Reise nach Kopenhagen anzutreten. Kannst Du mir hiezu raten? Und glaubst Du — mehr verlange ich nicht —, daß ich gegen das Verhungern gesichert wäre, wenn ich es täte? Könntest Du mich eventuell mit auf der Stube haben? Dafür würde ich sorgen, daß ich zirka 100 ℛ bar Geld mitbrächte. Wie lange sollte ich von diesem auf die frugalste Weise leben können? Bitte, lieber Schacht, hierüber schreibe umständlich und wirke Dein Möglichstes bei Oehlenschläger. Der Brief an ihn ist mir sauer geworden, — es ist ein fatales Ding, das Betteln. Ich

schließe, lieber Schacht, und bitte Dich nochmals: beeile die Sache und antworte mir, sobald Du kannst. O Gott! wollte es endlich doch einmal gelingen! Ich wage kaum zu hoffen, aber ich komme auf jeden Fall nach Kopenhagen — hier ist alles aus, ich verdorre."

Aber der Entschluß wurde nicht ausgeführt, wenigstens vorläufig nicht. Erst viel, viel später kam Hebbel nach Kopenhagen und suchte er Oehlenschlägers Vermittlung. Und doch erfolgte damals etwas. Die Frucht war reif. Hebbel sollte dazu gelangen, „etwas für die Aufgabe seines Lebens zu tun".

In den letzten Jahren schon waren verschiedene kleine Arbeiten von ihm in dem Liderstedtischen und Dithmarscher Boten unter dem Pseudonym Yorik-Sterne-Monarch erschienen, das er nach dem Namen des Hundes in der Mohrschen Kirchspielvogtei gewählt hatte. Auch nach Hamburg an die von der Jugendschriftstellerin Amalie Schoppe herausgegebenen „Pariser Modeblätter" sandte er Gedichte, die das Interesse dieser Frau erregten. Eine Korrespondenz entspann sich, eine persönliche Begegnung erfolgte, und die warmherzige Frau, die impulsiv und unberechenbar und durchaus gutmeinend handelte, ruhte nicht eher, als bis sie Hebbel im Juli 1834 freudestrahlend melden konnte, daß die Mittel für seine Übersiedlung nach Hamburg gefunden seien:

„Teuerer Hebbel!

Mein Herz ist Ihnen in diesem Augenblick so nahe, daß ich es mit der Feder auch sein muß. Eben war Bürgermeister Möller, ein Fahmeraner (also Landsmann) hier; er steht in Tönningen und hat durch Konsul Lexow, dem mein Justizrat Albrecht, Postmeister hier, auf meine Bitte von Ihnen und Ihren Talenten geschrieben hat, schon von Ihnen gehört. Man will zusammentreten und für Sie tun, was Sie glücklich machen wird: Sie sollen studieren! Möller hat mir seinen Handschlag darauf gegeben, daß er alles aufbieten will, Ihnen zu diesem Ziele in Verbindung mit anderen behilflich zu sein. Ich bin fast außer mir vor Freude! Dies ist radikale Hilfe, alles andere wäre Stückwerk gewesen. Möller schreibt mir, so wie er nur wieder in

Tönningen angelangt ist, von Ihnen und was er mit Lexow für Sie bewirkt hat. Es haben sich noch andere bereit erklärt, tätig für Sie zu sein — kurz es wird, es muß gehen!

Mein Herz ist so voll Freude, als sei mir ein großes Glück begegnet, — Sie liegen mir am Herzen und schwer, da mir bisher nichts für Sie gelingen wollte.

Möller hat ein Kind zur Frau, das früher 4 Jahre bei mir auf Fahmern in Pension war; er scheint ein herrlicher Mann zu sein und ist ein hochgebildeter; ich habe schon viel von ihm gehört. Also Mut gefaßt, mein Freund! es wird nun alles zum Allerbesten gehen — Gott hat es so gewollt, und es sollte nicht anders kommen. Ihre Schlacht bei Hemmingstedt hat Ihnen diese Freunde erworben. Mut, Hoffnung, Freudigkeit, mein teuerer Freund. Ihre Amalie."

Die Übersiedlung erfolgte nun im Frühling 1835, und damit geriet Hebbel in das größte seelische Elend, das einen stolzen und selbständigen Geist treffen kann, in das Elend der Unfreiheit sogenannten Wohltätern gegenüber. Schon vorher hatte ihm die Schoppe allerlei Verhaltungsmaßregeln nach Wesselburen geschrieben, die genügt hätten, um einen erfahreneren Menschen für immer abzuschrecken. Nur wenn jemand keine Ahnung hat, was es bedeutet, an Freitischen zu essen, unterstützter Student zu sein, wenn jemand mit traumhaftem Idealismus in die Welt blickt, kann er den Mut haben, einer Einladung nachzukommen, die Belehrungen, wie die folgenden, mit sich bringt:

„Bei den Freitischen ist es üblich, daß der, welcher sie empfängt, sich gleich nach aufgehobener Tafel wieder entfernt, wenn er nicht besonders zu längerem Bleiben eingeladen wird; Sie dürfen übrigens auf die zarteste, wohlwollendste Aufnahme rechnen und sich als gerne gesehenen Gast betrachten.

Viele Worte, besonders Redeschwall liebt der Hamburger nicht; mag in allen Dingen Ökonomie beobachtet sehen, so auch in r Rede. Auffordernd zum Reden empfängt er gern von dem geredeten Antwort, sieht es aber als Windbeutelei an, wenn nand zu viele Worte macht.

Auf Ihren uns sehr auffallenden Redeakzent haben Sie Fleiß zu verwenden und werden Sie bald wie ein Deutscher nicht wie ein Halbdäne mehr sprechen, wenn ich Sie richtig beurteile. Beherrschen müssen Sie Ihr: ‚Das gesteh' ich!' oder: ‚Das soll ich gestehn!', worüber ich oft selbst habe lächeln müssen; so auch Hocker.

Moquieren dürfen Sie sich nicht, wenn Sie dem schlichten Hamburger gefallen wollen; er verachtet das in seiner einfachen gutmütigen Natur.

Sich über Hamburg und seine Einrichtungen abfällig äußern, darf der nicht, der hier Gunst sucht; der Hamburger liebt seine Stadt über alles; selbst wenn er selbst dieses oder jenes tadelt, will er von Fremden nichts getadelt sehen; dies ist eine Schwäche, aber eine respektable. Fleiß, Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Herzensgüte sind sichere Beförderungsmittel hier, eben weil sie Grundcharakter sind."

Aber Hebbel war eben solch ein Idealist, und so richtete er im April 1835 einen Brief an Schacht, der eine so glückliche Selbsttäuschung über Gegenwart und Zukunft enthält, wie sie unmöglich lange Bestand haben konnte:

„Vor zwei Tagen, lieber Junge, wurde mir Deine freundliche Zuschrift eingehändigt, und ihre schnelle Beantwortung möge Dir zeigen, wie angenehm sie mir gewesen ist. Sei überzeugt, daß die seit einem Jahre zwischen uns bestandene Spannung mich ebensosehr wie Dich gedrückt hat und daß ich den Schritt, in welchem Du mir gegenwärtig zuvorgekommen bist, auf jeden Fall in den nächsten Monaten getan haben würde. Dieser Brief soll kein Vampyr sein, der die Leichname aus ihren Gräbern scharrt und sich davon ernährt, daß er ihnen das Blut aussaugt; darum will ich den Schleier, den Du über die Vergangenheit geworfen hast, nicht wieder aufheben. Nur so viel muß ich bemerklich machen, daß ich nicht sowohl an der Abgabe des bewußten Briefes gezweifelt, sondern mich vielmehr durch Dein gänzliches Stillschweigen über eine mir so äußerst wichtige Angelegenheit verletzt gefühlt habe. Jetzt freut es mich, daß die Sache nicht anders gekommen ist, denn meine hiesige Lage ist meinen Wünschen in höherem Grade entsprechend, als sie es

in Kopenhagen jemals hätte sein können. Es ist mir nämlich endlich nach so vielen vergeblichen Versuchen gelungen, daß ich mich ausschließlich den Wissenschaften widmen kann. Ich habe dieses einzig und allein meiner verehrten Freundin, der Frau Doktorin Schoppe zu verdanken; sie hat sich nach allen Seiten hin auf das eifrigste für mich verwendet und mir die nötigen Gelder verschafft. So lebe ich denn jetzt, freilich beschränkt genug, aber ruhig und sorgenfrei und treibe die alten Sprachen. Vor reichlich sieben Wochen langte ich hier an; in dieser Zeit habe ich zwar keine Riesenschritte gemacht (an die läßt sich bei Deklination und Konjugationen nicht denken!), bin ich aber doch so weit gekommen, daß ich im Griechischen nach Ostern die Anabasis und im Lateinischen den Nepos anfangen werde. Das Studium ist trocken und geisttötend, aber Gott wird helfen. In zwei Jahren hoffe ich, zur Universität abzugehen; dann werde ich — Jura studieren. Du hast gewiß etwas anderes erwartet, allein ich darf in meinen Jahren nicht mehr daran denken, bei der unendlichen Sprachkenntnis, die sie notwendig macht, Philosophie zu treiben; auch hat die Jurisprudenz eine sehr interessante Seite. Glaube übrigens nicht, daß ich der Poesie untreu geworden bin; ich hänge mehr wie jemals an ihr und kenne jetzt den Kreis, der für mich bestimmt ist. Doch erwarte ich nichts mehr von ihr für's praktische Leben, die paar Schillinge Honorar ausgenommen, die mir ein Roman, wenn ich in Mußestunden einen schreiben sollte, einbringen kann. Es hat sich manches seit der Zeit verändert, daß wir, teurer Freund, uns nicht gesehen haben. Aber es ist doch bloß eine Veränderung wie die des Baumes, der seinen allzu üppigen Blätterschmuck fallen läßt und seine Kräfte auf einen Punkt zusammendrängt. Himmlisch ist das Träumen, nur hüte man sich vor dem Nachtwandeln; man stehe auf, wenn's Zeit ist.

Ich darf wohl nicht erst bemerken, daß ich über die Abgabe des bewußten Briefes keine Bescheinigung verlange; ich glaube Dir natürlich unbedingt und auf ‚Fac similes' (Autogramme, Anm. d. Hersg.) bin ich nicht mehr so versessen wie ehemals. Es würde mir indes nicht unangenehm sein, wenn Du Dich in Deinem nächsten Brief etwas umständlicher über den Hergang

der Sache und über das, was Oehlenschläger Dir sagte, äußern möchtest. An dem Urteil eines Mannes, wie er einer ist, liegt mir natürlicherweise; ich hätte übrigens so viel Humanität von ihm erwartet, daß er mir antworten würde."

So wie Hebbel sich hier über seine Zukunftspläne und Aussichten täuschte, so konnte er damals auch für die Gegenwart nicht klar sehen. Er war noch in einem Rausch, er war einer Enge entkommen und mußte erst Erfahrungen machen, die ihm das Uhlandsche Wort von der Sehnsucht nach Rückkehr in den aufgegebenen Druck bestätigen sollten. Aber schon am 7. Juli desselben Jahres finden wir eine Tagebuchbemerkung, die eine aufdämmernde Erkenntnis bezeichnet:

„Ich befinde mich in einer gräßlichen Stimmung, denn nie habe ich lebendiger gefühlt, daß es zuweilen in beschränkten Verhältnissen Pflicht sein kann, den Charakter dadurch zu zeigen, daß man ihn selbst aufgibt. Die Doktorin Schoppe ersuchte mich am gestrigen Abend, einen Aufsatz, den sie gegen einen hiesigen Buchdrucker geschrieben hat, zu unterschreiben. Der Antrag war mir in tiefster Seele zuwider aus Gründen, die leicht zu begreifen sind. Ich sollte das Publikum mit meinem Namen betrügen, insofern ich statt meiner Ansicht über die streitige Sache, die es verlangen konnte und erwarten mußte, die eigene Ansicht der beleidigten Partei unterschob; ich sollte mir über einen Gegenstand, der durchaus auf faktischen Umständen beruhte, den also nur derjenige, der diese erlebt hatte, kennen konnte, ein Urteil anmaßen und mich dadurch in den Augen jedes Verständigen lächerlich und unangenehm machen; ich sollte dies alles tun, ohne der Doktorin wirklich zu nützen, da jeder, der mich kennt, auch um mein Verhältnis zu ihr weiß, und daher in ihr nur die rücksichtslose Käuferin meines Ichs, in mir den elenden oder wenigstens leichtsinnigen Verkäufer meines Selbsts sehen mußte. Ich habe es getan, denn ich durfte annehmen, daß die Doktorin mich bei ihrer edlen Gesinnung nie in diesen Fall gesetzt haben würde, wenn sie ihn gehörig durchschaut hätte, daß sie mich aber für unzuverlässig und undankbar halten werde, wenn ich Bedenken

trüge; jeder Verſuch, ſie zu überzeugen, hätte ihr feig und erbärmlich vorkommen müſſen."

Das war der erſte der Nackenſchläge; ſie häuften ſich und reiften in ihm Erkenntniſſe, die er ein paar Jahre ſpäter im Oktober 1839 in die Worte zuſammenfaßte:

„Der Arme, der ſich ganz von unten heraufarbeiten muß, wird, wenn wirklich etwas Bedeutendes in ihm liegt, wohl immer undankbar geſcholten werden. Denn er hat eine Legion von Wohltätern und begegnet auf jedem Schritt einem, der von ihm verlangt, daß er ſich bücken ſoll; ſtets krumm zu gehen, iſt aber doch keinem Menſchen möglich."

Es waren auch unerträgliche Lebensbedingungen für einen Menſchen von Selbſtachtung und Selbſtbewußtſein. Hebbel hat ſie geſchildert in einer Eintragung, die ungefähr gleichzeitig mit obigen Worten in das Tagebuch verzeichnet wurde:

„Der ärgſte Fluch iſt's, anderen Verbindlichkeiten ſchuldig zu werden, wenn nicht ein göttlicher Moment vorausgeht, wenn nicht der höchſte Einklang zwiſchen Herz und Geiſt beſteht, der ein ewiges Verhältnis verbürgt. Ich will, ſo ſehr die Doktorin Schoppe mich durch ſchnöde Handlungsweiſe empört hat, ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ich will mich erinnern, daß ſie im Lauf ihres Lebens ſehr viel ausgeſtanden und daß ſie desungeachtet ſehr viel durchgeſetzt hat, ich will es erklärlich und natürlich finden, daß ſie jetzt iſt, wie ſie iſt, ich will annehmen, daß ſie ehemals anders war. Ich will es nie vergeſſen, daß ſie mir die Tür zum Leben geöffnet hat und daß ich, trotz allem, was in mir liegen mag, ohne ihre Hilfe in meinem Dithmarſchen hätte zugrundegehen müſſen; ich will, obwohl ſich für mich ſelbſt eine Erniedrigung daran knüpft, es nicht vergeſſen, daß ſie für mich Schritte getan hat, die einer ſehr ſchwer für den andern tut, und die ich ſelbſt, hätte ich vorher darum gewußt, vielleicht nicht gebilligt hätte. Aber nun auch die Kehrſeite. Die Art und Weiſe, wie ich mich bei meiner erſten Ankunft in Hamburg ſituiert fand, war doch gewiß in hohem Grade drückend. Ein hochmütiger Prieſter, der Dr. Schmalz, der ſich nicht die geringſte Mühe gab, mich kennenzulernen, der mich

behandelte wie einen Bettler, war zu meinem Aufseher und Almosenier bestellt; von ihm mußte ich mir jeden Schilling holen und, in einem Alter von 22 Jahren, Rechenschaft darüber ablegen; der Gang zu den Freitischen war für mich jedesmal ein Gang zur Hinrichtung meines inneren Menschen; Leuten allerlei Art wurde ich Verpflichtungen schuldig, und sie verlangten für eine Mahlzeit Essen Danksagungen bis zum jüngsten Tag. Wie konnten mir in solcher Lage Freude und Mut kommen? Daß sie aber nicht da waren, daß ich nicht aufjauchzte, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab, wurde mir, wenn auch unbewußterweise, zum Verbrechen gemacht. Nur die Bekanntschaft und sich nach und nach entwickelnde Freundschaft mit und zu Gravenhorst und Elise rettete mich vor Verzweiflung."

Und dabei hat die Schoppe sicher nie geahnt, daß sie Hebbel irgendwie weh getan hat. Sie konnte es auch gar nicht. Sie war eine jener gutmeinenden, rasch zugreifenden Naturen, die helfen wollen, helfen um jeden Preis. Was ihnen schief erscheint, das rücken sie gerade, oder glauben wenigstens, daß sie es rücken könnten. Sie bringen Menschen zueinander, wenn sie es für angemessen halten, und trennen sie wieder, wenn sie zu anderen Erkenntnissen kommen. Ihrer Impulsivität und Aktivität scheinen keine Hindernisse zu existieren, weil ihnen die Fähigkeit gänzlich abgeht, sich in andere Individualitäten hineinzuversetzen und auf ihre Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen. Sie besitzen nur eine Phantasie der Aktion, aber die Phantasie des Verstehens mangelt ihnen. So begegnen ihnen im Leben immer Enttäuschungen, immer begegnet man ihnen mit Undankbarkeit. Sie können sich die Handlungsweise der anderen nie erklären und sind immer die unglücklich Verfolgten, ohne sich eines Unrechts bewußt zu sein. Mehr noch als ihr Verhältnis zu Hebbel wird ihre eigene Persönlichkeit durch zwei Briefe charakterisiert, die die Schoppe im Jahre 1840 an Helmine von Chézy richtete und die kürzlich in der „Vossischen Zeitung" zum Abdruck kamen.

In dem ersten vom 1. April 1840 schreibt sie einen begeisterten Lobeshymnus auf die „Judith" und auf Hebbel als Dichter wie

als Menſchen, unterläßt es aber nicht, dabei ihr eigenes Verdienſt um ihn ſtark zu unterſtreichen und ſo zu ſchildern, wie ſie es ſah, nicht wie es tatſächlich war.

Der zweite vom 24. Dezember desſelben Jahres ſchildert Hebbel als einen Auswurf der Menſchheit, undankbar, unwahr, eine Bettlernatur voll niederträchtigem Hochmut! Sie zitiert ſogar das Urteil ihrer Mutter, der er immer als Tartuffe erſchien! Wie wenig objektiv dieſe Beurteilung iſt, braucht nicht erſt erwähnt zu werden.

Zwei ſo verſchiedene Naturen wie dieſe Frau und Hebbel konnten auf die Dauer nicht harmonieren, und ſo iſt es kein Wunder, daß es im Frühling 1840 zum Bruch kam, nachdem ſchon vorher mehrere harte Zuſammenſtöße geweſen waren. Aber wenn man aus dieſem Bruch einen Schluß auf Hebbels Undankbarkeit und Herzloſigkeit ziehen wollte, ſo würde man ihm ſehr unrecht tun. Vielmehr iſt es ein Beweis für eine große Reife und Gerechtigkeit ſeinerſeits, daß er ſich der in Lob und Tadel gleich maßloſen Frau gegenüber zu nichts ärgerem jemals hinreißen ließ, als zu dem in ſeiner Bitterkeit freilich furchtbar wirkenden „Memorial", deſſen Abſchrift im Tagebuch mit folgenden Zeilen eingeleitet wird:

„20. Mai 1840.

Eine furchtbare Arbeit habe ich hinter mir. Die Doktorin Schoppe ſchrieb mir am 4. d. M. einen Brief, der alles, was einem Menſchen meiner Art an Beleidigungen jemals zuteil ward, übertraf. Dieſer Brief hätte mich töten können, und ich habe, als ich ihn empfing, im tiefſten erfahren, daß Unſchuld und Selbſtbewußtſein keineswegs, wie man wohl zuweilen ſagt, dem Gift, das von außen kommt, den Weg zu der Seele verſchließen. Anfangs, den erſten Tag, kam es mir vor, als ob ich juriſtiſch gegen die böſe Frau auftreten müſſe; es ging aber nicht, denn ſie hatte mir nicht Injurien, ſondern bloß ärgere Dinge als Injurien geſchrieben. Darauf entſchloß ich mich zu einer bis ins einzelnſte gehenden Auseinanderſetzung des ſeit jeher in den verſchiedenſten Modifikationen zwiſchen uns beſtandenen Verhältniſſes, und damit bin ich heute fertig geworden. Es iſt mir dabei zu

Mute gewesen, als ob ich die vielen rostigen Dolche, die einst in meinem Herzen wühlten, schliffe, um sie noch einmal hineinzubohren. Die Resultate sind wahrhaft fürchterlich und folgen so von selbst, daß ich vor der Frechheit des Weibes, die mir im vorigen Sommer schrieb, sie habe sich gegen mich nicht das mindeste vorzuwerfen, erstaunen muß. Ich sende ihr mit meiner Darstellung ihren Brief zurück; gebe Gott, daß sie ihn behalte, damit ich des Äußersten überhoben sei. Es ist mir ja nicht um Rache oder auch nur um einen Sieg über eine solche Natur zu tun, ich will ja nur meine Vergangenheit vor Verleumdungen und meine Zukunft vor Vergiftung sichern!"

Das Memorial enthält eine Abrechnung, in der nicht nur die von Amalie Schoppe persönlich begangenen Sünden ihr vorgehalten, in der auch die ganzen Stimmungswerte, oder besser Verstimmungsursachen der Studienzeit Hebbels zusammengetragen und zu einem Bekenntnis äußerster Bitterkeit vereinigt wurden.

Es hat Jahre gebraucht, ehe Hebbel diese Erinnerungen überwinden, ehe er mit Amalie Schoppe, der er doch immer dankbar blieb, wieder in Verkehr treten konnte. Aber als ihn im November 1858 aus Amerika die Kunde von ihrem Tode erreichte, trug er in das Tagebuch, das schon so manche und so bittere Notiz über diese Frau enthielt, ein:

„Vor ein paar Tagen erhielt ich von Professor Peißner in Neuyork einen Brief, worin er mir anzeigte, daß Amalie Schoppe gestorben sei, und mich im Namen ihrer amerikanischen Schülerinnen aufforderte, ihr eine Grabschrift zu setzen. Ich antwortete: — ‚Die Todesnachricht, die Sie mir jetzt mitteilen, war schon durch die Zeitungen zu mir gedrungen, und Sie, möchte ich sagen, haben nur noch den Trost hinzugefügt, der in einem solchen Fall möglich ist. Denn die Verlängerung des Lebens in einem Zustande, der den Genuß, wie die Tätigkeit, auf gleiche Weise ausschließt, ist schwerlich ein Glück, und wenn auch ein ganz eigener Schauder den Menschen abhält, einem schwer und hoffnungslos Leidenden das Ende wirklich zu wünschen, so gelingt es ihm unter diesen Umständen doch leichter, seinen

Schmerz zu unterdrücken, da er ihn für einen durchaus eigennützigen erklären muß. Darum wollen wir uns denn auch daran gewöhnen, unsere hartgeprüfte und noch ganz zuletzt, wie ich von Ihnen vernehme, schwer heimgesuchte Freundin Amalie Schoppe unter den Toten statt unter den Lebenden zu suchen, und uns auch in bezug auf sie der stillen Hoffnung getrösten, die der Instinkt des Geschlechts festhält, wie Verstand und Vernunft des Einzelnen auch darüber denken mögen.' Ich schlug das Distichon vor:

‚Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
ruht sie vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.'"

Damit erbrachte er sich und auch der Nachwelt den Beweis, daß alle persönlichen Empfindungen längst überwunden waren.

In der Tagebuchbemerkung vom Oktober 1839 hatte Hebbel als großes Plus auf dem Verdienstkonto der Schoppe die durch sie veranlaßte Bekanntschaft mit Gravenhorst und mit Elise verzeichnet, die ihn einzig vor der Verzweiflung bewahrt hätten. Gravenhorst war ein angehender Student, der Hebbel den ersten Lateinunterricht erteilte, der ihn aber auch sonst zu geistiger Betätigung anregte. Gravenhorst führte ihn in den „Wissenschaftlichen Verein" ein, einer literarischen Vereinigung von Gymnasiasten, die allerlei kritisch-philosophische Aufsätze und Vorträge ausarbeiteten, und für den Hebbel im Jahr 1835 eine Untersuchung „Über Theodor Körner und Heinrich von Kleist" verfaßte, die so persönlich, so unabhängig und scharf ist, wie gewiß sonst nie in diesem „wissenschaftlichen Verein" untersucht wurde. Zu einer Zeit, da die Körner-Verehrung weit verbreiteter und angesehener war als die Kleist-Bewunderung, wagte Hebbel es, die Dramatik Körners aufs ironischste anzugreifen, während er Kleist mit außerordentlicher Reife des Urteils als den bedeutenden Dramatiker charakterisierte, der er tatsächlich war. Der Schlußsatz der Arbeit lautet: „Er schrieb keine Kriegslieder für patriotische Schneidergesellen und hochherzige Ladenschwengel; aber er schilderte die Hermannsschlacht und die

Schlacht bei Fehrbellin; er weckte die Toten auf, um die Lebendigen zu erwecken."

Lange duldete es ihn, der die Reife und Erfahrung des Mannes besaß, nicht in dieser Gesellschaft von Jünglingen; noch ehe er zur Universität abging, meldete er seinen Austritt aus dem Vereine an. Aber trotzdem hat er auch dort Gelegenheit zu den ihm unumgänglich nötigen Lebensäußerungen gefunden, hat er durch die Anerkennung und Führerschaft, die ihm zugestanden wurde, ein Gegengewicht gegen den Druck des Lebens als „mildtätig Unterstützter" gehabt.

Und dann die Bekanntschaft mit Elise Lensing! Die bildet ein ganz besonderes, glückliches und tragisches, Kapitel in Hebbels Dasein. Oder richtiger, ein nur tragisches. Denn nach Hebbels Kunstanschauung ist es Gesetz der tragisch-dramatischen Kunst, daß alles Geschehen aus dem Charakter, der der Träger des Geschehens ist, notwendigerweise folgen muß, daß aber zugleich eben wieder die Notwendigkeit des Geschehens den Charakter in sich selbst vernichte, aufhebe. Und Hebbels Erleben mit Elise Lensing mußte mit unumstößlicher Gesetzmäßigkeit aus beider Charakteren so und nur so erfolgen, aber zugleich trug es das tragische Verhängnis der Vernichtung in sich. Und doch war Elise Lensing das einzige wirkliche Glück in Hebbels Jugendleben, war sie es allein, der wir die Erhaltung seines Daseins verdanken, die ihn vor Tod und Verzweiflung mehr als einmal bewahrt hat.

Elise Lensing war Näherin in Hamburg, sie lebte bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater, war um zehn Jahre älter als Hebbel und lernte ihn dadurch kennen, daß die Schoppe ihn bei ihren Angehörigen einmietete. Über ihre Kindheit und Jugend berichtet Hebbel in einer Tagebucheintragung vom 18. September 1839:

„Heute Abend hat mir Elise ihre Geschichte erzählt. Besonders ein Zug rührte mich tief. ‚Als ich von Berlin nach Leezen zurückkam' — sagte sie und brach dann auf einmal in heftiges Weinen aus. Später fuhr sie fort: ‚ach, ich hatte mich so unendlich gefreut, Mutter wiederzusehen, und als ich nun

Amalie Schoppe

kam, lag ſie bei Vater (der Stiefvater Zieſe, Anm. d. Herſg.) im Bett und reichte mir kaum die Hand.' Gräßlich waren die Verhältniſſe, in denen ſich ihr Leben von Jugend auf bewegte. Der wahnſinnige Vater, den ſie prügeln ſehen mußte, und als ſie ihm einmal etwas zu eſſen brachte, ſelbſt geprügelt wurde. Dann die Verheiratung der Mutter mit einem Schiffer, ſobald der Vater für unheilbar erklärt worden war, und ſchlechte Behandlung des Stiefvaters. Halbjähriger Aufenthalt in Berlin. Von da nach Leezen zurück, von Leezen, nach kurzer Zeit nach einem Gute. Der Hauptmann, der ſich entſchloß, ſie erziehen zu laſſen, weil ihm ihr ſchüchternes Weſen gefiel. Penſion bei Heyſe in Magdeburg (Direktor der dortigen höheren Töchterſchule, Anm. d. Herſg.). Weil ſie ſich nicht glücklich fühlte, wurde ſie undankbar geſcholten; die größten Anſprüche wurden ihr gewiſſermaßen eingeimpft. Lehrerſtelle in Calbe. Hamburg."

So kurz die Züge ſind, — welch ein tragiſches Jugendleben entrollen ſie! Aber eines, das keine Verbitterung zurückließ, nur unendliche Güte und Opferbereitſchaft. Und alle dieſe Eigenſchaften konzentrierten ſich auf Hebbel vom Tage an, an dem er zu ihr ins Haus zog, ſo daß er mit gutem Recht am 6. Mai 1835 ins Tagebuch ſchreiben konnte:

„Am geſtrigen Tage habe ich Eliſens Haus wieder verlaſſen. Ich habe wohl Urſache, den ſechs Wochen, die ich bei ihr verlebt habe, ein kleines Denkmal zu ſetzen, denn ſowie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir; wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, ſo bin ich zufrieden."

Die Freundſchaft und der Verkehr nahmen deshalb kein Ende, weil Hebbel Wohnung wechſelte. Er hat eigentlich nur mit Eliſe in intimem geiſtigem Austauſch gelebt; die Briefe, die er an ſie richtete, ſind für die nächſten Jahre wenigſtens der beſte und vollſtändigſte Spiegel für ſein inneres und äußeres Erleben. Gleich das erſte an ſie gerichtete Schreiben iſt bedeutungsvoll, iſt es doch der Bericht von Hebbels erſtem Beſuch in der alten Heimat, der für lange, lange Jahre auch der letzte ſein ſollte:

„Wesselburen, Februar 1836.

Meine liebe Elise!

An einem kalten Wintertage sitze ich in der Stube meiner Mutter, die in diesem Augenblick — es ist 9 Uhr morgens — das Kaffeegeschirr vom Tisch nimmt, um mir Platz zum Schreiben zu machen. Es ist merkwürdig, wie nicht allein einzelne Menschen, sondern ganze Verhältnisse in gewissen Augenblicken ihre Auferstehung feiern; Fäden der Liebe, der Freundschaft, ja des ehemaligen, nun aber längst verschwundenen Bedürfnisses knüpfen sich wieder an und umspinnen die Seele mit einem Netz, welches unzerreißbar scheint: und dennoch dauert es oft nur wenige Stunden und die Bande sind wieder aufgelöst und das Herz fühlt sich durch alles das, was es noch eben vorher beglückte und entzückte, geängstigt, und man flieht einen vollen innigen Lebenskreis wie den ekelhaften Spuk eines Kirchhofs. Hierin offenbart sich die Ohnmacht des Menschen von ihrer entsetzlichsten Seite; er ist nicht imstande, alles fest zu halten, was er festhalten möchte und sollte; aber wenn im Reiche der mineralischen und vegetabilischen Natur zwei Kräfte sich nur dann trennen, wenn eine noch verwandtere, noch reichere Kraft sich ihnen zu inniger Wechselwirkung naht, so kann der Mensch sich im Verhältnis zu Menschen einer solchen Wahlverwandtschaft nur selten rühmen; ihn trifft der Bibelfluch: ‚Die Letzten sollen die Ersten sein!‘

Es waren wunderliche Gefühle, mit welchen ich den dithmarsischen Grund und Boden wieder betrat. Mir war, als ob ich zu einem alten fast vergessenen Freunde wieder zurückkehrte; ich hatte mich in der Ferne nur der unangenehmen Seiten des Freundes erinnert; wie ich ihm aber wieder ins Auge sah, ging mir das Andenken so mancher seligen Stunde, die mir durch ihn geworden war, im Gedächtnis auf, daß ich mich nun ebenso geneigt fühlte, ihm in der Liebe zu viel zu tun, wie ehemals in der Gleichgültigkeit. Meine Reise ging sehr gut vonstatten; in 6 Stunden kamen wir mit unserm Ever von Altona nach Brunsbüttel, in einem Tage marschierten Alberti und ich von

Brunsbüttel nach Wesselburen. Der Herzlichkeit, mit welcher ich hier von allen Seiten empfangen wurde, glich nur diejenige, mit welcher ich allem, was ein Recht auf meine Neigung hatte, entgegen kam; ich lebe hier jetzt so heiter, so anschließend und gesellig, als ob ich ewig hier leben sollte, und dennoch erwacht besonders heute morgen in mir jene innere Unruhe, die Du kennst und die, wie ein Sturmvogel, mir das Ende der glücklichen Tage in Dithmarschen vorausjagt und mich bewegt, mein Schiff segelfertig zu machen.

Alberti ist nach Friedrichstadt; ich habe ihn nicht begleitet, da ich in seinem Geburtsort wenig Verbindungen habe. Er hat sich in Wesselburen übrigens köstlich wohl befunden, und es ist mir vielleicht möglich, ihn hier in einem Komtoir zu placieren. Es ist für ihn äußerliche und innere Notwendigkeit, sich für einige Jahre ganz ins Praktische zu werfen; ich zittere, wenn ich an den geistigen Zwiespalt denke, in dem er sich gegenwärtig wegen des Mißverhältnisses, was zwischem dem, was er kann, und dem, was er will und teilweise muß, besteht, befindet. Dieser Zwiespalt würde, wie ich fürchte, durch die fortgesetzte Beschäftigung mit poetischen Arbeiten vergrößert werden und ihn am Ende zerrütten; kann ihn noch etwas retten, so ist es das, was seinen bisherigen Bestrebungen völlig heterogen ist, wenigstens werde ich an den Fortschritten, die er als bloßer Schreiber machen wird, diejenigen mit Bestimmtheit und Sicherheit abmessen, die er als Dichter und Schriftsteller in einer späteren Periode machen kann. Man glaubt kaum, wie sehr sich grade dann, wenn die Neigung mit dem Beruf kollidiert, der menschliche Geist in seiner Totalität zeigt.

Dieser Brief ist sehr gelehrt geworden; nimm mir einige terminologische Ausdrücke nur um Gotteswillen nicht übel. Du kannst sie ja in Deinem Heise nachschlagen. Ich hoffe, daß Du kleines Ding Deine Reise mit Glück und Freude vollendet hast und daß ich allerehestens Dich wiedersehen werde. Vielleicht ist die Elbfahrt gehemmt, dann komm ich zu Fuß. Ich bin immer bei Dir gewesen und umarme Dich!

Dein Friedrich."

Als Hebbel von dieſer Reiſe zurückkam, rüſtete er ſeinen Abgang an die Heidelberger Univerſität, oder vielmehr die Fahrt in die Heimat war ein Abſchiedsbeſuch bei der Mutter geweſen.

Charakteriſtiſch für die Unfreiheit, in der Hebbel gehalten wurde, iſt der Brief, den er aus dieſem Anlaß an den Paſtor Schmalz in Hamburg richten muß, der, wie er es ausdrückt, zu ſeinem Almoſenier beſtellt war. Um ihn ganz zu beurteilen, muß man ſich klarmachen, wie Hebbel, durch Not und Kampf ſchon an und für ſich über ſeine Jahre gereift, damals ja bereits 23 Jahre alt, alſo kein Knabe mehr war, und überdies in Weſſelburen bei Mohr eine Art Vertrauensſtellung bekleidet hatte, die weit über ſein Alter hinaus Anforderungen an ihn ſtellte.

Und Hebbel mußte es oft empfinden, daß man ſich gegen ihn wandte, nur weil ſeine Schritte von den altgewohnten Bahnen abwichen. Darum ſchrieb er ſchon aus Heidelberg an den Hamburger Bekannten Laeiſz:

„Einen anderen Weg wie andere Leute muß ich nun doch einmal einſchlagen, dies bedingen meine Verhältniſſe wie meine Natur. Daraus, daß er anders iſt, folgt aber noch nicht, daß er verkehrt iſt oder aber gar nicht zum Ziele führt. Die Religion des Entbehrens, die ich längſt zur meinigen gemacht habe, bringt es mit ſich, daß es mir völlig gleichgültig ſein muß, wann ich am Ziele anlange; wer ſich aber ſo gegen das Leben geſtellt hat, hat wenig zu fürchten, höchſtens Eingriffe in ſeine innere Freiheit, die ſo oft durch äußere Unterſtützung herbeigeführt werden."

Dort in Heidelberg wurde ihm zuerſt einmal recht bang vor dem ganzen, ſchwierigen Daſein und ſehnſüchtig nach der treuen, liebevollen Freundin, die er in Hamburg zurückließ, und er ließ ſie aus der Ferne an allen ſeinen Stimmungen teilnehmen, wie es in Hamburg geſchehen war. Dennoch fühlte er, daß es gut für ihn war, der Hamburger Atmoſphäre entrückt zu ſein, wenngleich er ſich zurückſehnt. Er ſchreibt Eliſe am 6. April aus Heidelberg:

„... Ich will den Brief heute zur Poſt tragen und ſage Dir, Du treue Seele, noch einmal guten Morgen. Wäre das Wetter nicht

so schlecht, so würde meine Stimmung besser sein, aber jetzt, wo ich beständig zu Hause sitzen und mich dabei erinnern muß, daß ich nicht hinüber gehen kann zu Dir, verfluche ich Süddeutschland und besonders mich selbst. Freilich, so wie wir's in Hamburg hatten, konnte und durfte es nicht länger bleiben, aber bei Gott, der Faden ist nur darum abgerissen, um ihn sobald wie möglich fester wieder anzuknüpfen. Du bist nicht die Erste in Schönheit und Jugend, aber Du bist in Deiner grenzenlosen Liebe und Hingebung das einzige weibliche Wesen auf Erden, welches mich noch mit Glück und Freude zusammenknüpfen kann. Wie steht's mit Deiner Gesundheit? Und wie denkst Du Dich gegen Deine Eltern zu stellen? Ich bitte Dich, schreib mir hierüber ausführlich! Dein Fr."

Damals wurde ihm auch das seltsam Zusammenhanglose in der Gesetzmäßigkeit des Lebens und Geschehens klar, eine Erkenntnis, die ihn sein ganzes Leben nicht verlassen sollte und die für ihn charakteristisch ist:

„Doch das ist der größte Irrtum im Leben, daß wir's für ein Gewebe ansehen, worin sich ein Faden mit dem andern verkreuzt und keiner verloren geht; Abgründe trennen Stunde von Stunde, jeder Augenblick ist Schöpfer und Zerstörer einer Welt; hierin stehen sich innere und äußere Natur als schroffe Gegensätze gegenüber; wir aber wollen das Widerstreitende vereinen und machen den Zwiespalt größer. Du verstehst mich vielleicht nicht; halte fest an dem Glauben, daß der Mensch nicht besser gesegnet sein kann, als wenn er so etwas nicht versteht."

Jede solche Erkenntnis hat bei ihm etwas Tragisches. Man fühlt es, wie schwer alles errungen wird, was er an geistigem Besitz davonträgt. Eine Blutspur, eine Narbe mahnt an das Dornengestrüpp, aus dem er sich seine Blumen pflücken, erobern muß.

War doch auch seine Universitätszeit ganz anders als die anderer Studenten. Das frohe „erste" Semester mit seinem Bummelleben, seinem Naschen an allen Fakultäten, seiner wichtigen Spielgelehrsamkeit war ihm verschlossen, denn es mangelten ihm die Mittel, um wie andere Kommilitonen auftreten zu

können. Auch war er älter, reifer. Seine gründliche literarisch-künstlerische Bildung, die er sich — beinahe ohne Hilfsmittel aus den Bedürfnissen der eigenen geistigen Existenz heraus — schon in Wesselburen zu erwerben getrachtet und die er in Hamburg vertieft hatte, schieden ihn von der Menge der Studenten. Sein Jus-Studium war nur problematisch, — er fand es bald heraus, daß er sich nicht zum Juristen eignete, — er mußte eben auch an der Universität Heidelberg wie früher in der Heimat und in Hamburg einen eigenen Weg gehen. Dennoch fand er in Heidelberg einen, der gerne sein Kamerad oder richtiger sein Jünger werden wollte, das war der junge Ansbacher Emil Rousseau. Hebbels Freunde waren ihm irgendwie immer geistig unterworfen, waren immer in Abhängigkeit von ihm. Das zeigte sich schon in Wesselburen, trat in Hamburg wieder hervor und kam in dem Verhältnis zu Rousseau besonders deutlich zum Vorschein. Hebbel berichtet selbst darüber an Elise, und zwar am 3. September 1836:

„... Von dem jungen Baier, Rousseau, habe ich Dir gesagt; er war außer sich, als er Abschied von mir nahm, und wahrlich, wenn er mir für etwas zu danken hat, so kann er das noch nicht fühlen; solange der Kranke die Medizin verschlucken muß, kann er sich aufgelegt finden, dem Arzt das Glas an den Kopf zu werfen, nicht aber, ihm Komplimente zu machen. Die Genie-sucht ist heutzutage in der Welt verbreitet wie ein ansteckendes Fieber; wer einen Vers zusammenleimen und eine Gedankenreihe aushecken kann, hält sich für einen Dichter und fabriziert nüchterne Produkte ins Unendliche; darüber wird alles Echte und Wahre, Studium, Erforschung der Lebensverhältnisse, ohne welche niemals selbst der Berufene zu einem bedeutenden Punkt in der Kunst vorgedrungen ist, vernachlässigt, und das Ende solcher abgeschmackter Bestrebungen ist Verzweiflung oder Narrheit, beide unheilbar. Als Rousseau mit mir zusammenkam, war er ein leidenschaftlicher Schellingianer, ein Bewunderer von Friedrich Rückert, ein junger Mann, der über Goethe zu Gericht saß; nach 3 Tagen nannte er die Philosophie einen blinden Gaul, Rückert — dem ein hohes Talent nicht a-

gesprochen werden darf, der aber mit seinem Reichtum nicht umzugehen weiß — einen Phantasten und Goethe den Gott der Götter. Alles gut, nur zu schnell; Anschauungen dieser Art wachsen nicht wie Pilze aus der Erde und ich wäre besser mit meiner Kur zufrieden, wenn sie mir mehr Mühe gemacht hätte. Ein an mich gerichtetes Gedicht:

‚Glaube, Freund, es fielen keine
Deiner Worte mir zur Erde;
Jedes Große, jedes Kleine
Faßt' ich auf in seinem Werte.
Mochten sie in ihrer Schwere
Auch am Anfang fast erdrücken,
Blieb ich doch, denn niemals kehre
Strenger Wahrheit ich den Rücken.
Doch ich werde, trotz der Lasten,
So Gott will, empor mich ringen,
Will nicht zagen, will nicht rasten,
Und es wird, es wird gelingen.
Lächeln wirst Du solchem Hoffen,
Wirst den Schüler dran erkennen;
Da den Meister ich getroffen,
Laß' ich gern mich Schüler nennen usw.'

war mir so bedenklich, daß ich ihm ins Stammbuch schrieb:

‚Ins Unermeßliche verschweben,
Das ist kein Trost für all die Leere;
Der Tropfe muß als Tropfe leben,
Im Meer verschwimmt er mit dem Meere;
Du kannst die Grenzen nicht erweitern,
Die dich zum Ich zusammendrängen,
Verschütten heißt's den Trank, nicht läutern,
Die zwängende Retorte sprengen!'

Diese Worte enthalten alles, was über Kunst und Leben gesagt werden kann, und wenn er sich elektrisieren lassen will, — sie können, denk' ich, als Elektrisiermaschine dienen. Wie gern gönn' ich der Jugend ihre Hoffnungen, um so lieber, als mir die

meinigen so früh zerstört worden sind; aber, wenn ich doch sehe, daß ein Mensch, der so tüchtig dastehen könnte, an seinen Idealen zum Schemen abmagert, so halt ich's für meine Pflicht, seine Träume zu vernichten, damit diese nicht ihn vernichten."

Rousseau wurde offenbar von den Worten elektrisiert, wie Hebbel es wünschte. Er besaß die Kraft, den ungeheuren Ansprüchen, die Hebbel an seine Freunde wie an sich selbst zu stellen pflegte, nachzukommen, oder richtiger, sich die Grundsätze allerstrengster Selbsterziehung anzueignen, die Hebbel selbst befolgte. So hatte er nun zwei Menschen, mit denen er Gedanken austauschen und vor allem, denen er seine Gedanken mitteilen konnte. Denn Hebbels Mitteilungsbedürfnis war ungeheuer entwickelt und ist es zu allen Zeiten geblieben; darauf werden wir besonders in seinem Verhältnis zu seinen späteren Freunden noch zurückkommen müssen. Es ging ihm, wie es raschdenkenden, schöpferischen Naturen geht: das lebendige Wort ist ihnen das beste Hilfsmittel, um die eigenen Gedanken klar zu gestalten. Das Gespräch, das bei solchen Naturen meist Monolog ist, wird zur Improvisation, — und der Gefährte braucht nur Zuhörer, nicht einmal verstehender Zuhörer zu sein.

Verstehende Zuhörerin oder Briefempfängerin konnte Elise ihm wohl kaum sein; nicht nur, weil ihr Bildungsgrad ein zu geringer war, sondern vor allem, weil sie eine typisch-weibliche Natur war, hingebend und liebend und aufopfernd, aber nicht klar und streng denkend wie ein Mann. Und wenn sie auch in hohem Grade die weibliche Intuition des Einfühlens besaß — für die außerordentlich männliche Natur Hebbels muß ihr nach verschiedenen Bemerkungen in seinen Briefen das eigentliche Verständnis gemangelt haben. Aber sie ersetzte alles durch den wunderbaren Reichtum an Gemüt, durch die völlig selbstvergessene Güte und Liebe, durch die Hingabe an den sie so weit überragenden Freund, in dem sie wohl von Anfang an mehr sehen mochte als nur den Freund. Und weil sie mit so unendlicher Freude für ihn lebt, darum vermag es auch sein Stolz, von ihr anzunehmen, was er von der Schoppe und den

Pseudo-Wohltätern in Hamburg erbitten müßte und doch niemals erbitten kann und mag: Geld, um seine Studien fortzusetzen, Geld, um sich auszubilden und zu entwickeln und dem erschreckend engen Kreis des Hamburger Lebens zu entgehen.

Hebbel vertauschte dann die Heidelberger Universität mit der Münchener, erstens, weil er sich entschlossen hatte, das Studium der Rechte aufzugeben und damit der Staatskarriere zu entsagen, die die für ihren Schützling eitle Schoppe ihm erträumte. Da erschien ihm München für seine persönlichen Zwecke, für das Kunst-, Literatur- und Geschichtsstudium geeigneter. Auch Rousseau ging nach München, und er wollte gerne in dessen Nähe bleiben. Überdies verließen Gravenhorst und Rendtorff, die Hamburger Kollegen, auch die Heidelberger Universität, und somit wäre er dort völlig vereinsamt und verlassen gewesen.

Über diese Reise von Heidelberg nach München berichtet er ausführlich an Elise und ganz besonders über das größte Erlebnis, das er dabei hatte, über sein Zusammentreffen mit Uhland. Die persönliche Berührung war freilich eine große Enttäuschung:

„30. September 1836.

... Von Hauff ging ich zu Gustav Schwab. Ein herzlicher Mann, der mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam und mir einige Zeilen nach Tübingen an Uhland mitgab. Er machte mir Komplimente über meine Gedichte, die ich übrigens nur für Komplimente ansehen durfte, was mir gleichgültig ist, da ich hinsichtlich meiner Gedichte keiner äußeren Probiersteine bedarf. Tags darauf ging's nach Tübingen und nachmittags um 2 Uhr zu Uhland. Man erwartet, ein bedeutender Mann soll wie eine Voltaische Säule sein und elektrische Stöße geben, wo man ihn nur berührt. Ich werde nie wieder eine menschliche Persönlichkeit zu einem Fokus ihrer geistigen Hervorbringungen machen und — dies ist ein sehr großer Gewinn! — nie wieder vor irgendeinen Menschen mit Befangenheit hintreten. Von all jener Schüchternheit, jenem Schwanken, die mir bisher so sehr im Wege standen, hat der Besuch bei Uhland mich befreit; ich habe hier in München mehrere Besuche

zu machen, vor denen ich mich noch in Heidelberg scheute, z. B. bei Hofrat Thiersch, bei dem berühmten Schelling, bei dem großen Maler Cornelius usw.; jetzt sehne ich mich darnach und kann die Ankunft meines Koffers mit dem Leibrock, den ich hier nicht entbehren kann, kaum erwarten. In Uhlands Wesen liegt eine Schlichtheit und Einfachheit, die — ich möchte sagen — unangenehm berührt. Auch in der ganzen Unterhaltung keine einzige Wendung, die an den Verfasser des Glücks von Edenhall erinnerte. Ich machte sehr geringe Ansprüche, da ich zu meinem Erstaunen auf meine Frage von ihm erfuhr, daß ein Brief, den ich von Heidelberg aus mit der Post an ihn geschickt hatte, nicht angekommen sei; ich mußte daraus gleich den Schluß ziehen, daß ich ihm, jener 4, im Morgenblatt mitgeteilten Gedichte ungeachtet, völlig unbekannt sein müsse, da er gewiß so wenig Zeit als Lust hat, Journale zu lesen. Dennoch aber war er mir fast zu simpel; wer sein Gold zu Rate hält, pflegt sich doch auf Scheidemünze zu halten, aber er führte über die unbedeutendsten Dinge die Konversation mit einer unbegreiflichen Schwierigkeit. Desungeachtet freut es mich, daß ich ihn gesehen habe; auch will ich aus diesem Besuch nicht das Geringste folgern, ich schildere ihn (den Besuch nämlich) bloß, wie er auf mich gewirkt hat, und da kann man ein inneres Mißbehagen nicht unterdrücken, wenn man ein Verehrtes und Hochgeschätztes so ganz und gar anders findet, als man es erwartete. Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß mich Uhland nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeile zurück, so mag er sehen, wie er zu Weihrauch kommt."

Auch über die Wirkung der Reise im allgemeinen berichtet er, über die Befreiung, die sie ihm bedeutet, und über die Unmöglichkeit, in die alten Häute, in die alte Enge sich wieder einzuschachteln:

„Leben ist Reisen, sagt der Christ. Mit größerem Recht sa man: Reisen ist Leben. Unermeßlich ist's, was diese Reise m genützt hat. Der Baum muß nie umgepflanzt, der Mensch n eingepflanzt werden. Das braust und schäumt durch alle Ader

wenn man mit jedem neuen Tag eine neue Welt um sich sieht: eine schönere ist gar nicht einmal nötig, schöner ist alles, was nur anders ist. Ich habe das Leben eingeatmet wie frische Luft, und ich weiß, daß es etwas in mir hervorbringen wird. Jene Hypochondrie, jene Unzufriedenheit mit mir selbst, die immer in übertriebener Zufriedenheit mit der Welt wurzelte und die bittersten Früchte trug, ist gänzlich verschwunden, soweit sie nämlich verschwinden kann, ohne daß man selbst mit verschwindet. Ich schrieb neulich an einen Freund: ich hätte freilich nicht, wie mancher Liebling der Götter, so viel Freude an mir wie an dem ersten Gericht junger Erbsen, das der Frühling bringt; aber ich käute auch doch nicht an meinem Fleisch und Bein mit Widerwillen und Verzweiflung wie an altem Schiffszwieback oder vertrocknetem Stockfisch. Dies ist das Rechte, darum wiederhol' ich's hier."

Alle seine Qualen, die ihm die Unsicherheit seiner Existenz bereitet, und die von ihm wohlerkannte Unmöglichkeit, sein Talent als Broterwerb, als „melkende Kuh" auszunützen, teilt er ihr mit; am 29. November 1836 schreibt er:

„... Das fühl ich, niemals werd' ich, schnöden Lohns wegen, dasjenige, was mir am Ende an Kraft und Talent geworden, mißbrauchen, schon allein aus dem Grunde, weil ich's, wenn ich auch wollte, nicht kann. Dies mag dann Bürgschaft dafür sein, daß vielleicht was dahinter steckt, denn elendes Klimpern und Nachklimpern muß, da es Handwerksgriff und technische Geschicklichkeit ist, wenn einmal, immer gelingen; es ist aber gar schlimm für Börse und Magen. Jene seltene Fruchtbarkeit, die einigen auch wahrhaft berufenen Dichtern gegeben ist, hat mir die Natur versagt; bevor aber die Welt die tieferen Fäden, die sich, will's Gott, durch die besten meiner Arbeiten als befruchtende Adern hindurchziehen, erkennt, kann ich zehnmal verhungern. In der Tat ist's die Furcht zu verhungern, die mich jetzt fast stündlich quält. Auf 5 Monate bin ich noch versehen, also bis Ausgang April; der Himmel mag wissen, wie's dann werden wird."

Und am 14. Dezember klagt er ihr seine Sensitivität, die ihm die Tage zerstören und das Leben verbittern kann:

„Im Niederschreiben eines heut morgen um 6 in der katholischen Kirche, die ich der Adventsmusik wegen so früh besuche, in tiefster Seele empfangenen Gedichts durch einen mir gegenüber wohnenden Studenten, oder vielmehr durch sein leeres, löschpapiernes Gesicht gestört, bin ich in jenen Zustand des ungemäßigten und ungemessenen inneren Überfließens, worin der Mensch sich selbst zu verlieren fürchtet, hineingeraten und hab' einen wüsten Tag vor mir. An solchen Tagen behandeln Welt und Natur mich, wie der Musikmeister in zerstreuten und langweiligen Stunden sein Instrument; hier läßt er eine Saite anklingen und dort wieder, zuweilen gar der Ansatz zu einer wilden oder süßen Phantasie, aber nichts kommt zu Ende. Ein Durcheinanderschüttern des Geistes und des Herzens ohne Ziel, kaum zum Aushalten! So hat's (ich komm auf mein Vis-à-vis zurück) der elendeste Wurm immer in seiner Macht, den edelsten Wein zu verderben, bloß dadurch, daß er — hineinfällt."

Obgleich Hebbel Elisens materielle Hilfe, so ungern es auch geschieht, auch in München wieder annehmen muß, hat er sie nicht einen Augenblick darüber in Zweifel gelassen, daß er sie nicht „liebe", wenigstens nicht in dem Sinn, in dem man Liebe gemeinhin auffaßt und in dem sie wohl am liebsten von ihm im Herzen getragen worden wäre. Schon am 29. November hat er ihr sein Verhältnis zur Ehe überhaupt in den Worten gezeichnet:

„... Heiraten! Es ist mir überhaupt unter allen entsetzlichen Dingen das Entsetzlichste und ich werde mich gewiß niemals dazu entschließen, denn es heißt, den Himmel auf Bouteillen ziehen. Gibt's denn auf Erden zwischen Menschen, die sich schätzen und wert halten, kein Band als ein Schiffsankertau?"

Am 19. Dezember schreibt er ihr in einem wundervollen Brief, der beider Verhältnis charakterisiert:

„... Den letzten Punkt beantwort' ich zuerst. Meinen Ansichten über die Ehe wünsch ich keinen Beifall, am wenigsten unter dem

weiblichen Geschlecht. Sie gehen überhaupt nicht auf die Ehe selbst, sondern auf mein Verhältnis zur Ehe. Mir wird alles Unveränderliche zur Schranke und alle Schranke zur Beschränkung. Die Ehe ist eine bürgerliche, physische und in unendlich vielen Fällen auch geistige Notwendigkeit. Der Notwendigkeit ist die Menschheit unterordnet; jede aber ist mit Regalien verknüpft. Das Individuum darf sich der Notwendigkeit entziehen, wenn es Kraft hat, den Freibrief durch Aufopferung zu lösen, darin liegt seine Freiheit. Ich kann alles, nur das nicht, was ich muß. Das liegt zum Teil in meiner Natur, zum Teil in der Natur des Künstlers überhaupt. Wenn ein Genie sich verheiratet, so geschieht immer ein Wunder, so gut, als wenn ein anderer sich nicht verheiratet. Nimm es als den höchsten Beweis meiner Achtung auf, daß ich Dir diese dunkelste Seite meines Ichs entschleiere; es ist zugleich unheimlich und gefährlich, wenn ein Mensch zum Fundament seines Wesens hinuntersteigt, und er tut gar wohl, wenn er niemals daran rüttelt, denn drunten lauern Finsternis und der Wahnsinn. Neu kann Dir das alles freilich nicht sein, denn oft genug hab ich mich über jenen Punkt ausgesprochen, aber hier ist's zusammengefaßt.

... Du gute Seele erbietest Dich abermals zu einem Opfer. Ich schaudere vor der Möglichkeit, es annehmen zu müssen. Wohl darf ich's mir gestehen, daß mir Geist, Talent, und vielleicht auch Kraft in Fülle von der Natur verliehen sind, aber es fehlt mir am Beigewicht, an dem, was man in der Welt positive Kenntnis zu nennen pflegt, und die Welt wiegt nur das Beigewicht, tut auch Recht daran, da das andere sich überhaupt nicht wiegen und oft nicht einmal in ihrem Nutzen verwenden läßt. Es hat eiserne Naturen gegeben, die sich, in der Jugend gleich mir hart vom Schicksal behandelt, das alles durch unausgesetzten Fleiß noch in späteren Jahren erwarben; ich kann's nicht, vielleicht weil ich schwächer bin wie sie, vielleicht weil ich schon zu tief in das Nichts alles irdischen Wesens und Treibens geblickt habe, um noch für irgendein Ziel zu Rest tragen zu können. Ich weiß, daß man mir unter Deutschlands Dichtern

schon jetzt einen ehrenvollen Platz nicht versagen darf, und werde dazu lachen, wenn man's tut; ich weiß auch, daß ich sehr früh sterben müßte, wenn nicht geachtete Stimmen dies noch bei meinen Lebzeiten anerkennen sollten. Aber Hoffnungen dieser Art erheitern mir meine Zukunft wenig, und wenn sie sich völlig realisieren, so ist's noch die Frage, ob das dient, sie auch nur einigermaßen fest zu stellen. Doch — es ist die größte Torheit, Nüsse knacken zu wollen, bevor sie einem das Schicksal zwischen die Zähne schiebt.

Einstweilen bin ich noch mit allem versehen, und das dauert bis Anfang April, da ich meine bisherige Lebensweise ohne Änderung fortsetzen werde. So Gott will, kann ich Dir dann von einer halben Million Honorar schreiben, die eingegangen ist; sonst — hier bin ich freilich zu Ende.

Wenn der alte Kisting zu Rhedern gehen möchte, so würde es mir allerdings sehr lieb sein; wenn er mich auch nur rechtfertigt, so ist's schon viel.

Am Weihnachtsabend werde ich bis 12 Uhr nachts Kaffee trinken und ein Phantasiestück schreiben, um 12 aber in eine katholische Kirche gehen und die schöne Weihnachtsmusik hören. Redlich und gern werd ich Dein gedenken. Mögest Du an jenem Abend recht klar und innig fühlen, daß wir uns wiedersehen werden und daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten würdigsten Leben Anteil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele freistellt, dafür denn aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. Was Deine Zukunft betrifft, so ist sie freilich nicht sicherer, aber jedenfalls eben so sicher als die meinige, und wenn ich einst etwas hab', so werd ich gewiß nicht vergessen, daß Du mit mir teiltest, als Du hattest. Dies ist mein Männerwort. Das zwischen uns bestehende Verhältnis ist auf einem sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, denn es war natürlich, ja bei der Lage der Dinge unvermeidlich, aber noch weniger wol-

len wir es bedauern, daß er vorüber ist. Wie in der physischen, so gibt es in der höheren Natur — wie wär's bei der Ökonomie, die der Welt als erstes Konstitutionsgesetz zum Grunde liegt, auch anders möglich? — nur eine Anziehungskraft, die Menschen an Menschen kettet; das ist die Freundschaft, und was man Liebe nennt, ist entweder die Flammenvorläuferin dieser reinen unvergänglichen Vesta-Glut oder der schnell aufschlagende und schnell erlöschende abgezogene Spiritus unlauterer Sinne. Die Metamorphisierungsperiode mag, da die edlere Seele dann ihren eigenen Groß-Inquisitor machen und sich Wankelmut, Unbeständigkeit, wenigstens innere Unzulänglichkeit vorwerfen wird, gar schmerzlich sein; um so mehr wollen wir uns freuen, wenn wir ohne Weg ans Ziel gelangen können. Ahnst Du, daß über mich am Ende etwas Höheres schwebt, so ahne auch das daraus Folgende, daß ich, ganz anders konstruiert als andere, selbst da recht haben kann, wo die Welt nicht unrecht hat! Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe wie Dir; Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innere Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle, — frage Dich einmal ernsthaft, ob wohl innigere Verbindung möglich ist? Mußt Du aber (und es kann nicht anders sein, oder ich wäre Dir nie gewesen, was ich Dir zu sein glaubte und glaube) die Frage mit Nein beantworten, so erfreue Dich Deines Glücks, wenn Du es Glück nennen willst, das erlangt zu haben, warum sich gar viele schon umsonst beworben und noch bewerben werden, Männer wie Weiber."

Wieder ein andermal in dem Brief vom 17. Januar 1837 läßt er auf eine Charakteristik ihres Wesens und ihrer Bedeutung für ihn eine Schilderung seines Alltags und schließlich noch eine Beschreibung dessen folgen, was er „seinen Dämon" nnt, seine „Berserkerwut", jene wilde Aufregung und Verimmung, die er selbst an sich haßte und fürchtete und bekämpfte, vor der aber alle, die in seiner Nähe waren, zu zittern rund hatten:

„... Wenn Du Urſach haſt, meinem Dichter-Talent Achtung zu zollen, und ich fühle, daß ich die verdiene, ſo hab ich ungleich mehr Urſach, die reine, ſittliche Höhe, auf der Du ſtehſt, zu bewundern, ſo mußt Du fühlen, daß Dir höchſte Achtung niemand verſagen darf. Du haſt einen Punkt erreicht, den ich mit allen Kräften und bei allem Streben vielleicht nie erreichen, gewiß aber nicht überſteigen werde. Dadurch aber muß ein Zuſammenhang, ein Friede in Deine Natur gekommen ſein, gegen die alles andere gering iſt. Denn das iſt das letzte Ziel des Menſchen und daran allein iſt ſeine Beruhigung auf Zeit und Ewigkeit geknüpft, daß er aus ſich heraus ein dem Höchſten, Göttlichen Gemäßes entwickle, daß er ſich ſelbſt ein Bürge ſei für die ſeinem Bedürfnis entſprechenden Verheißungen.

Das Heiligſte und Wahrſte, was an Verehrung, an Liebe in meiner Bruſt liegt, iſt Dir zugewandt, iſt Dein auf immer. Dein hab ich in der Weihnachts-, in der Neujahrsnacht gedacht, Dein gedenk ich ſtets, wenn ich mein ſelbſt am würdigſten bin, und unter allem Wünſchenswerten, was ich von der Zukunft erwarte, iſt mir das Wünſchenswerteſte, wieder mit Dir zuſammen zu leben und, was die Stunde bringt, in Gemeinſchaft mit Dir zu genießen oder zu verſcheuchen.

Das Stillſchweigen aber, das Du mir über jenen Punkt auflegſt, muß ich brechen. Mein Brief ſollte nichts Beſonderes, er ſollte das Allgemeinſte ausſprechen, meinen Widerwillen nämlich gegen alle Satzung, meinen Ekel gegen Zwirnsfäden, wodurch die bürgerliche Ordnung Widerſtrebendes binden zu können glaubt, meinen Abſcheu gegen das Einſchränken und Beſchränken der edelſten menſchlichen Verhältniſſe in den armſeligen Kreis des irdiſchen Lebens für widerwärtige Zwecke. Ich fühle mich im Ganzen und Großen, ich wurzle im Weltall und nicht in einem Topf; ich denke aber nicht, daß die Früchte darum ſchlechter gedeihen, weil ich mich an Himmel und Erde zugleich erquicke, oder, daß ſie dem Freund nicht ſchmecken, weil wohl auch für die Welt etwas abfällt.

Unſre Freundſchaft iſt die möglichſt würdigſte, darum auch dauernd ſte und innigſte, die, während jede andere ſich nach

und nach ins Gemeine, wenigstens Unbedeutende verliert, sich fort und fort steigert und, in welche Regionen wir, hier oder dort, auch hineingeraten mögen, aus jeder nur Lebensstoff saugt für schönere und immer schönere Blüten. Dies ist nicht Phrasengeklingel, sondern mein innerstes Gefühl, ja meine klarste Überzeugung.

... Du erkundigst Dich nach meinem Haushalt. Er ist gut. Ich hab ein Bett und Aufwartung, womit ich zufrieden bin, mein Zimmer ist klein, aber das ist wegen der Einheizung mehr erwünscht als unerwünscht, es liegt in einer sehr schönen Straße und hat Aussicht vorn heraus. Ein bequemes Kanapee hab' ich mir im November durch die Drohung, sonst auszuziehen, verschafft. Meine Wirtsfrau (eine Geschiedene) ist nichts wert, allein ich hab' ja nichts mit ihr zu tun und ihr bei einer Gelegenheit, wo sie mäkeln wollte, heilsamen Respekt eingeflößt. Anfangs betrog sie mich in Kleinigkeiten, das hab' ich ihr aber, nachdem ich die nötige Erfahrung gemacht hatte, bald gelegt. In ihren Augen, so wie bei allen (in einer Vorstadt, weißt Du, ist's wie in einer kleinen Stadt), die sich um mich bekümmern, gelt' ich für einen Mann von vornehmer Abkunft, von Mitteln und bereits beendigten Studien. Letzteres ist mit Bezug auf meine eigentliche Bestimmung der Wahrheit wohl ziemlich gemäß; was die ersten beiden Punkte betrifft, so gilt Kistings Appellation (deren er vielleicht ohnehin nicht bedarf) auch für mich. Sonst leb' ich in der großen Stadt so einsam wie auf einer wüsten Insel, sehe (Schumann, der mich wöchentlich 1 mal besucht, ausgenommen) keinen Menschen, esse mittags für 6 bis 7 Kreuzer Brot (es ist aber recht wohlschmeckend, eine Art Pastetchen, mit Äpfeln oder Pflaumen gefüllt) und trinke dazu meinen Kaffee. Wenn's der Himmel mir nur so läßt, so will ich zufrieden sein; ich entbehre an dem warmen Tisch nicht das Geringste und bin gesund.

... Ich zwinge mich umsonst, weiter vernünftig (soll heißen vernünftig weiter) zu schreiben. Mich packt einmal wieder der alte Dämon. Es ist ein kalter, langweiliger, unendlicher Winternachmittag; eben die Flegeljahre hab ich mir zur Erbauung aus der

Leihbibliothek geholt, doch will's so wenig mit dem Lesen als mit dem Arbeiten fort; mit Falstaff möcht' ich sagen, ich wollt' es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorbei. So komme denn allerlei toll Zeug durcheinander. Zuerst die Frage, kannst Du's auch lesen, was ich kritzle? Antworte mir hierüber ausdrücklich; ein Zeichen an der Seite erinn're Dich daran. Seit Stunden horch' ich schon auf die Kirchenuhr (meine eigne geht natürlich in München so wenig als in Hamburg), nichts erfahr' ich, als, was ich schon weiß, daß der verfluchte Nachmittag kein Ende hat. Stelle Dir's doch, der Illusion wegen, recht lebhaft vor, wie ich bei dem geringsten Geräusch die Feder niederlege und ans Fenster laufe, um (endlich gelingt's mir, Gott sei Dank) die Uhr 4 schlagen zu hören. Jetzt sind's bis 10 noch 6 Stunden; Himmel, daß der Mensch oft soviel überflüssige Zeit hat. Ich glaube, das Ding, was man Seele nennt, kann ordentlich einschlafen, und da mag anklopfen, was da will, Gott selbst wird nicht eingelassen. Viel wert ist mein Vegetieren in ewiger Einsamkeit doch nicht; jetzt könnte mich zum Beispiel ein Spiel, ein angenehmer oder unangenehmer Diskurs, irgend eine sonstige Lappalie leicht kurieren, wenn's mir (kein Kranker geht selbst in die Apotheke) über den Hals käme, aber der Teufel kuriert sich selbst. Am liebsten wäre mir's, plötzlich neben Dir zu sitzen und Dir (bei einer Tasse guten Kaffees, versteht sich) zu erzählen, daß ich eben greulich auf den Hund gekommen, aber schon wieder völlig auf dem Trocknen sei. Oder auch möcht ich in diesem Augenblick bei meiner Mutter eintreten und ihr zugleich die Hand drücken und etwas in die Hand drücken; da riefe sie in einem Atemzug: ‚was, Junge, Du!' und ‚Johann, schnell hinaus, und mach Feuer im Ofen und aufm Herd, er ist gewiß durch und durch gefroren'. Johann aber stachelte sie ebensosehr, zeitig nach fettem Rahm zu gehen, klopfte mir dann auf die Schulter, lächelte pfiffig und sagte: es ist ein Glück, daß ich gestern Stoppeln getragen habe, denn sonst müßten wir uns durchprügeln, um uns zu erwärmen. Ach, würde mir dies eine nur vergönnt, meiner Mutter, die in Wahrheit bis jetzt nur von Hörensagen weiß, daß auf Erden eine Sonne scheint, ein ruhiges Alter zu verschaffen! Es gehört bei

dieſer armen genügſamen Frau, für die ein warmer Unterrock ein Krönungsmantel und eine Stube, worin ſie nicht zugleich wohnen und ſchlafen muß, das köſtlichſte Fragment eines Palaſtes iſt, ſo außerordentlich wenig dazu, daß ich's allein darum dem Schickſal, wenn es mir dieſen meinen liebſten und letzten Wunſch vereitelte, nicht vergeben könnte. Schmerzlicheres hat nie einen Menſchen getroffen, als Jean Paul der Tod ſeiner Mutter, die ihn ſo lange Jahre hindurch mit unermüdlicher Geduld durch ihrer Hände Arbeit ernährt hatte, und die eben da ſtarb, als er ſich zum erſten Male imſtande ſah, einen Teil ſeiner Schuld an ſie abzuzahlen. Wie er's aushielt, begreif' ich kaum; doch mocht' ihn das Gedächtnis der ihr fort und fort bewieſenen Liebeszeichen tröſten. Was blieb' aber mir in einem ſolchen Fall, da ich die meinige, ſolange ich bei ihr war, ſo oft durch Härte verletzte, und da ſelbſt meine Liebe eine ungeſtüme Flamme iſt, die, wenn ſie nicht ſogleich verſtanden wird, verſehrt ſtatt zu erwärmen. Wirklich, wenn ich zuweilen (und dies tu ich ſeit einiger Zeit nicht eben ſparſam) über mich nachdenke, ſo kommt mich das Grauen an, weil meine Natur, in der leider der Augenblick diktatoriſch gebietet, ſo entſetzlich für jene Art des Unglücks, das man zum Teil auf ſeine eigne Rechnung ſetzen muß, inkliniert. Daß meine früheren nichtswürdigen Verhältniſſe mich entſchuldigen, weiß ich; aber das Übel bleibt darum gleich groß."

Schon vorher hat Hebbel geklagt, daß er ſeiner Mutter nicht beiſtehen könne. Das war für Eliſe Anlaß, die alte Frau heimlich zu unterſtützen, und zwar in der Form, daß ſie glauben mußte, die Gaben ſtammten von ihrem Sohn.

Da hatte Hebbel recht, wenn er Eliſens Genie im Schenken pries, wenn er den Vergleich zwiſchen ihrem Zartgefühl und der Plumpheit der Schoppe zog. Dieſe mußte immer mehr in ſeiner Achtung ſinken, und ſie reizte ihn ſo ſehr, daß er auch ihre Zukunftswünſche für ihn als Beleidigungen empfand. Kaum noch mochte er ihre Briefe beantworten:

„Die S. muß mich doch ehemals für einen grundſchlechten Kerl gehalten haben. Wer heutzutage Premierminiſter werden könnte (dies ‚könnte' hat einen doppelten Sinn) der könnte (dies

‚könnte' hat auch einen doppelten Sinn) in beſſeren Zeiten gehängt werden. Ob ich an den Fingern ſaugen muß oder nicht, das gilt mir gleich; wenn ich nur nicht an fremden Knochen ſaugen ſoll, dabei würde ich eher mager als fett. Es iſt entſetzlich, wie wenig eine Tiergattung die andere begreift; ein Schritt vom Brotkorb ab iſt gleich ein Schritt ins Waſſer hinein. Die Maus, die jener Löwe in der Fabel verſchonte, hat ihn gewiß ausgelacht. Doch wir wollen nicht mit der Natur hadern; könnt' es der Hamſter ahnen, nur ahnen, daß ſeine Höhle nicht die Welt ſei — in einem Hamſter ſteckte Mut und Kraft genug, die Grundfeſten der ewigen Ordnung umzuſtoßen. Nicht ſowohl durch das Licht als durch den Mangel des Lichts erhält ſich das Weltall. Die Natur war klüger, als die Menſchen ſind; wir beneiden einander, weil wir einander in die Fenſter ſehen.

An die Doktorin Schoppe habe ich abſichtlich nicht früher ſchreiben wollen. Hat ſie die Briefe, die ich ſeit April v. J. an ſie ſchrieb, bis Dezember unbeantwortet gelaſſen, ſo bin ich gewiß entſchuldigt, wenn ich ihre Zuſchrift erſt im März beantworte. Wegen der 2 Friedrichsd'ore kann ſie nicht in Sorgen ſein; da ſie durch ihres Verlegers, Engelmann, Hände gegangen ſind, ſo darf ſie nichts fürchten, anders wär' es bei einer direkten Verſendung durch die Poſt. Auch hat der Umſtand, daß ich keine Gelegenheit aufzutreiben wußte und kein Poſtgeld ausgeben wollte, einen Grund des Stillſchweigens mit abgegeben...

Du ſprichſt von einer vielleicht gefüllten Kaſſe; ach, beſtes Mädchen, verdient hab ich den ganzen Winter (jenen einen Artikel im M. Bl., der mir höchſtens 10 Thl. eintragen wird, ausgenommen) keinen Kreuzer; bloß meiner aufs äußerſten getriebenen Sparſamkeit hab ich's zuzuſchreiben, daß ich nicht ſchon völlig aufs Trockene geraten bin. Von Deinen 100 Thl. und den 2 Friedrichsd'oren der Sch. bin ich noch auf 2 Monate verſehen, dann —? Das Schlimmſte ſind die Kleidungsſtücke; eine Hoſe hab ich nun wieder, aber mein Rock wird ſchon furchtbar invalide, an Weſten gebricht es, ebenſo an Wäſche. Die 3 alten Hemden, die ich noch aus Dithmarſchen mitgebracht, wollen von Dienſt nichts mehr wiſſen; ach, wie glücklich ſind die Hunde, daß

sie ihre Garderobe mit zur Welt bringen! Woher bei solchem Druck jene geistige Freiheit, die zur Hervorbringung trefflicher Werke erforderlich ist, kommen soll, begreifst Du gewiß ebensowenig wie ich. Es ist mir ein entsetzlicher Gedanke, jene 50 r. von Dir zu nehmen; Dir könnten sie ein Notgroschen sein; mir helfen sie wieder über 4 Monate hinweg, und dann stehen die Dinge wieder nach wie vor. Ich werde mich am Ende doch durch einen Gewaltschritt, den man nicht gerne nennt, all diesen Plackereien entreißen müssen; warum denn nicht gleich, warum mach ich denn erst den Vampyr, der auch Dir das bißchen Kraft und Saft aussaugt? Aber der Mensch ist ein armseliges Geschöpf, wenigstens ich bin's!"

Welche potenzierte Qual für ihn, zu den Kämpfen um das geistige Sein, um den Dichterberuf, die in all diesen Monaten keinen Augenblick aufhörten, Hebbel zu bedrängen, diese materielle Not, dieses bedrückende Bewußtsein, der einzigen Freundin zur Last zu fallen! — Es ist kein Wunder, daß der Gedanke an Selbstmord ihm nahetritt! Elise kann ihn darin nicht verstehen. Ihr schien das ganze Verhältnis sehr einfach: Hebbel, der so unendlich begabte, bedeutende Freund, den sie liebt, anbetet, bewundert, muß können, was so viele andere weit weniger kluge Menschen können, muß doch Geld verdienen, Geld erwerben. Und wenn er auch heute noch nichts von Liebe und Ehe wissen will, — irgendwo, im Geheimen verborgen, hofft Elise trotz aller seiner ablehnenden Briefe, daß er mit der Zeit seine Scheu verlieren oder überwinden werde. Wenn man nicht immer wieder diese seelischen Beziehungen zwischen den beiden sich klar vor Augen stellt, ist das Verhältnis schwer verständlich. Hebbels Vereinsamung, seine Abgeschlossenheit, zu der ihn seine Armut zum Teil verdammte, muß man bedenken, die ihn immer wieder zu Elise trieb. Denn wirklich gute Gesellschaft war ihm größtenteils verschlossen, er konnte nicht ihr entsprechend auftreten, nicht zu ihr passend sich kleiden, nicht in ihr sich bewegen. Andere Gesellschaft konnte ihm bei seinen geistigen Bedürfnissen nichts geben, — also mußte er Elise zur Vertrauten seines Denkens und Fühlens machen,

obgleich sie ihn nicht verstand, wie eine Briefstelle vom 11. April beweist:

„Im eigentlichsten Verstande will ich einmal beantworten, zuerst Deine letzte Frage, über die ich (nimm's nicht übel) herzlich hab' lachen müssen. An welcher Todeskrankheit ich und Gr. in H. darnieder gelegen wären? Liebes Kind, es gibt nur einen Tod und nur eine Todeskrankheit, und sie lassen sich nicht nennen; aber es ist die, deretwegen Goethes Faust sich dem Teufel verschreibt, die Goethen befähigte und begeisterte, seinen Faust zu schreiben; es ist die, welche den Humor erzeugt und die Menschheit (d. h. die wenigen Menschen, in denen etwas Weniges vom Menschen ausschlägt und in die Blüte tritt) erwürgt; es ist die, die das Blut zugleich erhitzt und erstarrt; es ist das Gefühl des vollkommenen Widerspruchs in allen Dingen; es ist mit einem Wort die Krankheit, die Du nie begreifen wirst — weil Du danach fragen konntest. Ob es für diese Krankheit ein Heilmittel gibt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, der Doktor (sei er nun über den Sternen oder im Mittelpunkt meines Ichs), der mich kurieren will, muß zuvor die ganze Welt kurieren, und dann bin ich gleich kuriert. Es ist das Zusammenfließen alles höchsten Elends in einer einzigen Brust; es ist die Empfindung, daß die Menschen so viel von Schmerzen und doch so wenig vom Schmerz wissen; es ist Erlösungs-Drang ohne Hoffnung und darum Qual ohne Ende.

... Was aus mir werden wird, weiß ich nicht; ich glaube kaum, daß noch etwas aus mir werden kann. Ebensowenig weiß ich, ob die Schuld an mir liegt, doch das weiß ich, die Ewigkeit ist lang genug für die größte Arbeit. Auch das von dem Gewaltschritt hast Du nicht verstanden? Du bist zu beneiden!"

Sein Selbstzweifel wird erhöht durch Stunden der Produktivität, die er Elise in den Zeilen vom 12. Mai schildert:

„... Dein Brief war, je später er kam, um so willkommner; ich hatte ihn längst mit Sehnsucht erwartet, ich erhalte von niemandem Briefe außer von Dir. Die Teilnahme, die Du mir auf jede Weise betätigst, rührt mich tief; ich wollte, ich

könnte sie Dir besser vergelten. Aber es geht nun einmal nicht; was Du meine Krankheit nennst, ist zugleich die Quelle meines wie jedes höheren Lebens. Für das, was den Menschen Glück heißt, hab ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür giebt es einzelne Stunden, die mich mit einem überschwenglichen Reichtum innerer Fülle überschütten; dann löst sich mir irgendein Rätsel, ich fühle mich selbst in meiner Würde und in meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchsten Genüsse sind. Anderen Stunden vergönn ich's um so lieber, daß sie mich martern, als ich weiß, daß sie mich, wenn sie mir auch ihren ganzen Inhalt, der so manchen selig macht, bringen wollten, doch nicht erquicken könnten; die Erde hat ihre Rechte, aber, wenn ich auch mit den Wellen kämpfen und ringen muß, so reicht das Haupt doch über sie hinaus und mein Blick erfaßt die ewigen Sterne."

Hebbels Talent arbeitete nur sprunghaft. Nach jeder Epoche des Schaffens kamen Wochen, Monate, später auch manchmal Jahre, in denen er sich völlig ausgeleert und ausgegeben fühlte, wo er zweifelte, ob je wieder seine geistige Quelle strömen würde. In der ganzen Münchner Epoche hat Hebbel außer Gedichten und einigen Erzählungen, von denen die ersteren freilich zu seinen bedeutendsten Kunstwerken, die letzteren aber zu den schwächeren Werken seiner Kunst gehören, nichts produziert. Denn die Korrespondenzberichte für das „Morgenblatt", die er sich nur mühselig und ohne jede Neigung zur journalistischen Tätigkeit abgerungen hat, kann man nicht eigentlich zählen. Dafür hat er um so reicheren Stoff gesammelt für spätere Arbeiten. Doch damals quälte es ihn, daß er sein Talent nicht ausnützen konnte, daß er es nicht verwerten konnte, wie zum Beispiel Raupach, mit dem er sich in keiner Weise vergleichen mochte, über den er sich, ohne anmaßend zu sein, schon damals weit erheben durfte, und der so reichen materiellen Gewinn aus seinem unbedeutenden Talent zog. Und Hebbel hätte so wenig gebraucht! Er war so anspruchslos! Wie charakteristisch ist die Briefstelle vom 19. Juni:

„ . . . Du willst, ich soll Dir einen Tag meines Lebens schildern; es sei. Morgens um 1/2 7 Uhr stehe ich auf und trinke meinen Kaffee. Ich öffne mein Fenster und sehe einen Augenblick heraus. Dann setz ich mich an meinen Tisch und lese oder schreibe, wenn ich mich nicht etwa vorher — berausche! Ja, ja, liebes Kind, berausche! Aber erschrick nur nicht; nicht in Bier oder Wein, sondern in Gedichten von Uhland, die ich, im Zimmer auf und ab gehend, laut rezitiere. Etwa um 11 Uhr zieh ich mich an und gehe aus. Zuerst gewöhnlich in den botanischen Garten, der keine 50 Schritt von meiner Wohnung entfernt ist, dann in den Hofgarten. Der Hofgarten bildet ein großes Quadrat und ist mit kreuz und quer laufenden Alleen üppig blühender Kastanienbäume bepflanzt; rechts stößt an ihn die Residenz, an welcher in großartigem italienischem Stil gebaut wird, an zwei Seiten fassen ihn die bekannten Arkaden (bedeckte Gänge mit teilweise trefflichen Wandgemälden, griechische Landschaften und Szenen aus der bayrischen Geschichte darstellend) ein, und dem Eintritt vis-à-vis liegt eine Kaserne sammt Exerzierplatz. Um 12 ist hier Parade und ich freue mich jedes Mal an der schönen Musik. Hierauf (ich esse seit einiger Zeit, um meinen Kadaver wieder etwas auf die Beine zu bringen, in der Kraftsuppen-Anstalt zu 12 Kreuzern) gehe ich zum Essen. Dann geh' ich zu Hause und trinke Kaffee; den kann ich nicht entbehren. Nachmittags wird gearbeitet oder . . ." (Der Brief ist nicht zu Ende geführt oder der Schluß verloren.)

Seine Kunst des Entbehrens war ausgebildet in ihrer Methode. Sie hatte auch einen ganz bestimmten Zweck, denn: „Ich habe mich in Hamburg hinreichend überzeugt, wohin es führt, wenn man jeden in den leeren Geldbeutel oder Magen blicken läßt, und ich bekenne aufrichtig, daß der Gedanke an ein gutes Paar Hosen und ein modernes Gilet jetzt ebensoviel Begeisterndes für mich hat als die Unsterblichkeit . . ."

Seine trübe Stimmung lastet noch schwerer, wenn er sich mit anderen vergleicht, die ein äußerlich ähnliches Schicksal durchlebten, mit Eckermann zum Beispiel, dessen Bedeutung er recht gering einschätzt, weil er meint, er hätte selbst aus

eigener Kraft auf vieles kommen müssen, was ihm im Gespräch mit Goethe offenbart wurde, — Goethes Beistimmung hätte nur Bestätigung und Siegel unter die selbst errungenen Erkenntnisse sein dürfen. Und da werden ihm die Sünden doppelt bewußt, die seine Pseudowohltäter an ihm begangen haben.

Doch wenn er sich auch darüber beklagt, daß er sein Talent nicht ausnützen kann, — irgendwo in ihm meldet sich eine Stimme, die ihm sagt, daß es die edleren Talente sind, die nicht dem Alltag dienen können, daß es einen Fluch gebe, der jeden verfolgt, der mit dem Edelsten des Geistes und des Herzens schmählichen Wucher treibt. Aber solche beruhigende und klärende Stimmen schweigen bald wieder, wie sollten sie sich auch Gehör verschaffen in diesem Dasein, ausgefüllt von der Not des Alltags und der Qual des höheren, gesteigerten Lebens? Die „Hypochondrie", wie er seine Kämpfe nennt, bricht immer wieder durch; sogar in dem wunderschönen Dankbrief vom 7. Dezember:

„Gestern, beste Elise, hab ich Deine Sendung erhalten. Brief und Paket sind schon 5 bis 6 Tage hier gewesen; Du hattest auf der Adresse nicht hinzugefügt, daß ich über 3 Stiegen wohne. Die Sachen sind köstlich. Rock, Hose, Weste, Binde, mit einem Wort, alles, über meine kühnste Erwartung, nicht allein fein und modern, sondern fast brillant; in meinem Leben hab ich solch einen Anzug nicht gehabt. Jetzt bin ich auf 2 Jahre mit Garderobe versehen, meinen alten Rock kann ich für gewöhnlich noch lange tragen, mein Frack ist noch ganz gut, und höchstens werd ich in der besseren Jahreszeit einer Sommerhose bedürfen, die sich leicht anschaffen läßt. Einer der größten Sorgen bin ich überhoben; ein guter Rock entscheidet auf der Polizei über die Erteilung der Aufenthaltsbewilligung und vergoldet den Menschen in allen Verhältnissen — dennoch muß ich gestehen, daß ich meinen Wunsch unterdrückt hätte, wenn ich es auch nur hätte ahnen können, daß Du ihn auf eine so glänzende Weise befriedigen würdest. Ich weiß es wohl, Du gibst nicht, um wieder zu empfangen, Du willst durch eine Wohltat nicht fesseln, sondern befreien, aber um so mehr drückt mich

mein Unvermögen, Dir meinen Dank zu bezeigen. Ich darf es wahrlich für das größte Glück meines Lebens halten, daß ich mit Dir zusammengekommen bin; Du gewährtest mir in Hamburg, wo mich niemand verstand, Teilnahme, Anregung und Trost, Du standest mir zur Seite in meinen schlimmsten Stunden und riefst meine schönsten — daß ich mich nirgends als in Deinem Hause wohl befand, weißt Du! — hervor und Du warst es ebenfalls, die bis jetzt wie ein freundlicher Genius in der Ferne alles für mich tat, was für mich getan werden kann. Und ich — kann ich etwas anderes tun als meinen Mund zum Echo Deines Herzens machen! Oh, wahrlich, es schmerzt mich im Innersten meiner Seele, daß ich meine heiligste Schuld in der Scheidemünze, deren sich jeder Lump und Schuft bedient, abtragen muß. Doch — ich bin einmal da, um Schulden zu machen und das Schicksal anzubellen — ein herrlicher Lebenszweck!!! — Da ist es nun wieder, das bleiche Gespenst, welches mich auf jedem meiner Schritte verfolgt, das Gespenst eines verwirrten, eines nicht aufzulösenden Lebens, und dennoch dachte ich gestern, als ich den schönen Rock erblickte: ‚in dem willst Du nicht mehr so hypochondrisch sein!‘ Der Mensch ist ein Narr, aber dieser mein Vorsatz ist dennoch nicht so närrisch, als er scheint. Ich hoffe wieder; ich habe einen Schritt getan, der mich vielleicht, wenn er zum Ziele führt, mit einem Male so weit feststellt, daß ich ruhig fortdauern kann! Möchte Gott in dieser Sache mit mir sein, wie Du es mir am Schluß Deines Briefes wünschtest: wenn ich Dir wieder schreibe, berichte ich Dir den Ausfall, jetzt verschweige ich Dir das Nähere aus der abergläubischen Furcht, die Schatzgräber schweigen heißt. Nun zu einer förmlichen Antwort.

Daß Du die Weste verloren hast, muß ich allerdings bedauern, jedoch nur deswegen, weil dies Unheil Dich veranlaßt hat, mir eine neue zu kaufen. Dies hättest Du bleiben lassen sollen, es war ohnehin mehr als genug. Ebenso das Halstuch ich ließ Dir die Wahl zwischen Binde und Tuch und dachte, ein Tuch sei ohnehin billiger. Unterhose, Jacke, Strümpfe usw. — mein Gott, wußtest Du denn nicht aufzuhören? Wozu Überfluß

Wir werden uns nie mehr sehen, meinst Du? Gewiß und spätestens in $1^1/_2$ Jahren! Nur eins beunruhigt mich: liebe beste Elise, jedes Gefühl ist mir heilig, aber ich möchte in Deinem Herzen ein ewiges erregen, und ein solches ist die Freundschaft. Nimm doch das Leben von einer größeren Seite; versuch' es nur und es wird gehen."

Hebbel bemüht sich immer wieder, Elisens Gefühle in die ihm angemessen erscheinenden Schranken zurückzuweisen, Hoffnungen zu zerstören, die er nicht nähren kann und darf. Wenn auch sein Vertrauen sie ehren, seine Freundschaft ihr wohltun und schmeicheln mag, — sowie sie gegen sich selbst ehrlich ist, muß sie sich sagen: auch der herzlichste, teilnehmendste, mitteilsamste seiner Briefe ist doch alles eher als ein Liebesbrief. Aber Elise war um zehn Jahre älter, nicht schön, nicht durch Liebe verwöhnt, — sie sah und nahm nur das Positive und klammerte sich daran. Und dann — der schnellste und sicherste Weg zur Liebe bei einer wahrhaft weiblichen Natur ist das Mitleid, das der Mann in ihr erweckt. Hebbel erweckte Mitleid, obwohl er das gewiß nicht wollte, — schon durch das Mißverhältnis zwischen seinem stolzen männlichen Wesen und der Not und den immer wiederkehrenden Enttäuschungen, mit denen er zu kämpfen hatte.

Er hatte Elise über sein „Schatzgräber-Geheimnis" aufgeklärt, — am 23. Februar 1838 muß er ihr das Scheitern auch dieser Hoffnung melden:

„Es ist jetzt schon sehr lange her, liebe Elise, daß ich von Dir keinen Brief habe, lange genug, um an jedem Tage einen erwarten zu dürfen. Eben heute ist mein Freund K. nach Ansbach zu seinen Eltern abgereist; ich will mich deswegen, da ich ihn nicht erwarten darf, mit Dir unterhalten. — Von Cotta habe ich — eine abschlägige Antwort; ich glaube mir jedoch nicht zu viel Ehre anzutun, wenn ich diese den Gründen, die ihr von der Buchhandlung untergelegt werden, wirklich beimesse. Sie lautet wie folgt: ‚Ew. Wohlgeboren haben wir die Ehre, anliegend die uns von Herrn Professor Uhland anvertrauten Gedichte wieder zurückzusenden. Es geschieht dies mit

schwerem Herzen. Allein der Kampf, den wir jetzt eben mit dem Nachdrucker zu bestehen haben, eine Masse schon unternommenen Verlages und der Zeitverlust, den uns ein Brandunglück gebracht, nötigen uns, von jetzt bis in kommenden Sommer durchaus nichts Neues anzunehmen. Dagegen ist das Morgenblatt gerne bereit, von Ihren Poesien aufzunehmen, für welche das Honorar immer sogleich ausgezahlt werden kann, wogegen wir Vorauszahlung nicht gewähren als nach vorausgängiger persönlicher Bekanntschaft unsers Herrn v. Cotta. Nächstes Frühjahr kommt dieser nach München, wo Sie ihn dann kennen lernen können. pp.' Von dem in der Buchdruckerei ausgebrochenen Brande wirst Du wohl in Zeitungen gelesen haben; auch wird es Dir bekannt sein, daß ein Nachdruck der Schillerschen Werke angekündigt ist. Solche Vorgänge sind gewiß geeignet, bei einem Buchhändler negative Stimmungen zu veranlassen; sonst hatte ich Hoffnung genug, denn schwerlich haben sich viele Poeten eines warmen Fürworts von Uhland zu erfreuen. Und dieses ist mir zuteil geworden. Ich habe ein Blatt von ihm in Händen, welches davon zeugt, daß er sich ernstlich mit meiner Sammlung beschäftigt hat. Es sind darauf diejenigen Gedichte notiert, von denen er sich, wie er sich ausdrückt, den günstigsten Eindruck versprach, nämlich: Mutterschmerz; an Hedwig; Spuk; das letzte Glas; an den Tod; Nachtlied; das alte Haus; Bubensonntag; der junge Schiffer; zwei Wanderer pp. Du wirst von diesen die wenigsten kennen. Gleich, nachdem ich mein Manuskript zurückerhielt, entschloß ich mich, es an Campe zu schicken, was ich noch an dem nämlichen Vormittag ausführte. Es wird bei engem Druck 10, sonst 12—14 Bogen füllen und enthält nahe an 120 Gedichte; dafür habe ich die mäßige Summe von 10 Louisd'or gefordert. Mit dieser Summe denke ich dann so lange zu reichen, bis ich mit einer anderen Arbeit, die vor den Augen der Buchhändler eher Gnade finden wird, fertig werde; auch läßt sich der Schnock leichter anbringen, wenn schon etwas anderes von mir erschienen ist. Gott gebe nur, daß Campe keine Malice auf mich habe und meine Gedichte nicht Gutzkow, der ja nicht einmal in Uhland

den großen Dichter erkennen kann, zur Beurteilung vorlege; ich wüßte, wenn ich auch von ihm abschlägige Antwort erhielte, wirklich nicht mehr, was ich aufstellen sollte. Wenn alles gut ginge, so würde ich etwa um 1 Jahr mit meinem Freund Rousseau, der dann promoviert hätte, nach Hamburg kommen; ich würde dort meine Stunden und literarischen Arbeiten fortsetzen und, worauf ich mich hauptsächlich freue, manche Stunde in freundschaftlicher Unterhaltung bei Dir zubringen; auch mit der Doktorin, glaube ich, würde sich mein Verhältnis viel angenehmer gestalten." —

Hebbel kostete das Los des ernsten jungen Schriftstellers in seiner ganzen Härte aus, der wohl bei den Besten, an die er sich vertrauensvoll mit seinen Arbeiten wandte, Anerkennung, ja Begeisterung fand, der aber keinen Zugang zur Menge, das heißt, keine Möglichkeit zum Verlag der Arbeiten findetn konnte, die er selbst und die auch andere als außerordentlich anerkannten. Seine Gedichte, die übrigens auch heute noch kaum genügend gekannt und in ihrer seltsamen tiefen Herbheit geschätzt werden, wurden von Uhland bewundert, — aber weder Cotta noch Campe wollten sie erscheinen lassen! Trotzdem vermochte er es, aus seinem eigenen Schicksal Trost und Ermutigungsgründe für andere abzuleiten, — aber es ist viel Bitterkeit darin, und wenn er in seinem Brief vom 9. März gar mit dem Verhungern rechnet, so muß man mit Entsetzen sagen, daß er Grund dazu hatte und daß er hier Prophet war, denn wenn der Hunger ihn auch nicht per Extrapost von der Erde verjagte, er hat es doch fertig gebracht, daß Hebbel vor der Zeit, ehe er seine eigenen Früchte genießen konnte, die Welt verlassen mußte:

„Von allem, was Dein Arzt Dir anrät, mußt Du übrigens am sorgfältigsten seine Warnung vor Gemütserschütterungen zu Herzen nehmen; Ruhe der Seele ist die Bedingung einer jeden Genesung von körperlichen Leiden. Ich weiß wohl, daß wir so wenig in uns als außer uns das Wetter schaffen können; es steht aber großenteils bei uns, ob wir den Sonnenschein gehörig benutzen oder den trüben Dust in einen vergiftenden Nebel verwandeln wollen. Bedenke einmal, in welchem Ver-

hältnis ich zum Schicksal stehe; meine Jugend war eine Hölle, meine frischesten Jünglingsjahre mußte ich auf der schnödesten Galeere unter dem Kommando eines vornehmeinden Philisters vergeuden, und jetzt muß ich um jeden Fußbreit Existenz kämpfen, weiß nicht, ob ich mich in einem Vierteljahr noch, wie heute, in Brot werde sättigen können, und fühle (was der ärgste Fluch ist!), wie in meiner Brust eine Kraft nach der andern dahinstirbt, weil es mir nicht vergönnt wird, sie mit Freiheit und Heiterkeit zu gebrauchen. Dennoch weiß ich mancher Stunde einen Gewinn abzujagen, und dies gelingt mir nur dadurch, daß ich mich ganz und gar in den Augenblick, wenn er mich einigermaßen anlächelt, zu versenken weiß; denn wenn ich an Vergangenheit und Zukunft denke, so erstarrt mir das Herz und gefriert mir der Geist. Es gibt wohl keinen größeren Schmerz in einer Menschenbrust als das Bewußtsein, um das Größte und Würdigste durch die kleinsten, erbärmlichsten Hindernisse gebracht zu werden, und ich glaube doch, einiges Recht zu haben, aus dem, was mir bei so viel Schwierigkeiten zu bedeutender Menschen Zufriedenheit gelungen ist, auf ein ungleich Höheres, was mir ohne Schwierigkeiten gelungen wäre, zu schließen; jedenfalls gibt es niemanden auf Erden, der mir hierin einen Irrtum nachweisen könnte. Ich weiß mich aber doch zu fassen, und wenn ich, (ich setze den Fall) einmal mit Extrapost aus der Welt gehen sollte, so geschieht es — Du darfst darauf schwören — nicht aus Verzweiflung, sondern aus Hunger. Du bist eine Christin; Dir muß der Trost unendlich viel leichter werden wie mir."

Und das war die drückendste Folge von Hebbels Not, — daß er annehmen mußte, immer wieder annehmen, immer wieder sich heben lassen, wenn er nicht verhungern, wenn er nicht „per Extrapost" abgehen wollte, und daß er niemals das wiedergeben konnte, was von ihm gefordert wurde. Aber durfte er denn abgehen? Mit der Selbstsicherheit des Genies kannte er seine überragende Stellung in der zeitgenössischen Literatur, ahnte er sie, noch ehe er mit überraschenden Werken hervorgetreten war. Auch das mag ihm selbst in guten Stunden als Beweis seiner Bedeutung gegolten haben, daß er die Geduld zur lang-

samen Reife seiner Werke besaß, daß er sie nicht vorzeitig vom Ast schüttelte und als überraschend originelle, in sich unfertige und die Augenblicksmode nicht überdauernde Ware auf den Markt warf, sondern daß er mit der äußersten künstlerischen Gewissenhaftigkeit nur dann gestaltete, wenn er gestalten mußte, und die Vorbereitungszeit und die Zwischenperioden ausnützte zur gründlichsten Durchbildung seiner künstlerischen Kritik. Es war kein Verdienst dabei, denn seine in tiefster Seele wahre Natur konnte nicht anders, konnte weder sich selbst noch das Publikum mit dem betrügen, was wir heute als allerlei „Bluff" für übersättigte Snobs kennenlernen, was damals das „junge Deutschland" — Heine und Börne natürlich ausgenommen — in anmaßender Selbstsicherheit als letzte höchste Erkenntnis verzapfte. Aber um zu verstehen, was diese Jahre für Hebbel bedeuteten, was aus ihnen in seinen späteren Dramen an Qual und Gehemmtheit, an innerer und äußerer Enge emportauchte, muß man Briefstellen berücksichtigen wie die vom 30. März:

„Möchtest Du, liebe Elise, Dich doch davon überzeugen, daß das Herz eine tausendfältige Sprache hat. Du malst unser Wiedersehen aus und meinst, Du würdest erstarren, wenn ich Dir ruhig gegenüberträte. Eine solche Strafe hätte ich verdient, wenn ich mich als Stein finden ließe, aber gewiß nicht, wenn ich, der Natur und der Würde des Mannes gemäß, mich in einem Augenblick, der den Menschen im tiefsten aufrüttelt und erschüttert, zu beherrschen suchte. Es mag dem Weibe angemessen und notwendig sein, sein Gefühl ufer- und schrankenlos dahinbrausen zu lassen, denn das Weib wirkt nur durch die Liebe. Der Mann muß sich vor Überschwemmungen des Herzens hüten; er wurzelt wohl in der Liebe, aber seine Wirkung ist anderer Art. Du tust mir gewiß unrecht, wenn Du glaubst, ich wollte Dich anders, als Du bist; einer so großen Ungerechtigkeit bin ich nicht fähig, ich wünsche nichts von Dir, als auch mein Recht, so sein zu dürfen, wie ich bin, anerkannt zu sehen. Du scheinst es mir vorzuwerfen, daß ich in meinen Briefen nicht mancher freundlicher Augenblicke aus unserem

früheren Zusammenleben gedenke; erwähne ich (diese Frage ist wohl die beste Antwort auf diesen Vorwurf) jemals dessen, was mir in München Liebes und Angenehmes widerfährt? Ich habe zu viel mit meiner inneren Entwicklung zu tun und bin zu unruhig und unklar, als daß ich mein äußeres Leben zum Gegenstand meiner Betrachtung machen könnte; das wird später geschehen, und ich selbst sehne diese Zeit herbei, denn dann wird's unendlich viel besser um mich stehen. Daß ich so viel, ja mehr Talent habe als die meisten von denen, die sich in stolzer Behaglichkeit Poeten nennen und mit Literatur beschäftigen, — daran darf ich nicht zweifeln, ich darf es auch aussprechen, denn es ist wenig oder nichts damit gesagt. Ob aber mein innerer Fonds ausreicht, um die höchsten Forderungen der Poesie, die mir immer deutlicher werden, zu befriedigen: welch ein Tor wär' ich, wenn ich hierauf Ja zu sagen wagte, bevor die Welt Ja gesagt hat. Fehlt doch Männern wie Jean Paul und Schiller dazu noch manches. Und ein Poet, der den höchsten Forderungen nicht durchaus entspricht, der sie nicht wenigstens in einer Hinsicht völlig ausfüllt, ist das verächtlichste Ding in der Schöpfung; auf diesem Gebiet gilt der gute Wille nichts, wenn er auch anderwärts das Vollbringen aufwiegt.

... Ich muß mich schämen, daß ich Dir Dein Geld nicht zurücksende; Du bedenkst nur meine Lage, ich sollte die Deinige bedenken. Hätte ich einige Sicherheit für die Zukunft, so wär' es anders. Ich glaube an keine bessere Zeit für mich, wie soll ich Dir jemals vergüten? Käme sie aber dennoch — nun, das bedarf keines Schwurs.

... Ach, meine Mutter! Sie dauert mich am meisten, wenn mir so ein Plan nach dem andern verunglückt."

Hebbel war durchaus keine Asketennatur. Jeden Genuß und jeden Rausch brauchte er, schon als Künstler, dessen Sein immer eine Art Nachtwandlertum sein muß, das vielfach dem Rausche ähnelt. In München fand er damals einen — Genuß, wenigstens für seine Sinne, — lebte er etwas von der Liebe, die er Elisen nie geben konnte. Beppi Schwarz, die Tochter seines

Hauswirts, des Tischlers Anton Schwarz, war ihm herzlich ergeben, obwohl er auch sie in seinen bösen Stunden grausam zu quälen pflegte. Daß er sie quälen mußte, aus dem unbeherrschbaren Drang seines Wesens, das bereitete wieder ihm bittere Qualen. Er schreibt darüber in sein Tagebuch und berichtet von ihren erschreckenden Geständnissen; nur ihre Aufrichtigkeit habe deren Inhalt ihn überwinden lassen: „Jawohl, du armes Kind, bist du zum Unglück geboren! Erst mußt du an den geraten und nun an mich! An jenem Sonntagabend, wo du mir die Geständnisse machtest, war es wohl menschlicher Kraft unmöglich, jedes bittere Gefühl auf einmal zu unterdrücken und deine aus dem tiefsten Herzen kommende Bitte: ‚Ach Gott, verzeih's mir' zu gewähren. Da, in der größten Aufregung geht sie zu Hause und trinkt, glühend in jeder Ader, den kalten Tod herunter: ‚mit uns — glaubt ich — ist's ja doch vorbei, mir ist kein Glück bestimmt, so will ich denn auch nicht länger leben!' Heute sagt sie mir, sie speie Blut."

Da haben wir den Keim der „Maria Magdalena". Aber nur den Keim. Dichtung und Leben decken sich nicht, und Hebbel hat dieses Erlebnis mit dem schönen Münchener Mädel ausgekostet und ausgenossen. Auch das ist typisch für sein überaus männliches Wesen, daß nur ganz weibliche Frauennaturen mit vollkommener Hingebungsfähigkeit sich zu ihm hingezogen fühlen konnten, und so war auch die kleine Beppi ihm in unendlicher Liebe und Geduld zu eigen.

Gartner, der unter den wenigen jüngeren Studenten war, die damals neben dem Freund Rousseau sich zu Hebbel hielten und von ihm angeregt und angeleitet wurden, erzählt darüber in dem Bericht, den er Emil Kuh zu dessen Biographie Hebbels — freundlicher, weil mit besserem Gewissen als Mohr! — zur Verfügung stellte:

„Aber ich war damals auch ein gar zu ängstlich überwachtes Hauskind, das es für das Äußerste hielt, sich von Eltern und Familie nur einigermaßen loszuschälen. Ja, ich war damals so kindlich und dabei so schauerlich unerfahren, daß ich nicht einmal

meines Jünglingtumes mir bewußt war. — Hebbel kam mir in dieser Richtung oft scherzhaft, oft sogar ernstlich bei. Da er aber merkte, daß ich ihn in dieser Richtung wirklich nicht verstand, so ließ er von mir ab und wollte, wie er mir nach Jahren einmal sagte, der natürlichen Entwicklung nicht mehr vorgreifen.

Es war daher ein für meine Jahre wahrhaft komischer Schrecken, als ich den ernsten H. einmal bei einem Spaziergange durch den englischen Garten mit einem Mädchen kosend auf einer Bank antraf, einem Mädchen, das noch dazu die Tochter seines Mietherrn, eines Schreinermeisters, war und mir bei meinen Besuchen gewöhnlich die Tür geöffnet hatte. Ich konnte nicht mehr zurück, und ich weiß nicht, warum Hebbel sich gedrungen fühlte, mir hierauf sein ganzes Verhältnis zu dem Mädchen und dessen Art und Weise kundzugeben, während er Rousseau gegenüber, der weit sinnlicher und erfahrener war, darüber völlig geschwiegen hatte. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß das Verhältnis von Seite des Mädchens viel bedeutender und ernsthafter genommen ward, als von Seite Hebbels, daß es schon Szenen mit den Eltern darüber gegeben habe, daß in der Familie seine Auffassung um so üblieren Eindruck gemacht habe, als ein Bruder des Mädchens, ein leichtsinniger Verschwender, zu gleicher Zeit auch nicht dazu beitrug, die Beunruhigung, welche überhaupt in der Familie herrschte, zu zerstreuen."

Indessen wurden Hebbels Sorgen immer drückender, und er und Elise quälten sich gegenseitig. Dabei mußte er, der ganz auf sie und ihre Hilfe angewiesen war, immer noch ihre Güte zurückweisen, abwehren, hindern, daß sie zu viel tue:

„Glaube mir, teuerste Elise, es ist mir nicht bloß unangenehm, es ist mir schmerzlich, daß die Briefe, die ich an Dich schreibe, fast alle den Charakter von Geschäftsbriefen tragen. Aber bedenke, daß ich nicht anders kann, daß ich niemanden habe, von dem ich mir über fragliche Punkte Auskunft erbitten könnte; dann wird Dich das nicht verletzen. Ich habe Dich meinen Genius genannt, und Du bist es gewesen. Du würdest,

ſelbſt wenn die Mutmaßungen, zu denen Dein letzter Brief mir Anlaß gab, ſich beſtätigt hätten, es ewig in meinen Augen geblieben ſein. Mein Brief mochte Dich kränken; ärger als mich der Deinige konnte er Dich auf keinen Fall kränken. Er war bitter, aber der Deinige war lauwarm, er war die Wirkung, der Deinige die Urſache. Du kennſt mich und mußt nicht in jedem vorſchnellen Wort ein Echo meines Herzens ſehen. Auch das iſt ungerecht. Ich ſprach von Deinen Vorſchüſſen und nannte ſie eine drückende Schuld; meinſt Du, daß ſie dies nicht für mich hätten werden müſſen, wenn Dein Brief wirklich der Abdruck Deines Innern war, wofür ich ihn denn doch wohl halten durfte? Nun iſt es freilich wieder anders, obwohl ich, wenn ich an Deine hilfloſe Lage denke, Blut weinen möchte, daß ich Dir, wenigſtens jetzt, nicht helfen und Dir nicht einmal wiederzugeben vermag, was ich von Dir empfing. Ich wäre ein gemeiner Hund, wenn ich anders empfände. Du ſprichſt davon, Du wolleſt Deine Einrichtung verpfänden, um mir Geld ſenden zu können. Ich beſchwöre Dich (O Gott, ich kann Dich aus der Ferne ja nur durch Bitten von übereilten Entſchlüſſen abhalten), dies nicht zu tun; ich bin noch nicht in ſo großer Verlegenheit, ich habe Kredit, weil ich ſo lange richtig bezahlte, und brauche wenig; vom Morgenblatt kann ich, wofern nur mein neulicher großer Bericht abgedruckt wird, ſo viel erwarten, als ich brauche, um die bisher entſtandene Schuld abzutragen, dann hab' ich abermals Kredit, und alles wird mir ja wohl nicht ſchief gehen. Auf keinen Fall würde ich nun, da ich Deine verzweiflungsvollen Verhältniſſe kenne, einen Heller von Dir annehmen, Du mußt ſelbſt fühlen, daß dies Sünde wäre, ſchreibe nur um's Himmels willen nicht einer in dieſem Fall lächerlichen Empfindlichkeit einen Anteil an dem allein würdigen Entſchluß zu, Du würdeſt mir im höchſten Grade unrecht tun und Dir ſelbſt weh. Sei überzeugt, meine Geſinnungen gegen Dich haben ſich nicht geändert und werden ſich nicht ändern, Du biſt mir eine Freundin, wie ich nie eine zweite finden kann, und wofern ich ſelbſt noch etwas zu hoffen habe, was ich zwar nur in wenig Stunden wage, ſo wirſt auch Du noch dereinſt aus Deiner jetzi-

gen zerquetschenden Kümmernis erlöst werden. Also noch einmal: verpfände Deine Sachen nicht, ich brauche kein Geld; könnt' ich mir durchaus nicht mehr helfen, so (dies verspreche ich Dir) werd' ich mich Dir vertrauen, jetzt nehme ich nicht um den Preis der Welt etwas an."

Und als ob es noch nicht genug sei mit Quälerei und Trübsinn, deren Hebbel sich mannhaft zu erwehren sucht, ebenso wie er die Überreste seines Proletarererbes an Schüchternheit und Unbeholfenheit abzustreifen bemüht ist, drohen ihm neue Schmerzen, deren Tragweite er zum Teil nicht ahnen, zum andern Teil nicht glauben kann und mag. Sein Freund Rousseau, der sein Doktorat gemacht hat, war heimgereist zu seinen Eltern. Hebbel sollte ihm sobald wie möglich nach Ansbach folgen, — später wollten sie zusammen nach Hamburg gehen und dort ein gemeinsames Leben der Arbeit und des Kampfes führen. Das beschäftigte und erfüllte Hebbel. Der Nachricht von einer Erkrankung seiner Mutter legte er nicht sehr viel Gewicht bei, — er wollte es auch gar nicht und bemühte sich, düstere Ahnungen abzuschütteln:

„Ich kenne gottlob die Konstitution meiner Mutter und fürchte nicht, daß die Krankheit Bedeutung hat; ich kann es mir auch gar nicht denken, daß der Himmel mir meine schönste Freude rauben und mir die Hoffnung, ihr das Leben zu verschönern und wert zu machen, vernichten mag. Dennoch bin ich so lange in Angst, bis ich genauere Nachrichten habe, die Du mir, beste Elise, erteilen wirst, sobald Du kannst. Dafür, daß Du ihnen 10 Thl. geschickt hast, bin ich Dir unendlich dankbar; wenn Du die übrigen 20 nachsendest, so bemerke aber ausdrücklich, daß es das Letzte sei und daß Miete und Feuerung damit abgetan werden müßten. Auf Franz kann ich mich nicht verlassen, ja, ich habe die Hoffnung, daß er aushelfen werde, völlig aufgegeben. Der Himmel wird ein schweres Krankenlager verhüten, er ist mir bisher in diesem Punkt doch mild gewesen und wird es mir auch noch ferner sein. Käme dies Unglück dennoch — nun, ich darf nicht daran denken, man muß die bösen Geister nicht aufrufen. Für Johann lege ich ein dünnes Blättchen bei,

ich habe ihm eingebunden, mir sogleich zu antworten, tu Du desgleichen.

Ich habe von meinem Freunde und dessen Vater, Herrn Regierungsrat v. R. in Ansbach eine oft wiederholte Einladung zum Besuch auf 4 bis 6 Wochen. Ein solcher Ausflug würde mir gut tun, und doch weiß ich nicht, ob ich mein schon gegebenes Versprechen halten und der Einladung folgen werde. Ich sollte dann in etwa 12 Tagen reisen; früher geh ich indes auf keinen Fall, als bis ich von Dir über meine Mutter etwas Beruhigendes weiß. Wenn Du also kannst, so antworte mir diesmal rasch, wäre es auch nur, um mir die rechtzeitige Einsendung meiner ablehnenden Entschuldigung nach Ansbach möglich zu machen. Die Reise kostet mir übrigens, wie sich von selbst versteht, nichts; was ich unterwegs brauche, geht ja doppelt in München auf, wenn ich bleibe."

Doch gleich nachdem er so an Elise schrieb, erreichte ihn die Todesnachricht. Wie diese auf ihn wirkte, das zeigen die Briefe, die er in die Heimat richtete. Dem Kaufmann Hansen, der seine Mutter bis zu ihrem Tode unterstützte, schrieb er:

„Es wäre mir herzzerschneidend gewesen, wenn meine Mutter für öffentliche Rechnung auf die bekannte Geist und Sinn verletzende Weise hätte bestattet werden müssen; ich hätte ein so marterndes Bild niemals wieder aus meinem Gemüt vertreiben können. Sie, geehrtester Herr, haben die Hand dazu geboten, daß ihr die letzte Ehre auf eine angemessene würdige Weise erwiesen werden konnte."

Da rasselte die Kette der Not, die der Proletarier schleppen muß! An den alten Kirchspielschreiber Voß, den Vater von Doris und Emilie, seinen Jugendlieben, schrieb er:

„Hochgeehrter Freund!

Gestern erhielt ich den Brief meines Bruders, der mir die Nachricht bringt, daß ich keine Mutter mehr habe. Nur wenige Tage zuvor hatte ich erfahren, daß sie erkrankt sei. Mir kam kein Gedanke an einen so trüben Ausgang; sie war freilich alt und elend genug, aber das Leben hatte ihr bis jetzt so außer-

ordentlich wenig gebracht; ich konnte nicht glauben, daß das Schicksal sie mit allen ihren gerechten Ansprüchen so ganz abweisen würde.

Ich sage Ihnen nichts über das, was ich empfinde. Was mir am bittersten sein muß, ermessen Sie selbst. Ich stehe jetzt im Begriff, die Resultate meiner Existenz zu ziehen, die Früchte meiner Anstrengung und des mir von der Natur verliehenen Talentes zu pflücken. Mein Streben geht zu sehr ins Unermeßliche, als daß ich die Empfänglichkeit für das, was man auf Erden Glück nennt behalten haben könnte. Mir genügt die Fülle der Kraft, die sich durch alle Adern meines Ichs ergießt; meine innere Seligkeit entspringt aus dem stolzen Bewußtsein, daß sich verwirklicht hat, was ich niemals hoffen durfte, daß mir das Vortreffliche nicht allein als zündende Idee in der Seele aufgeht, sondern daß ich es auch in mannigfachen schönen Formen gestalten kann; dieser Seligkeit kann kein äußerer Erfolg etwas hinzutun. Es war mir aber der süßeste Gedanke, meiner Mutter aus dem, was mir neben dem Göttlichen selbst noch zufallen möchte, ein Paradies zu erbauen und ihr Alter für ihre früheren Jahre schadlos zu halten. Das ist nun vorbei; sie verliert zwar nichts, aber ich; ich weiß jetzt nicht mehr, wofür ich arbeite; auch mein Leben scheint mir zu Ende."

Am unmittelbarsten ließ er sich zu Elise gehen. Und da ist es typisch für den Dichter, der zum Leben nur durch das Medium der Kunst, der Gestaltung gelangen kann, daß er aus seinem eigenen Schmerz Arbeitspläne für die Zukunft schöpfte. Elise erfuhr auch sogleich von der neuen Sorge, die ihn bedrängte, von der Erkrankung seines Freundes Rousseau:

„Der rechte Schmerz um meine Mutter hat mich noch nicht erfaßt. Auch zum Schmerz gehört Kraft, und die meinige liegt in Ohnmacht, mein Herz steht still, mein Geist ist gefesselt. Der rechte Schmerz wird erst kommen, wenn ich wieder ich selbst bin, wenn ich in Erinnerungen aus der Vergangenheit und in Träumen der Zukunft webe. Dann, wenn das Glück mir eine Blüte nach der andern zuwirft, werd ich lächeln und fragen: wozu? Jetzt bin ich selbst halb tot.

Nimm aber Du meinen heißen Dank für alles, was Du für die Entschlafene getan! Du hast ihr doch so manchen Tag zu einem vergoldeten gemacht, und ihr Leben war so dürftig, daß auch noch geringere Kleinigkeiten es ihr versüßen konnten ...

Es tötet den Menschen, wenn er sich nach irgendeiner Seite hin oft in seiner Ohnmacht fühlt. Daß die Mutter sterben würde, schien mir unmöglich; als ich Deinen letzten Brief empfing, fühlte ich mich keineswegs stark beunruhigt. Es gibt Geschicke, vor denen man, aller Wandelbarkeit des Irdischen ungeachtet, sicher zu sein glaubt; dahin gehörte für mich dieser frühe Tod meiner Mutter. Von nun an will ich glauben, daß auch ich sterben kann, ein Gedanke, der mir, wie Du weißt, fern blieb, als die Cholera hier rings um mich unzählige Opfer darniederstreckte.

Eins steht fest: sie soll nicht umsonst einen Dichter geboren haben. Ich will ihr Andenken bekleiden mit dem höchsten Schmuck der Poesie, soweit er mir zu Gebote steht; der Scheiterhaufen, der sie verzehrt hat, soll sie nun auch verklären.

... Auch aus Ansbach erhalte ich soeben eine schlimme Nachricht. Mein Freund liegt an einem gastrischen Fieber (sehr gefährliche Krankheit) darnieder; so schreibt mir sein Vater."

Die Angst um Rousseau steigerte sich und mit der Angst zugleich das Bewußtsein, was der Freund ihm bedeute: „Aber um meinen Freund bin ich in der größten Angst. Seine Krankheit ist lebensgefährlich, das gastrische hat sich in ein Nervenfieber verwandelt, und er ist so reizbar, daß dieses Fieber bei ihm einen noch schlimmeren Charakter annehmen muß, als es ohnehin schon hat. Zum Glück befindet er sich bei den Seinigen; wäre er von dem Nervenfieber in München befallen worden, so könnte er kaum genesen. Erst heute morgen erhielt ich einen Brief von seinem Vater; darnach hat er jetzt den 21. Tag (an den sich in der Regel eine wichtige Krisis knüpft) glücklich überstanden, das Bewußtsein ist zurückgekehrt und eine Neigung zur Besserung bemerkbar, die Gefahr ist aber noch immer sehr groß. Wie dies auf mich wirken muß, kannst Du mir nur zum Teil denken, da Du meinen Freund nicht kennst. Er schloß sich schon in Heidelberg mit größter Wärme an mich

an und war die Haupturſache, daß ich nach München ging; ſeitdem iſt er mir im vollſten Maß geweſen, was in ſolchem Verhältnis ein Menſch dem andern irgend ſein kann. Du weißt, ich bin ſo ſchwer anzufaſſen wie ein Stechapfel und ich ſetze gerade das, was mir am werteſten iſt, am leichteſten aufs Spiel, um den Gedanken, als könnten mich Rückſichten beſtimmen, ja nicht aufkommen zu laſſen. Seine Geduld und Langmut, die Sorgfalt, die ihn jeden Dorn, ſtatt ihn abzuhauen, mit Baumwolle umwickeln läßt, ſind mir zuweilen ſelbſt ein Gegenſtand des Erſtaunens geweſen; er iſt mir von ganzer Seele ergeben, wie noch niemals ein andrer, ſeine Teilnahme für mich iſt unbegrenzt und faſt weiblicher Art. Und ſein Blut iſt heiß, jede Kleinigkeit regt ihn auf, in Heidelberg hat er ſich (das Zeichen trägt er auf der Wange) wegen einer geringfügigen Urſache geſchlagen; wenn er ſich alſo bekämpft, ſo geſchieht es mit Freiheit, und weil er glauben muß, daß an mir dies oder jenes zu ſchätzen ſei, keineswegs aus Mangel an Feuer und Schwungkraft. Freilich iſt er auch mir manches ſchuldig geworden, vorzüglich den wichtigſten Teil ſeiner poetiſchen Bildung; was ich ihm in drei Stunden des Geſprächs überlieferte, hätte ihm vielleicht, wenn er es ſelbſt hätte finden ſollen, Jahre zu ſchaffen gemacht. Gott wird mir ihn erhalten; die Bekümmernis um ihn läßt mich faſt meine Mutter vergeſſen; er wäre mir nicht weniger unerſetzlich wie dieſe."

In ſolche Klagen und perſönliche Mitteilungen miſchten ſich immer wieder Auseinanderſetzungen, Zurechtrücken der gegenſeitigen Stellung, und man kann es dem Ton der Briefe anmerken, wie ungeduldig Hebbel oft wurde, daß er dasſelbe und immer wieder dasſelbe ausſprechen muß. Er vergaß oder hatte noch nicht erfahren, daß die Beziehungen zweier Menſchen, ebenſo wie das Leben des einzelnen, unter einem gewiſſen Geſetz ſtehen. Immer wieder rollen die gleichen Bänder ab, immer ſpielen dieſelben Melodien, nur in anderen Tonarten, da helfen keine Erklärungen. Eine Zeit muß vergehen, dann ſind die Verhältniſſe reif und führen entweder zu einem Bruch oder zu einer noch tieferen Vereinigung.

Hebbels ganze Jugend stand unter dem Gesetz der Entbehrung, und so war es ihm auch bestimmt, den einzigen wirklichen Freund zu verlieren, den er während der Werdejahre gewonnen hatte. Noch hoffte er, noch richtete er am 31. September (so datiert!) ein Schreiben an Rousseau, das mehr Innigkeit und zarte rücksichtsvolle Liebe verrät als alle Briefe an Elise, die er jemals geschrieben hatte. Wenn eine Natur wie Hebbels sich einmal in der Weichheit gehen ließ, dann wurde er unsäglich zart:

„Mein teuerster Rousseau! Wie sehr ich Deinetwegen in Angst gewesen bin, kann ich Dir gar nicht sagen. Mit der größten Ungeduld sehe ich den Briefen Deines Vaters entgegen, und wenn sie eintreffen, so wage ich sie kaum zu öffnen. Gott sei gelobt, heute erfahre ich, daß Du Dich auf dem Wege der Genesung befindest. Wenn der Himmel mir Dich nur erhält, so will ich ihm die Erfüllung meiner übrigen Wünsche erlassen; ohne Dich wären sie mir ohnehin gleichgültig.

Es sind dies martervolle Wochen für mich gewesen, und dennoch, wenn ich zurückblicke, scheint es mir, als ob ich eigentlich niemals die Hoffnung aufgegeben hätte. Nur dann, wenn ich einen Brief in Händen hielt, zitterte mein Herz. Ich habe eine große Kraft, meinen Schmerz zu verschieben, oder vielmehr, mich in einen Zustand der Dumpfheit zu versetzen; doch läuft alles am Ende auf Täuschung hinaus, man macht die Augen vor dem Feind zu, aber man fühlt seine Stöße.

Noch einmal, Gott sei gelobt. Hat er Dich wieder so weit gebracht, so wird er Dich auch weiter bringen. Das ist gar nicht anders möglich, möcht' ich sagen. Du hältst das Leben an mehr als einem Faden fest.

Worum ich Dich aber bitte: bedenke jetzt nichts als Deine Krankheit; nicht Deine Lebenspläne, nicht mich. Wäre ich bei Dir, so wollt ich mein bißchen Witz und Erfindungskraft auf die Folter spannen, um dich fortwährend lachen zu machen. Doch freilich, sobald Du irgend wieder ein Bedürfnis der Unterhaltung fühlst, kannst Du ganz andere Leute kommandieren: den Don Quijote, den Katzenberger, den Schmelzle usw.

Im höchſten Ernſt: mach durch dieſe Bücher Deine Nachkur, das Lachen iſt die Elektrizität des Geiſtes und hat wenigſtens mich vor der Cholera bewahrt. Du ſiehſt, wie voreilig ich bin, ich ſpreche ſchon von der Nachkur.

Auf keinen Fall laß Dich vor Ablauf von 4 bis 5 Wochen auf Briefſchreiben ein; jede Zeile von Dir, die ich früher erhielte, würde mich erſchrecken. Rezidive ſind gar zu häufig und zu fürchterlich und werden durch die geringſte Anſtrengung hervorgerufen. Ich dagegen werde Dir fleißig ſchreiben, ſobald ich weiß, daß du meine Briefe ohne Schaden leſen kannſt.

Dein Doktordiplom wirſt Du allernächſtens, wahrſcheinlich im Anfang der nächſten Woche, erhalten. Ich war heute bei Aſt, der Ausfertigung ſteht nichts im Wege. Und nun, mein teuerſter Freund, empfehle ich Dich Gottes Obhut. Ich bin in der innigſten Liebe Dein F. Hebbel."

Aber die Hoffnung trog ihn, und am 5. Oktober läßt er eine Totenklage an Eliſe abgehen, in der ſich das Leid all dieſer Jahre zuſammengedrängt und zu einem konvulſiviſchen Ausbruch verdichtet zu haben ſcheint. Was an Selbſtqual in ihm lag — und das war viel —, was er ſich ſelbſt an Not zu bereiten wußte, das trug er hier zuſammen. Es gibt nicht viele ſo erſchütternde Bekenntnisbriefe in Hebbels ganzer Korreſpondenz:

„Am geſtrigen Morgen erhielt ich die Nachricht, daß mein Freund am 2. d. M. früh um 1 Uhr ſanft und bewußtlos entſchlafen iſt. Ich habe kaum Kraft, Dir dies zu ſchreiben, woher ſoll ich die Kraft nehmen, es zu ertragen? Erſt jetzt iſt die Welt mir öde. Wenn ich aus meinem Fenſter ſehe und mir da denke: er kommt nie mehr vorüber, er winkt nie mehr hinein, er öffnet die Tür nicht wieder und fragt mit ſeiner ſanften innigen Stimme, wie geht es Dir? ach, da ſcheint es mir unmöglich, daß ich fortleben kann. Ich weiß nicht, wohin ich mich vor meinen Gedanken und Erinnerungen flüchten ſoll; jeder Weg, den ich wandle, zeigt mir ſein teures, jetzt in ewige Nacht verſunkenes Bild, denn Arm in Arm mit ihm habe ich ihn unzählige Male

gemacht; jedes Buch, das ich ergreife, erinnert mich an auf immer vergangene reiche Stunden, deren Honig mich jetzt vergiftet, denn wir haben darüber gesprochen, daran empfunden. Unleidlicher Schmerz ergreift mich, und ich bin erbittert auf mich selbst, daß er zuweilen aussetzt, daß er nicht noch größer und gewaltsamer ist.

O Elise, das war der beste Mensch, den die Erde je getragen hat. Ich weiß, ein jeder sagt das im Augenblick eines solchen Verlustes, aber ich sage nichts, als was ich immer gefühlt habe. Du kennst mich, du weißt, wie schwer es mit mir zu leben ist; drittehalb Jahre sind wir Freunde gewesen, zwei Jahre waren wir ununterbrochen zusammen und niemals, niemals haben wir uns entzweit. An mir lag es nicht, wenn es nicht geschah, aber seine himmlische Sanftmut, seine Kraft, alles, was ihn verletzen mußte, still in sich zu verschließen, seine Großmut, meinem geringen, nichtswürdigen Talent jede Herbheit meines Wesens zu vergeben, ach, alle jene hohen Eigenschaften seines Herzens, die mich ihn jetzt in der Glorie eines Heiligen erblicken lassen, ließen nie einen Zwist aufkommen.

Er war mir alles, was ein Mensch in dem höchsten, würdigsten Verhältnis dem andern sein kann; wehe mir, daß ich mir nicht das gleiche Zeugnis geben darf. Ich konnte mich, elenderweise, nie entschließen, ihn als ganz ebenbürtig zu betrachten; ich mißbrauchte meinen Geist nicht selten und eben dadurch, daß ich ihn zur unrechten Stunde gebrauchte; ich munterte ihn nicht genugsam auf; ich hob immerwährend den Medusenschild der Wahrheit und bedachte nicht, daß ich ihren Anblick in früheren Jahren wohl auch nicht hätte ertragen können. Ich war nicht strenger gegen ihn als gegen mich, doch ich bin 26 und er war 22. Wenn ich dies alles bedenke, wenn ich mir vorstelle, wie sehr die innere Verzweiflung, die die Brust jedes Künstlers beklemmt, durch dergleichen in ihm genährt werden mußte, wenn ich mich erinnere, daß mir Gedanken dieser Art auch früher schon gekommen sind, daß ich aber desungeachtet in meiner Strenge fortfuhr, da, Elise, möcht ich mich für einen schlechten Kerl halten, und mein Gewissen sagt fast Ja dazu.

Könnte ich ihn aus der Grube zurückkaufen: kein Preis wär mir zu hoch. Aber nichts ist mir geblieben als die Hoffnung, daß ich von jetzt an, wenn nicht die äußere Unmöglichkeit eingetreten wäre, besser handeln würde, nichts als ein Grund mehr, das Leben zu verachten und den Tod zu lieben. ‚Schlummre sanft!' Das war der Gruß, mit dem er mich des Abends (ich brachte die Abende meistens mit ihm in seinem Zimmer oder im Freien zu) gewöhnlich entließ. Seine Stimme war so innig, so unendlich weich und mild, mir däucht jetzt, ich habe niemals etwas Süßeres gehört. Dies ‚Schlummre sanft' klingt mir immerwährend in der Seele fort; ich glaubte es die ganze letzte Nacht zu hören, es tönte in meinen Schlaf hinein. Ja, schlummre sanft, mein liebster, teuerster, unvergeßlicher Rousseau, schlummre sanft, vergieb mir, oder, wenn's sein muß, vergiß mich, und bitte Gott, daß er dies verfluchte, harte, starre Herz so zerquetsche, zerdrücke, martre, bis es wieder zu fühlen anfängt oder zu schlagen aufhört; Dir aber gebe er die Seligkeit des reinsten Daseins und die Kraft, Deinen Geliebten, Deinen armen Eltern und Geschwistern noch als Geist zu nahen und sie zu trösten. Ich kann jetzt nicht weiter schreiben.

Nachmittags.

Wie undankbar bin ich gegen den Himmel gewesen; ich klagte, ich murrte und hatte einen solchen Freund! ‚An mich will ich gar nicht denken, ich habe nichts geleistet, aber Du!' Mehr als einmal hat er das gesagt. Wie glücklich konnte ich ihn machen, wenn ich einmal fröhlich war, welch einen tiefen Anteil nahm er an meinen Schmerzen, meinen Fatalitäten, ja sogar an meinen Grillen. Es wäre meine Pflicht gewesen, mich von ihm wie von aller Welt zurückzuziehen; in der trüben Atmosphäre, worin ich atme, muß frisches, freies Leben ersticken. Ich habe das zuweilen zu ihm gesagt, dann lächelte er und drückte meine Hand. Ach, er wollte es nicht besser haben, als ich es hatte, er hätte mich in die Hölle hinein begleitet. Uhlands ‚treuer Kamerad' war sein Lieblingsgedicht; oft zitierte er einige Strophen davon, wenn wir miteinander gingen. Den Gedanken, daß er mehr an meinem als an seinem Kummer gestorben ist, kann ich nicht

los werden. Welch ein Maß von Liebe setzt dies voraus; Liebe, die Mann gegen den Mann trug! Und ich habe ihn gequält, mit ihm gerechtet; was mich hätte beseligen sollen, hat mir oft ein widerwärtiges Gefühl einflößen können. So unsinnig war ich, daß ich zuweilen mit der Quelle dieser Liebe nicht zufrieden war; es verdroß mich, daß sie mehr aus Achtung vor meinem Geist als aus Neigung zu mir, dem Menschen entsprang. Ich bin gestraft. Gott hat mir ihn genommen, und mein Leben ist ein dunkles Gemisch aus Reue, Dumpfheit und Sehnsucht. Was ich hatte, wußte ich nicht zu schätzen; es ward mir entrückt und ist nun doch der einzige Gegenstand meines Verlangens. Für eine Stunde, noch mit ihm verbracht, gebe ich so viel Jahre, als das Schicksal begehrt. Vergönne mir, liebe Elise, daß ich über ihn rede; es erleichtert mich, wenn nicht Gott allein, wenn auch ein Mensch meine Sünden kennt.

Und stelle es Dir in seiner ganzen Entsetzlichkeit einmal vor. Am 28. August promoviert er mit Ruhm und Glanz, ich mache die Bekanntschaft seines Vaters, der in Geschäftsangelegenheiten hieher kam, wir verlebten einige Tage in Freude und Heiterkeit und voll frischen Jugendmuts, mit dem süßen Gefühl, daß er nun alle Zwangsarbeit hinter sich hat und jetzt sich Aufgaben stellen kann, wie er will, reist er am 2. September, einem Sonnabend, nach Ansbach ab. Ich stand des Morgens in der Frühe um 4 auf und ging noch zu ihm; wie mich das jetzt erfreut, kann ich Dir kaum sagen, wir waren doch noch bis 6 Uhr, wo der Wagen vorfuhr, beisammen. Ich umarme ihn, der in Kraft und Gesundheit blühend vor mir steht, es war unter uns abgemacht, daß ich in 4 Wochen nachkommen sollte, noch ein Handschlag, ‚Grüße an die Deinigen', und der Wagen rollt fort. 8 Tage später erhalte ich einen Brief von ihm, worin er mir einige Notizen über das Morgenblatt mitteilt; er klagt über Kopfschmerz und starke Ermattung, ich finde das natürlich und denke, es wird schon wieder verschwinden, ich bedaure ihn in meiner Antwort so kühl, wie es bei geringen Unpäßlichkeiten zu geschehen pflegt. Bald darauf zeigt sein Vater mir an, daß Emil mir zur

Zeit nicht antworten könne, weil er an einem gastrischen Fieber darniederliege, daß er zwar sehr verlange, mich bei sich zu sehen, daß aber die Ärzte die dadurch entstehende Aufregung fürchteten und daß ich also noch nicht kommen möge. Die Nachricht erschreckt mich freilich, doch hoffe ich das Beste. Ich erhalte einen zweiten Brief, das gastrische Fieber ist ein Nervenfieber geworden. Jetzt packt mich die ungeheuerste Angst, ich weiß mich nicht zu lassen, ich stecke den Brief in die Tasche und gehe aus dem Hause. Im Hofgarten setze ich mich auf eine Bank, ich bete, viele Menschen gehen an mir vorüber, ich halte die Hand vor die Augen und denke: was Du nun zuerst siehst, soll Dir ein Zeichen sein. Ich öffne die Augen und — stelle Dir mein Grauen vor! — eine in tiefste Trauer gekleidete Dame fällt mir ins Gesicht. Ich kann den Zustand nicht ertragen; es ist nichts! sag ich zu mir selbst, er ist stark und kräftig, es kann ja gar nicht sein! Die Ruhe kehrt wieder zurück. Ich erhalte am letzten Freitag einen dritten Brief; der kritische 21. Tag ist überstanden, es bessert sich mit ihm, sein Vater bittet mich, die Ausfertigung des Doktordiploms zu betreiben. Ich habe gar keine Furcht mehr, ich gehe zu dem Dekan, Hofrat Ast, dieser verspricht mir, daß ich das Diplom so schnell als möglich erhalten soll, mir ist ganz leicht ums Herz. Am Mittwoch (gestern) erhalte ich einen vierten Brief, ich zittre, wie ich den Postboten nur höre, das Siegel ist schwarz, er, dem ich schon wieder ein paar scherzhafte Zeilen (zu seiner Erheiterung) zugesandt hatte, ist tot!

d. 18. Oktober.

Was ich oben unter häufigen Tränengüssen (die bei mir seltener sind als die sie erzeugenden Schmerzen) niedergeschrieben habe, weiß ich nicht mehr; wie ich es niederschrieb, weiß ich noch wohl. Mein Freund verdient im vollsten Maß jedes Lob, das ich ihm beilegte, aber ich verdiene nicht den Tadel, den ich im ersten Aufruhr der Gefühle maßlos gegen mich selbst richtete. Es ist keine Sünde, es ist Bedingung des Lebens, daß der Mensch seine Kräfte gebraucht; Kraft gegen Kraft, in Gott ist die Ausgleichung. Ich fühle es jetzt nicht bloß, ich weiß es, daß ich jenen Tadel nicht verdiene; die Gründe dieses Wissens, zum Teil aus

der Sache an und für sich, zum Teil aus den hinterlassenen Briefen und Papieren meines Freundes hervorgehend, kann ich hier nicht weiter auseinandersetzen.

Ich bin wieder gefaßt und bitte Dich jetzt um Deinen besten Rat. Nun Rousseau tot ist, stehe ich in München ganz allein; ich habe in der ganzen Stadt keinen einzigen Bekannten. Es war mir ein schöner Gedanke, zum Frühjahr in seiner Gesellschaft nach Hamburg zu kommen; jetzt aber weiß ich kaum, ob ich wohl daran tue, meine Reise bis aufs Frühjahr zu verschieben. Noch habe ich soviel Geld, als nötig ist, die Kosten zu bestreiten: ich würde sogar noch einiges mitbringen, so daß ich etwa ein Vierteljahr leben könnte. Verzehre ich dies in München, woher soll neuer Nachschuß kommen? Ich darf nicht hoffen, daß ich hier, bei dem Mangel an aller Anregung und in der gräßlichsten Einsamkeit etwas Neues und Größeres, wie bisher, produzieren werde. Eine Ortsveränderung wirkt dagegen immer vorteilhaft; vielleicht könnte ich ja auch in Hamburg literarische Bekanntschaften anknüpfen, die mich förderten. Den Doktortitel mitzubringen, wäre freilich äußerst erwünscht, doch muß ich darauf wohl Verzicht leisten; er kostet selbst in Erlangen mehr, als ich dachte, man muß nämlich, bevor das Diplom verabfolgt wird, die Dissertation drucken lassen, und der Druck ist teuer. Um nun aber auch die Kehrseite zu betrachten, so weißt Du, welche Verhältnisse mich in Hamburg erwarten. Die Dr. S. hat mir auf drei Briefe nicht geantwortet, ich muß sie auf irgendeine Weise (wie, errate ich nicht, möchte es aber zu gerne durch ihre Freundin, die Du kennst, erfahren) verletzt, ihr wenigstens das Schreiben unangenehm gemacht haben. Am allerfatalsten sind mir die Besuche bei den Leuten, die mir einst einen Freitisch gewährten; auch dem Campe möchte ich nicht gerne als eine uncharakterisierte Person wieder gegenübertreten. Alles dieses ist gewichtig, nur ist dabei zu bedenken, daß es mich ja höchst wahrscheinlich auch im nächsten Frühjahr erwartet, daß es mithin nicht sowohl meinem Kommen im Winter als meinem Kommen überhaupt entgegensteht. Erwäge Du nun einmal Punkt nach Punkt und sage mir, was Du für das beste hältst. Zu verdienen

ist in H. jedenfalls eher etwas als in M., wo es kaum einen Buchhandel gibt.

Die Reise selbst würde ich dann, wenn sich meine Gesundheitsumstände, die gegenwärtig gut sind, nicht unterwegs verschlechtern sollten, durch ganz Deutschland zu Fuß machen und meine Sachen durch Fuhrmannsgelegenheit vorausschicken. Eine solche Gelegenheit müßte jedoch in H. ausgemittelt werden; es gibt ja in der Steinstraße — wenn ich recht erinnere — ein Komptoir, wo man die Fuhrmannsrouten aufs genaueste erfragen kann . . ."

Es ist zu begreifen, daß Hebbel nach diesem Schlag und in der Vereinsamung, die ihn nach Rousseaus Tod in München erwartete, unter dem Trauerdruck durch diese Todesfälle nicht gerne in München bleiben wollte, daß er suchte, sich an die ihm teueren Wesen inniger anzuschließen, — es ist aber auch zu begreifen, daß er in dieser Stimmung sich doppelt und dreifach als Last seiner Freunde, ganz speziell Elisens, empfand. So ist auch der Brief vom 30. Oktober an Elise zu verstehen:

„Du erkundigst Dich teilnehmend nach meinem Freunde. Er ist hinüber. Ich bin, so außer Fassung ich anfangs war, wieder ruhig, fast kalt. Diese Eigenschaft meines Herzens, auch den tiefsten Schmerz schnell abzufertigen, ist doch eigentlich kein gutes Zeichen. Was das Leben doch aus den Menschen macht! In meiner Kindheit und Jugend konnte ich, wenn meiner Mutter nur das geringste fehlte, vor Kummer kein Auge schließen; jetzt ist sie gestorben, mein teuerster Freund ist ihr in entsetzlich kurzer Zeit nachgefolgt, und ich schlafe so gut wie immer. Bin ich schlechter geworden? Ich würde Ja sagen, wenn ich müßte, aber ich glaube es nicht. Ich bin nur abgestumpft. Ach, wollte mich nur ein einziges Mal wieder ein recht frischer Hauch erquicken! In mir ist Herbst, und der ist noch erträglich, denn man fühlt doch noch das Vergehen; wenn's aber Winter wird!

Glaube nicht, daß ich über den toten Freund die mir noch übrig gebliebenen lebendigen vergesse. Das wäre sehr undankbar. Ich bitte Gott um nichts, als daß er mir diese wenigen, und vor allen Dich, erhalten möge. Vor ungefähr 14 Tagen

Emil Rousseau

ſchrieb ich Rendtorff, den ich lange vernachläſſigt hatte. Er war ſo edelmütig, mir ſogleich zu antworten. Sein Brief diente mir zu wahrhafter Erfriſchung; er iſt äußerſt tätig und wird gewiß in ſeiner Wiſſenſchaft, der Medizin, das Vorzüglichſte leiſten. Wäre ich doch auch noch eines ſo regen Strebens fähig! Wäre ich's, ich würde hundertmal mehr leiſten. Doch nur dadurch, daß ich's zuvor leiſte, kann meine Lage verbeſſert werden, und ich vermag nichts in meiner jetzigen Lage. Das iſt der Zirkel, in dem ich mich drehe.

. . . Verſiegle den Brief an Johann ſo, daß er nicht merkt, Du habeſt ihn geleſen. Das könnte ihn ſchmerzen, denn der Inhalt iſt ſcharf. Empfiehl ihm ſchnelle Antwort. Dein tägliches Gebet in bezug auf mich ſollte ſein:

‚Erlöſe mich von einem ſolchen Freund!'"

Dieſe Schlußworte verletzten Eliſe, und ſo muß er ihr antworten: „Meiner Zeilen am Rande des letzten Briefes, die Du mir ſo übelgenommen, wußte ich mich zuerſt trotz aller Mühe gar nicht zu erinnern. Am Ende fielen ſie mir (dank meinem ſonſt eben nicht ausgezeichneten Gedächtnis!) wieder ein. ‚Du ſollteſt Gott bitten — ſagt' ich — Dich von einem ſolchen Freund zu erlöſen!' Wie war es doch möglich, hinter einer ſo harmloſen Äußerung, deren ſich gewiß ſchon mancher bediente, der ſeine Freunde mit Bitten und Aufträgen überhäufen mußte, etwas Ernſthaftes zu ſuchen und ſie verletzend zu finden! Wenn ich das Gewöhnlichſte ſage, ſo verbinde ich auch den gewöhnlichſten Begriff damit; für etwas Tieferes finde ich wohl auch ein eigentümliches Wort."

Dieſe beiden Menſchen waren eben wund vom Leben, wund aneinander, — alles ſchmerzte ſie, das Harmloſe kaum weniger als das Empfindliche. Weil nichts mehr ſeinen Urwert und Urklang beſaß, ſondern irgendeinen Nebenton hatte, der vergangene Wunden aufriß oder neue Wunden anzukündigen ſchien.

Die Kette, die Hebbel überall mit ſich herumſchleppte, das Bewußtſein ſeiner ererbten und ſeiner Erziehungsmängel, war mit ihrem Klirren ihm immer gegenwärtig, ſie zerſtörte raſſelnd

jedes Vergnügen, das er sonst hätte genießen können; sie fesselte ihn an das Mißtrauen auch gegen seine geliebtesten und nächsten Menschen. Charakteristisch dafür sind zwei Stellen aus Briefen an Elise:

„. . . Bei Hofrat Vogel war ich neulich abends. Die Gesellschaft bestand aus 9 bis 10 jungen Damen und aus ebensoviel Herren, von denen ich NB. nur einen, der stets beim Instrument beschäftigt war, einigermaßen kannte. Dennoch ging es mir leidlich, und das nächste Mal, das weiß ich mit Bestimmtheit, wird es mir ganz gut gehen; die Formen werden mir immer geläufiger." Und einige Wochen später: „. . .Ich habe dort auch mich überzeugt (bei Hofrat Vogel, dessen Frau eine Tante von Rousseau war), daß ich meinem Freunde noch nach seinem Tode einmal unrecht getan habe, indem ich aus allerlei Ursachen meinte, er habe es mir in einer Hinsicht im Leben getan, und es ist mir diesmal süßer, Unrecht zu haben, als Unrecht zu leiden. Ich glaubte nämlich, er habe mich gegen seine Freunde immer mit Stillschweigen übergangen, und ich konnte dies, da ich doch wirklich von Einfluß auf ihn war, wohl verzeihlich, doch nicht löblich finden, da ich meine (und wie Du an Alberti, Gravenhorst usw. weißt, es auch selbst so verhalte), daß ein Freund kein stummer Verehrer sein darf. Seine Tagebücher und sonstigen Papiere, wo ich, unsrer bedeutenden täglichen Gespräche ungeachtet, mich nirgends erwähnt fand, drängten mir diesen Glauben auf, und ich will, mag es nun egoistisch klingen oder nicht, gestehen, daß ich mich dadurch verletzt fühlte; weniger durch die Sache selbst als durch widerwärtige Gedanken, die sich daran knüpften, z. B. daß er in mir vielleicht nur das Pferd gesehen, das seinen Wagen bergan ziehen könne und das durch einigen freien Hafer hinlänglich belohnt werde. Es ist aber anders, er hat meiner wohl gedacht und auf die ehrenvollste Weise, er hat sogar meine Gedichte vorgetragen, ich bin allenthalben hoch angeschrieben, wo er bekannt war. Dies freut mich, nicht, wie Du mir wohl zutrauen wirst, aus schnödem Eitelkeitskitzel, sondern weil es göttlich süß ist, die letzte dünne Wolke verschwinden zu sehen, die das Antlitz eines teuren Ver-

klärten umschattete. Geständnisse dieser Art gereichen mir nicht zur Schande, aber wenige sind fähig, das zu erkennen; ich unterdrücke sie jedoch nicht, denn Wahrheit geht mir über alles. Ich bin von jeher wahrhaft gewesen, man kann es in hohem Grade sein und sich dennoch zuweilen einer Ausflucht, einer Lüge, (die Lüge betrifft ja immer nur etwas Abgerissenes, Einzelnes, und Wahrheit steckt nur im Ganzen; auch muß man mitunter lügen, weil die Leute die Wahrheit nicht glauben würden) bedienen, ich hätte viel weniger wirkliche und scheinbare Fehler, wenn ich die Wahrheit nicht für meine angetraute Frau hielte, ich würde dann mehr an mich halten, nicht so rasch urteilen, pp. Dies alles schreibe ich hin, weil ich glaube, daß es allenthalben am rechten Orte steht. Glaubst Du z. B., mir fehlt die Kraft, es zu verhehlen, wenn ich mich durch dies oder das gereizt fühle? Gewiß nicht, aber ich halte dies für eine Kraft der Heuchelei, ich glaube, ich muß andere nicht bloß ihre Sonntags-Physiognomien im Spiegel meiner Seele erblicken lassen, diese blinkt ihnen ja ohnehin aus ihnen selbst immer entgegen. Ich verlange auch nicht, daß sie es mit mir anders machen; haben sie nicht den Mut dazu, so ist's ihre Schuld, und freue ich mich darüber nicht, daß ich mitunter verzerrt aussehe, so tun sie's ja auch nicht; geben sie das richtige Bild, so zürne ich nicht auf den Spiegel, sondern auf mich selbst, und das ist erlaubt."

Wie Hebbel sich bemühte, dem Toten in jeder Weise gerecht zu werden, so blieb ihm auch noch eine Freundespflicht für den Verstorbenen zu erfüllen. Die Familie, mit der er noch lange in freundschaftlicher Beziehung blieb — der Vater hat den Freund seines Sohnes verschiedentlich unterstützt, und die Schwester ist ihm eine teilnehmende und verständnisvolle Korrespondentin geworden —, bat ihn, die Inschrift für Rousseaus Grabstein zu besorgen. In dem Brief vom 13. Februar 1839 an Charlotte Rousseau erfüllte Hebbel diese Bitte:

„Verehrte Freundin!

Mit schwerem Herzen setze ich mich nieder, diesen Brief zu schreiben. Der Gedanke: Du sollst deinem geliebtesten Freunde

die Grabschrift machen! drückt mich zu Boden. Alle marternden Bilder und Gefühle erwachen wieder, die freundlichen Täuschungen, denen die Seele sich so gern hingiebt, entfliehen, und das Auge starrt hinein in die taube, gestaltlose Nacht. Doch es sei; auch dies muß überwunden werden.

Es ist gewiß in Ihrem und in dem Sinne der verehrten Ihrigen gehandelt, wenn ich, indem ich jene schmerzliche Aufgabe zu lösen mich bestrebe, dabei nur den teuren Entschlafenen selbst, die Art und Weise, wie er sie in gleichem Falle ausgeführt haben würde, zum Vorbild nahm. Da scheinen Ihnen denn vielleicht die folgenden 4 Verse nicht unangemessen:

‚Die Tränen stillten wir, die brennend uns entstürzen,
Doch ach, dies hieße Ihn im Tode noch verkürzen;
Ach, nun Er nicht mehr ist, nun zeigt nur unser Schmerz,
Was Er gewesen ist! Drum blute fort, o Herz!‘

Ich darf nicht fürchten, daß sie Ihnen zu einfach erscheinen werden. Sie sind mir unmittelbar aus dem Gemüt gedrungen in einer Stunde, wo ich mich unendlich vereinsamt fühlte, und sie drücken alles aus, was den gerechtesten Schmerz zugleich rühren und sänftigen kann.

Vielleicht sprechen jedoch diejenigen Verse, welche sich bereits in Ihren Händen befinden, Ihr Gefühl noch mehr an; ich selbst würde in Rücksicht auf die Andeutungen Ihres letzten lieben Briefs sie vorgeschlagen haben, wären mir jene anderen nicht auf einmal und wie durch Eingebung gekommen. Dann möchten dieselben unter folgenden Änderungen am passendsten sein:

‚Geliebter, der zu früh hier einging in die Ruh,
Vier Worte graben wir in Deinen Leichenstein:
Treu! Edel! Fest und Fromm! Es käme nichts hinzu,
War, statt des kürzesten, das längste Leben Dein!‘

Mögen nun Sie und die verehrten Ihrigen über das Geeignetste entscheiden! Für den Fall, daß Sie die ersten Verse (Die Tränen pp.) wählten, wären vielleicht die vier Worte: Treu! Edel! Fest! Fromm! auf die Rückseite des Grabsteins einzugraben, so habe ich es mir wenigstens vorgestellt. Es sollte mir ein

stille Freude sein, wenn ich Ihren Sinn nicht ganz verfehlt hätte; doch wir stimmen in unsern Gesinnungen für den teuren Entschlafenen und in unserm Schmerz über seinen frühen Heimgang zu sehr überein, als daß ich Grund habe, das Gegenteil zu befürchten . . ."

Indessen schien sich Hebbels Lebenslage immer mehr zu verwirren. Seine Stellung zur deutschen Literatur war schwierig, denn mit dem damaligen jungen Papst des deutschen Schriftumes, mit Gutzkow, harmonierte Hebbel zu wenig, um leicht eine erträgliche Stellung zu ihm zu finden. Er schreibt Elisen darüber am 12. Dezember 1838:

„. . . Wenn Du übrigens glaubst, ich könnte mich Gutzkow eine Zeitlang anschließen, um mich später auf meine eigenen Füße zu stellen, so beurteilst Du die Verhältnisse der Literatur falsch. Schon im gewöhnlichen Leben ist es nicht ratsam, sich in die Mitte von zwei Extremen zu stellen, man wird dort meistens zerrieben; in der Literatur aber muß man, was man auch sei, zu allen Zeiten ganz sein. Mich Gutzkow anschließen, hieße, mich ihm unterordnen; dies ist mir, aus dem gerechtesten Stolz, nicht möglich. Überhaupt könnte er mich keineswegs brauchen, wie ich bin, sondern nur, wie ich etwa für seine Zwecke und Absichten zurechtzustutzen wäre, und da würde denn gewiß als Schnitzel wegfallen müssen, was ich für das Fundament meiner Natur halte. Besuchen werde ich ihn, um ihn kennenzulernen, und weil ich ihn doch ohnehin an einem dritten Ort, wo sich nicht ausweichen läßt, leicht einmal treffen könnte; doch wird der Besuch schwerlich von meiner oder seiner Seite zur Annäherung führen. Auch mit Campe werde ich schnell fertig sein, ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, ob er meine Gedichte drucken wolle, ich werde, wenn er die Frage verneint, ihm einfach sagen, daß es höchst unrecht gehandelt sei, mich über einen ungünstigen Entschluß so lange im unklaren gehalten zu haben, ich werde mir dann mein Mskr. zurückgeben lassen und seine Schwelle nie wieder betreten. Du wirst, wenn Du die Sache besser überdenkst, Dich überzeugen, daß nicht die Bitterkeit, sondern die Ehre dies gebietet.

Der deutsche Schriftsteller hat in unserer Zeit eine ganz außerordentliche Stellung zum Publikum und zur Literatur. Das größte Talent ist (jetzt) schon eitel, wenn es sich für nicht überflüssig hält. Das Vorzüglichste ist in allen Kreisen gebracht, es kann höchstens noch einmal gebracht werden, und das ist gar nicht notwendig. Wem es daher um Selbstachtung zu tun ist, der muß strenger und unnachsichtig ergegen sich sein, als es jemals ein Autor war. Versuche und Experimente sind verächtlich in einer Zeit, wo selbst das Vorzügliche keinen Anspruch machen darf. Nun aber gesellt sich hinzu, daß das Publikum nicht gute, sondern miserable Ware will, daß es verachtet, wenn es geachtet wird. Da hält es schwer, den Halt nicht zu verlieren. Ich bin entschlossen, zehnmal lieber mich selbst als die Wahrheit zu opfern. Dies ist bei mir kaum ein Verdienst, denn das Gegenteil ist mir völlig unmöglich. Was mich in der letzten Zeit sehr gequält hat, ist, daß ich so schwer und so schlecht schreibe. Wie bewunderungswürdig ist Lessing in diesem Betracht. Ich las noch gestern abend in seinem Meisterwerk, im Laokoon. Jeder seiner Sätze scheint gesprochen zu sein, so leicht ist alles dahin gesponnen, und dennoch trifft man bei tieferer Untersuchung eine Rundung und Vollendung des Ausdrucks, die nichts zu wünschen übrig läßt. An der innigen Harmonie zwischen Wort und Gedanken fehlt es mir nur gar zu sehr. Der Gedanke ist bei mir meistens Tyrann, und das läßt keine Schönheit aufkommen. So liegen ein paar Rezensionen vor mir, die ich noch bei Rousseaus Lebzeiten ausarbeitete und die, wie ich glaube, ihren Gegenstand erschöpfen. Aber wie wenig Grazie liegt in der Sprache. Den Herren Mundt und Laube beneide ich ihre stilistischen Schönheiten nicht, aber Lessing die seinigen. Allerdings kann und darf Lessing mein Muster nicht sein, doch muß ich in meiner Sphäre erreichen, was er in der seinigen erreichte, und wie weit hab ich noch bis dahin. Zu meinem Trost darf ich mir sagen, daß ich nach diesem Ziel eigentlich noch nicht gestrebt habe, daß daher bis jetzt nur der Mangel selbst, keineswegs aber meine Unfähigkeit, dem Mangel abzuhelfen, erwiesen ist. Ich hatte noch immer zu viel mit den Sachen zu tun, um

auf die Behandlung mein Augenmerk besonders richten zu können. Überhaupt ist der Dichter in einem ganz eigenen Fall. Weil er seinen erschaffenen Charakteren Seele einhauchen und ihnen den eigentümlichsten Ausdruck geben muß, verliert er die ihnen verliehenen Vorzüge in bezug auf seine eigene Persönlichkeit; die Geschöpfe zehren den Schöpfer auf."

Wie richtig Hebbel die Beziehungen zu Gutzkow beurteilte, das bewies die spätere Entwicklung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Im November 1839 erzählte Hebbel der Freundin Charlotte Rousseau:

„Dem Journal, wegen dessen ich eigentlich gekommen war, mußte ich jede Teilnahme versagen, nachdem ich seine Tendenzen näher kennengelernt hatte; aber ein anderer Weg tat sich mir auf. Ich hatte gleich bei meiner Ankunft Gutzkows Bekanntschaft gemacht; ohne mein Zutun. Ich ging mit einem meiner Freunde an einem öffentlichen Ort, wo Gutzkow sich eben auch befand; G. rief meinen Freund, den er persönlich kannte, zu sich heran, fragte, wer ich sei, und bat ihn, als er meinen Namen hörte, uns zusammenzuführen, worauf denn die gegenseitige Vorstellung erfolgte. Gutzkow ist ein Mann, der viel Geist und Kenntnis besitzt und dem ein glänzendes Darstellungstalent zu Gebote steht. Was er als Dichter bedeutet, muß ich unentschieden lassen; seinen Romanen und Novellen fehlt immer die echte Inkarnation, und die beiden Trauerspiele, die er neuerdings geschrieben hat, kann ich ebenfalls nicht so gewichtig finden, als das Theaterpublikum sie zu finden scheint. Ich glaube, er ist von den meisten seiner ehemaligen Extravaganzen zurückgekommen; vielleicht geht er in der Reue weiter als in der Beichte und verdient größeres Vertrauen, als ich ihm bisher geschenkt habe. Mir ist er mit Herzlichkeit entgegengetreten, und wenn wir uns nicht näherkamen, so liegt die Schuld wohl an mir, wenigstens hat er sich mehrfach gegen andere beklagt, daß ich so wenig warm gegen ihn sei. Ich kann das nicht ändern; mit seiner Gegenwart bin ich ganz zufrieden, denn (die kleine Schwäche ausgenommen, daß er gern nur das lobt, was ihn wieder lobt) er bekämpft das Mittelmäßige und Schlechte und sucht das Gute

zu fördern; ich habe jedoch noch keine Bürgschaft für seine Zukunft. Er gibt hier seinen ‚Telegraphen' heraus, ein Journal, das unbedingt zu den ersten Organen Deutschlands gehört und die gewichtigsten Mitarbeiter zählt. Für diesen schreibe ich Kritiken, die eine mich selbst überraschende Aufnahme finden und mir schon von mehreren Seiten die ehrenvollsten und vorteilhaftesten Anerbietungen zu Wege gebracht haben, einmal sogar zur Übernahme einer Redaktion. Ich wünschte, daß Sie besonders eine (über Wienbargs Schrift: Die Dramatiker der Jetztzeit) lesen möchten, doch kommt Ihnen in Bayern wohl der ‚Telegraph' nicht zu Gesicht. Ich suche meinen Kritiken die Bedeutung zu geben, welche den kritisierten Büchern fehlt; sie sind schneidend scharf und erwerben mir so viel Feinde, als ich Autoren beurteile, was mich jedoch, da ich niemanden zu fürchten brauche, wenig kümmert. Die grimmigen Gesichter, die mir in dem schriftstellerreichen Hamburg oft auf Promenaden und in Konditoreien begegnen, amüsieren mich, denn Wahrheit und Kraft sind mit mir im Bunde."

Diese Methode der schonungslosen Ehrlichkeit konnte dem auf Kliquenwesen eingestellten Gutzkow nicht lange behagen, und überdies verstanden sich auch beide persönlich nicht. Die Verbindung wurde bald gelöst und erst nach Jahren, als Hebbel schon große Erfolge errungen hatte, wieder angeknüpft, bis Gutzkow im Dezember 1855 folgenden charakteristischen Brief an Hebbel abgehen ließ, der die persönliche Eitelkeit und den Neid des ehemaligen Führers der Literatur kennzeichnet:

„Mein verehrter Freund,

Gyges hab ich erhalten, gelesen, den betreffenden Aufsatz geschrieben; aber ich fürchte, Sie werden unzufrieden mit mir sein.

Fassen Sie daher den Eindruck, den Sie von Nr. 12 meines Blattes haben werden, ganz objektiv wie etwas, das von meiner Seite nicht anders kommen konnte. Von Gyges bin ich nicht befriedigt. Das Sujet ist unangenehm, die Durchführung nicht fesselnd. Was Ihnen da die Betty Paoli geschrieben hat und

sonst aus den Quellen der Befreundung fließt, kann man nur wertschätzen als die nicht genug zu preisende Liebe und Treue guter Menschen, die es wohlmeinen. Aber vertrauen Sie unbefangenerer Meinung: Gyges ist reizlos.

Ich habe mich in meinem Aufsatz bei dieser Meinung nicht lange aufgehalten, sondern über Sie im allgemeinen geschrieben, und bitt' ich, erkennen Sie aus dem Ganzen Wärme und Verehrung! Daß im gewissen Sinne allerdings mea res agitur, will ich nicht leugnen, auch mögen Sie sagen: Was kann von daher Gutes kommen! Ich verehre Sie, ich kann aber nicht einräumen, daß Sie ganz auf dem richtigen Wege sind. Und da ich selbst meine Straße suche, so mußt' ich in meiner Weise ganz wahr sein.

Sie werden nun sagen: Wozu dann aber überhaupt schreiben? Weil ich dem Drang nicht widerstehen konnte, meine Meinung zu sagen — Ihnen, dem Publikum und Ihren guten und schlimmen Richtern! Der Aufsatz floß mir aus der Feder wie ein Wahrheitszeugnis, das man sich abzulegen freiwillig gedrungen fühlt. Und sind Sie über den ersten unangenehmen Eindruck hinweggekommen (was Gyges betrifft), so muß Ihnen der Aufsatz gefallen. Er vermittelt Sie mit dem Publikum und sagt viel gute Dinge von Ihnen. Ich würde mit einem ähnlichen Votum von Ihnen über mich ganz zufrieden sein, sintemal wir beide, vermöge unserer verschiedenen Naturen, nicht anders über uns fühlen können als in dieser abweichenden Weise.

Lassen Sie sich also, wenn der betreffende Aufsatz am Sonntag oder Montag in Wien ist, nicht von Kuh und andern darüber aufreizen. Wir können einig bleiben wie bisher! In einigen Wochen bleibt Ihnen nur das von dem Artikel im Gedächtnis, was Ihnen huldigt, und dessen ist viel.

Hätt' ich aber, was ich nicht glaube, es gar zu schlimm gemacht, so bieten ja Ihre Erzählungen, die ich noch nicht gesehen habe, Gelegenheit, zu größerem Einverständnis wiedereinzulenken.

Herzlich und aufrichtig

Ihr Gutzkow."

Hebbel antwortete unmittelbar nach Erhalt dieses Schreibens:

„Lieber Gutzkow!

Ihren Brief, den ich gestern erhielt, will ich beantworten, bevor Ihr Aufsatz hier eintrifft. Nicht, als ob ich besorgte, daß er mich wirklich verletzen würde, sondern weil ich auch die entfernteste Möglichkeit abschneiden will, Ihnen als verletzt durch ihn zu erscheinen.

Ich bin im allgemeinen viel leichter zu befriedigen, als Sie glauben. Das folgt schon daraus, daß ich in meiner Betrachtung der deutschen Literatur ganz auf der Seite von Gervinus stehe und sogar halb auf der Seite von Julian Schmidt. Wenn die Briefe, die ich von der Universität aus an meine Wohltäterin, die Doktorin Schoppe, schrieb, noch existieren, so müßten sie beweisen, daß ich das von jeher tat. Auch gaben meine ersten Gedichte davon an vielen Stellen, namentlich aber in den Sonetten ein beredtes Zeugnis und die Huldigung des Tags hat mich noch keine Minute über die sehr mögliche Protestation des Jahrhunderts hinwegsehen lassen.

Wenn man also gegen mich auftritt, so setzt man nur einen Kampf fort, der in meiner eigenen Brust geführt wird, und ich bin nur zu geneigt, auf den Gegner zu hören. Freilich muß er nicht, wie z. B. Ihr Freund Rosenkranz in seiner Ästhetik des Häßlichen tut, zugleich offenbare Nichtigkeiten preisen, denn dadurch hebt er sein eignes Wort wieder auf. Ihr Aufsatz kann mich daher nie ‚aufreizen', wie Sie fürchten, er kann mich höchstens zu der Überzeugung bringen, daß zwischen uns trotz der gegenseitigen Achtung kein persönlicher Verkehr möglich ist. Denn dieser beruht, wie ich Ihnen schon früher geschrieben zu haben glaube, nach meiner Ansicht auf dem mit der Individualität ein für allemal Gesetzten und auf der Mäßigung, die Forderung nicht über das vorhandene Vermögen hinauszuspannen. Das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe wurzelte in diesem Prinzip, und Freundschaftsbündnisse, wie Kant sie vorschlug, haben nie existiert, oder kennen Sie Leute, die sich einladen, um sich beim Wein ihre gegenseitigen Fehler

vorzuhalten? Seien Sie denn versichert, daß ich die in Ihrem Aufsatz niedergelegten Überzeugungen in jedem Fall mit Dank aufnehmen werde!

Aber Ihr Brief hat etwas Anstößiges für mich gehabt. Wie kommen Sie dazu, mich, gerade mich, vor den Urteilen Befreundeter zu warnen? Sie selbst wissen doch am allerbesten, wie wenig ich von jeher darauf aus war, mir einen Anhang zu verschaffen. Glänzender, wie Sie meine Judith begrüßten, konnte sie nicht begrüßt werden; wann habe ich Ihnen dafür gedankt? Doch wohl erst, als Ihre Ritter vom Geist erschienen waren, weil ich Ihnen nicht früher beizustimmen vermochte (das war so gewiß unklug und undiplomatisch, als wahr und ehrlich gehandelt). Nicht einer in ganz Deutschland hat andere Erfahrungen an mir gemacht, ich hasse und verachte die immer mehr überhand nehmende literarische Bauchrednerei mit Jünglingsglut und ich bin der Gefahr der Versuchung nicht einmal ausgesetzt, denn der Augenblick gilt mir nichts, und nur dieser läßt sich auf unterirdischen Wegen gewinnen. Wenn es Ihnen, etwa in Dresden, irgend jemand anders gesagt hat, so hat er gelogen und sein eignes Tun und Treiben auf mich übertragen; schreibt man Bücher über mich, wie Emil Kuh, der sich übrigens Ihre Achtung schon erobern wird und nebenbei bemerkt kein Jüngling mehr ist, so geschieht es ohne mein Wissen und wider meinen Willen; macht man mich an den Universitäten zum Gegenstand von Vorlesungen, so tun das unabhängige gereifte Männer, die sich's von mir nicht verbieten ließen; lobt man mich über die Gebühr, so mag A. Schlönbach Ihnen erzählen, wie erkenntlich ich dafür bin. Die Betty Paoli, auf deren Artikel Sie sich berufen, hat noch obendrein, so lange sie die kritische Feder in der Hand hält, zu meinen Feinden gehört und wenn sie sich, wie ich allerdings vernehme, plötzlich gewendet hat, so ist sie durch den Gyges gewonnen worden, nicht durch mich.

Wundern Sie sich nicht, daß ich mich bei diesem Punkt so lange aufhalte; mir geht der Charakter weit über das Talent, wenn beide, wie ich freilich glaube, nicht auf das innigste zusammenhängen sollten, und ich fürchte, bei Ihnen verleumdet zu sein.

In bezug auf die Unterhaltungen bat ich Sie um Wünsche — her damit!

Mit dem herzlichsten Glückwunsch zum Jahreswechsel Ihr

Fr. Hebbel."

Nach einigen Jahren forderte Hebbel dann die Einlösung von Gutzkows Versprechen, daß er seine Kritik revidieren wolle. Er wünschte, daß Gutzkow die Gesamtausgabe von Hebbels Gedichten als Anlaß dazu nehme. Und da schrieb ihm Gutzkow einen schönen und aufrichtigen Bekenntnisbrief, der in den Worten gipfelte:

„In Ihren Gedichten ist mir auch deshalb so vieles wert, weil sie mir soviel vom Vergangenen zurückführen. Ich habe die Vermessenheit zu glauben, wäre ich nicht vom Preußenhaß überhitzt gewesen, desgleichen von meinem politischen und burschenschaftlichen Zorn, nicht in W. Menzels Hand geraten, nicht in die Notwendigkeit, plötzlich für Weib und Kind zu sorgen, unsre Art stünde sich viel näher. Ich fing 10 Jahre vor Ihnen an, Sie folgten geistig reifer, vom Leben befruchteter und unter günstiger Pflege durch Wohlwollen und emporgipfelnde Bewunderung. Daß nun bei alledem mir noch so viel übrig blieb, um mit manchem Ihnen genehm zu kommen, ist verwunderlich genug und spricht für meinen obigen Satz.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und behalten Sie die ruhige Überzeugung fest, ich kann lässig scheinen, aber ich finde mich schon. Herzlich Ihr Gutzkow."

Aber diese späten Erkenntnisse halfen dem jungen ringenden Hebbel nicht, der wahrlich nicht, wie Gutzkow später annahm, durch „günstige Pflege und emporgipfelnde Bewunderung befruchtet" war. Wer das glauben könnte, der muß nur die letzten Münchener Briefe Hebbels lesen. Er schreibt am 12. Januar 1839:

„. . . Möchte auch mich die geistige Regsamkeit nur mit dem Leben verlassen; Entsetzlicheres als das Gegenteil kann ich mir gar nicht denken! Aber ich! Wie selten sind bei mir schon jetzt die Segensmomente des Hervorbringens, wie dürr und wie widerspenstig ist mein Geist! Ich habe Stunden, wo es mir ist, als

löste sich mein Kopf in Rauch auf, als verströmte mein ganzes Ich in die Winde. Nein, wenn ich bedenke, was ich unter anderen Umständen geworden wäre, wenn ich es überrechne, wie viele Kraft ich an den erbärmlichsten Hindernissen habe versplittern müssen, wie manches Ziel bloß deshalb spröde vor mir zurückweicht, weil ich in der Jugend, wo ich es mit 3 Schritten erreicht hätte, in Block und Eisen lag, wahrlich, da beiß ich die Zähne zusammen und ich kann es der allwaltenden Macht kaum vergeben. Der Schluß aus dem, was troß solcher Schwierigkeiten zustande kam, auf das, was ohne sie zustande gekommen sein müßte, ist doch gewiß ein peinlich richtiger. Vergib, daß ich Gedanken der Art nicht unterdrücke; wie tief sie in mir wurzeln, magst Du daraus ermessen, daß ich sie so oft wiederhole."

In demselben Brief begründet er es, warum er sein Doktorat noch nicht machen, warum er nun doch „ohne Charakter" nach Hamburg zurückkehren muß. Und ihm bangt vor der entsetzlichen Not, die ihn dort nun erwartet, wenn Tieck nicht „das Seinige tut". Sein letzter Trost ist der Himmel, der auch dort sorgen wird, — „wäre es auch nur durch den Himmel!"

Aber die Frau Doktor Schoppe gibt anderen Rat: „Von Frau Doktorin Schoppe hatte ich vor einiger Zeit einen Brief, voll der freundschaftlichsten Gesinnungen und der seltsamsten Vorschläge. Sie meinte, ich müßte — Hofmeister werden oder nach Kiel gehen, um dort von Stipendien zu zehren. Teilnahme und Wohlwollen mögen mir erscheinen, in welcher barocken Gestalt sie wollen, so weiß ich sie zu schätzen, und der Brief war wirklich sehr herzlich, sonst hätte ich die Vorschläge beleidigend finden können. Wenn J. und andere Leute sich der Literatur widmen, warum sollte ich mehr riskieren, wenn ich denselben Weg einschlage? Ist mein Talent in den Augen der Doktorin geringer? Oder blickt sie in meine Zukunft heller hinein wie in die Zukunft der übrigen? Aus mir kann das Glück wenigstens noch was machen, denn ich bin was und ich brauche nicht viel Glück. Nicht jeder darf so sprechen. Doch ich weiß wohl, sie hat es nicht so gemeint, und ich habe ihr ablehnend, und mit Entschiedenheit, aber ohne alle Empfindlichkeit geantwortet. Übrigens gibt es wohl

nicht leicht ein Verhältnis, in das ich weniger hineinpasse, als in das gefirnißt-knechtische eines Hofmeisters. Da könnte ich eben den letzten Rest guten Humors und geistiger Kraft zusetzen."

Erstarrt man nicht über diesen Grad der Verständnislosigkeit, der Hebbel lähmen mußte, indem er ihn zu fördern vorgab? Es ist begreiflich, daß er nicht mit freudigem Herzen nach Hamburg zurückkehrte. Er war ausgezogen, der arme Student, den die Leute gnädigst unterstützten, damit er seinen Doktor machen und so, „behördlich abgestempelt", eine höhere Laufbahn einschlagen könne. Er kam wieder, ärmer als je, ohne anderen Titel als den problematischen des „Literaten", und in Sorge darüber, wie der kleine Klatsch des enggesinnten Hamburg seine Beziehungen zu Elise auffassen, in welche Verhältnisse er hineingedrängt werden würde. Kein Wunder, daß er nicht fröhlich seine Wanderschaft antrat. Er schreibt darüber vorher an Elise:

„Jedenfalls muß ich Dich bitten, Dich in deinen Äußerungen über mich möglichst in acht zu nehmen, damit blöde Augen nicht in der edelsten Freundschaftsverbindung eine platte Liebschaft wittern. Ich gebe Dir diesen Rat, weil es immer gut ist, das Äußerste zu vermeiden; tritt es dennoch ohne unser Zutun ein, so werde ich meine Stellung zu behaupten wissen und keinen Fuß breit weichen. Dessen sei gewiß: Du giltst mir tausendmal, millionenmal mehr als alle die übrigen, und ich wäre schlecht, wenn ich anders empfände."

Auch der Abschied von der kleinen Beppi Schwarz, in deren Namen er sein Münchener Tagebuch beschloß, wurde ihm schwer genug; das geht aus seinen beiden wunderschönen „Scheideliedern", das geht aus dem Bericht des Reisejournals hervor:

„Bei sehr schönem Frostwetter, morgens um 6 Uhr, ging ich am 11. März aus München. Beppi trug mir mein Ränzchen bis ans Ende der Ludwigstraße, dort nahm ich es selbst auf den Rücken. Einen Torzettel, den ich mir noch tags zuvor mit vieler Mühe besorgte, brauchte ich nicht. Dies erregte mir eigentlich ein unangenehmes Gefühl, man mag nichts umsonst tun. Beppi begleitete mich über zwei Stunden, in einer Bauernschenke, die

einsam im Walde stand, der sogenannten ‚kalten Herberge', tranken wir das letzte Glas Bier zusammen, dann schieden wir unter unendlichen Tränen."

Und damit hatte der Aufenthalt in München, hatte die Studienzeit ein Ende gefunden. Bezeichnender noch in ihrer unendlichen Traurigkeit als der Reisebericht Hebbels ist die Erzählung Jherings, des bedeutenden Rechtsgelehrten, über Hebbels Wanderrast in Göttingen. Sie charakterisiert das ganze Verhältnis zu den jüngeren Kollegen, charakterisiert Hebbel so sehr, daß sie hier nicht fehlen dürfte. Denn sie berichtet von den ersten Begegnungen Jherings mit Hebbel in Heidelberg und dann in München, wo ihm der junge Literat, der das Brotstudium an den Nagel gehängt hatte, so sehr imponierte, daß seine Angehörigen es für nötig hielten, ihn durch ein Machtwort aus München zu verbannen und nach Göttingen zu senden. Und dort lernte Jhering die Schattenseiten des Literatendaseins auch an Hebbel in lebendiger Anschauung kennen, denn der früher beneidete Kollege kam durchgefroren und abgerissen wie ein armer, verhungerter Wanderbursche zu ihm, Jhering mußte ihm die zerrissenen Stiefel ausflicken lassen, und seine Wirtsleute sahen sich den seltsamen Gast ihres Mieters erstaunt an.

Dennoch hatte Hebbel noch hinreichend geistige Spannkraft und Frische, um Jhering interessante Auseinandersetzungen über seine Kunstanschauungen zu halten, und als Jhering ihm für den bedeutenden Vortrag danken wollte, wies er dies mit der Erklärung zurück, daß der wohltätige jüngere Kollege keinen Grund dazu habe, da er ihm gewissermaßen nur als Wand gedient hätte, — Hebbel hätte nur gesprochen, um für sich selbst Klarheit über diese Fragen zu gewinnen. Dies hat Jhering so gekränkt, daß er noch Jahre später, als Hebbel längst tot war und er für Emil Kuhs Biographie den angeführten Bericht abfaßte, seiner Verletztheit Ausdruck gab und diese Äußerung als Beweis für Hebbels schlechte Umgangsformen und für die Anmaßung, mit der Hebbel ihn seine geistige Überlegenheit fühlen ließ, ansehen wollte. Er vergaß ganz dabei, wie sehr, Hebbel erst seine materielle Überlegenheit hatte fühlen müssen

und er verstand nicht, daß Hebbels proletarische Empfindlichkeit, die er nie ausschalten konnte, ihn immer in einen gewissen Zustand der Abwehr brachte. Dieser Eigenschaft war Hebbel sich sehr wohl bewußt und hat sie schon im Januar 1837 in seinem Tagebuch ausgesprochen:

„. . . Durch nichts greif ich die Unverletzbarkeit eines Menschen mehr an als durch meine nichtswürdige, alle Grenzen überschreitende Empfindlichkeit, denn gegen sie kann er sich so wenig schützen als verteidigen, weil er in ihr Krankheit oder Krankhaftigkeit schonen zu müssen glaubt. Es ist nicht wahr, daß ich durch sie ebensoviel, oder gar mehr leide als andere; der Mensch fühlt in seinen Fehlern wie in seinen Tugenden nur sein Wollen und seine Kraft, und reißt er die schönsten Blüten von seinem Lebensbaum ab, so dünkt er sich wunder wie groß dabei."

Auch hatte Hebbel schon so viel duchr materielle Wohltaten gelitten, daß die wohltätige Hilfeleistung, die Ihering ihm — nach dem eigenen Bericht in nicht sehr diskreter Form — erwies, ihn gewiß an schlimmste Erlebnisse gemahnte. Und in Iherings Dank für die empfangene Belehrung mag er eine plumpe Maskierung des Beglückertums empfunden haben, gegen die er sich zur Wehr setzte. —

Am 31. März kam Hebbel wieder in Hamburg an, wie er selbst im Tagebuch berichtet: „Äußerst erkältet. Meine Stiefel waren sehr zerrissen, mein erstes war, mir vorm Altonaer Tor ein Paar neue zu kaufen, dann fuhr ich mit Elise, die mir bis Harburg entgegengekommen war, in das Holsteinische Haus. Müde und voll Frost und Kopfweh legte ich mich sehr früh zu Bett und las in Gutzkows Seraphine."

Aber bald schien das Leben ihm ein besseres, freundlicheres Gesicht zeigen zu wollen. Schon am 11. April trägt er ein: „Jetzt sitze ich wieder in der nämlichen Kammer, in welcher ich vor drei Jahren saß und Vokabeln lernte. Die Kammer hat sich verändert wie ich selbst, sie ist größer und stattlicher geworden. Draußen, in den Bäumen, die vor dem ehemaligen Hause der Doktorin stehen, heult der Wind, die langsame, schnarrende

Stimme des Nachtwächters tönt zu mir herüber, auf dem Vorplatz geht mühsam und schwer eine Uhr. Ein wunderlicher Zustand, alt und doch zugleich völlig neu. Mit ganz anderen Aussichten sitze ich hier wie ehemals. Zwei schöne Zimmer sind für mich bereitet, die ich aber erst nach Verlauf eines Monats beziehen kann. Der kaum entpuppte Schreiber, der es für eine große Ehre hielt, in einen Gymnasiastenverein eingeführt zu sein, wird von den ersten literarischen Berühmtheiten Deutschlands gesucht und respektiert, eine Welt der Wirkung liegt vor mir da. Drei Jahre tun doch außerordentlich viel. Was ich mir in München eigentlich nur noch einbildete, ist jetzt gewiß: ich kenne keine Verlegenheit mehr, mag ich gegenübersteheu, wem ich will; ich kann mich in alle Wege auf meinen Geist verlassen und darf mich getrost hinauswagen, auch ins fremdeste Gebiet hinein, er läßt mich nie im Stich. Der Dr. Wihl hat mich dringend aufgefordert, eine Geschichte und Kritik deutscher Lyrik zu schreiben; es trifft mit einer Idee zusammen, die ich schon in München hatte, und ich werde es tun. Ich kann hierüber mehr sagen als irgendein anderer. Gutzkow will für den ‚Telegraphen' einen Bericht über München, für sein Jahrbuch meine Kritiken über Heinrich Laube. Campe wünscht einen historischen Roman, der in Dithmarschen spielt. Arbeit genug, ich darf nicht länger klagen, die Pforte ist mir geöffnet!"

Aber Hebbel täuschte sich über sich und seine Fähigkeiten: dieser denkendste, grüblerischste Dichter, der sich so klar über seine Kunst war, der ihre Gesetze so überlegen für sich und seine Arbeiten festgestellt und angewandt hat, war kein Theoretiker. So interessant seine theoretischen Schriften sind, — sie sind es in erster Linie subjektiv für Hebbel; sie charakterisieren ihn, sie sind Beiträge zu seiner seelischen und geistigen Biographie, aber sie sind nicht von so unbedingter Gültigkeit wie etwa Lessings Kunstschriften, die man inhaltlich bekämpfen mag, die aber immer formal und in ihrem geistigen Gehalt an sich bestehen können und werden. Hebbels Kritiken sind, wie er selbst in dem schon zitierten Brief an Charlotte Rousseau schrieb, von äußerster Schärfe, aber man liest sie — mit wenigen Ausnahmen —

mehr um Hebbels als um der kritisierten Werke willen, und dies doch wohl nicht nur, weil die Werke nicht bedeutend genug sind, über die er schreiben mußte! Das Journalistische lag ihm eben nicht, ob es nun literarischer oder sonstiger Journalismus war! Schon am nächsten Tag notiert er: „dergleichen Geschwätz widert mir!"

Was seinen Roman betrifft, den Roman, der in Dithmarschen spielen sollte, — von ihm ist nichts entstanden und erhalten als ein paar — Dramenszenen! Hebbel war kein Romancier, überhaupt kein Erzähler im eigentlichen Sinn. Nur einige Novellen in ihrer dramatischen Schärfe und konzisen Fassung sind ihm wirklich gelungen, — ihm fehlte jede behagliche Breite. Sein komischer Roman „Schnock", auf den er in München so viele Hoffnungen setzte, für den er in Hamburg sich bemühte, um dessentwillen er sich an Tieck wandte, und der erst im Jahre 1850 gedruckt wurde, obschon er im Jahre 1837 entstand, leidet an demselben Mangel: er ist ein niederländisches Gemälde, aber die Niederländer malten mit einem breiten Pinsel, mit einem gewissen satten Behagen. Hebbel schrieb hungrig — und das merkt man seinen Erzählungen an. Es hat alles etwas Gehetztes, Gejagtes, in sich Unfrohes, was dem „komischen" Roman an sich widerspricht. Am allercharakteristischsten von seinen Erzählungen scheint mir „Nepomuck Schlägel auf der Freudenjagd", und zwar deshalb, weil es eine Art — vielleicht unbewußter — Selbstkarikatur ist. Wenn man die Skizze liest und mit einzelnen Briefen an Elise vergleicht, dann wird man eine überraschende Ähnlichkeit der Stimmung oder der Verstimmung finden, — kein Wunder übrigens, da beide einer ähnlichen Gesinnung entsprossen sind, einer Selbstqual, die irgendwie ein Ventil brauchte und es in dieser Novelle wie in jenen Briefen fand.

Hebbel hatte damals sein eigentliches Talent noch nicht entdeckt, — wohl war er sich seiner lyrischen Kraft bewußt und wurde sich darüber immer klarer, je mehr er sich mit anderen zeitgenössischen Dichtern verglich, aber sie erschien ihm in ihren Äußerungen nicht umfassend genug für sein dichterisches Kraft-

bewußtsein, er konnte sich das Mißverhältnis zwischen seiner Persönlichkeit und seiner Leistung nicht erklären und litt darunter. Und doch beschäftigte ihn schon damals die Idee einer biblischen Tragödie „Saul", mit der er in Gedanken spielte.

Aber vorläufig sollte allen diesen Plänen ein Riegel vorgeschoben werden durch eine schwere Krankheit, die ihn befiel und die er ausführlich in seinem Brief vom 25. Juli 1839 an den alten väterlichen Freund Kirchspielschreiber Voß in Wesselburen schildert:

„Sie, lieber Herr Kirchspielschreiber, konnten längst einen Brief von mir erwarten. Daß Sie ihn erst jetzt erhalten, werden Sie entschuldigen, wenn ich Sie mit meinen jüngsten Erlebnissen bekannt mache. Als ich im April nach einer sehr schnellen und deshalb sehr beschwerlichen Reise (ich machte sie über Gotha in fünf Tagen, die Nächte eingerechnet) hier ankam, war ich äußerst angegriffen und mußte mich eine volle Woche zu Hause halten. Gleich bei meinem ersten Ausgang machte ich die Bekanntschaft des berühmten Gutzkow, mit dem ich freilich schon zuvor mehrfach in schriftliche Berührung gekommen war; er kreierte mich auf der Stelle zum Mitarbeiter am Telegraphen' und am ‚Jahrbuch der deutschen Literatur', und einige Aufsätze kritischen und vermischten Inhalts, die er nicht eilig genug bekommen konnte, nahmen mich in Gemeinschaft mit dem Tribut, den ich der Gesellschaft abzustatten hatte, dermaßen in Anspruch, daß ich an kein Briefschreiben denken durfte, so wenig nach Dithmarschen als nach München hin. Eine Masse Rezensionen über neue Bücher kam hinzu, mich in Atem zu erhalten, und ich war noch nicht zur Hälfte fertig, als ein heftiges gastrisches Fieber mich ergriff. Dies fesselte mich 14 Tage ans Bett und noch 8 Tage länger ans Zimmer. Ich war der völligen Herstellung nahe, als ich in einer Nacht das Unglück hatte, mich zu erkälten. Ich erwachte am andern Morgen mit starkem Seitenstich und hatte, wie mein Arzt mir gleich sagte, mir eine sehr schwer weichende Entzündung der Lungenhäute zugezogen. Mein Zustand stieg bald ins Unerträgliche, ich konnte nicht gehen noch stehen, nicht liegen noch sitzen,

die Luft ging mir aus, und ich fürchtete alle Augenblicke zu ersticken. Blutigel und Aderlasse änderten nichts. Am Sonntag, den 2. Juni (mir ein unvergeßlicher Tag!), wo ich vor Schmerz, wie ein gemartertes Tier, laut aufschrie, bat mich mein Arzt, ihm die Zuziehung eines Kollegen zu gestatten. In seinem Gesicht stand das Schlimmste geschrieben. Steht's so? — sagte ich — da will ich selbst zu Dr. Assing schicken. Dieser ist wohl der gelehrteste und genialste Arzt in Hamburg und mir persönlich befreundet; bloß weil ich ihm in unserem gegenseitigen Verhältnis keine Bezahlung bieten darf und doch umsonst keine Dienste mag, auch weil ich wirklich mein Übel nur für sehr schmerzhaft, aber nicht für gefährlich hielt, hatte ich seine Hilfe nicht längst in Anspruch genommen. Einer meiner Freunde eilte zu ihm; sowie dieser ihm meine Krankengeschichte mitteilt und meinen Zustand schildert, ersucht Assing den gerade bei ihm anwesenden Dr., früher Prof. Steinheim aus Altona, ihn zu begleiten. Ich, jetzt aufs Äußerste gefaßt, diktierte meinem Freund, dem Dr. Wihl, mittlerweile ein paar Zeilen an Uhland, die nach meinem Tode mit einem Manuskript an ihn abgehen sollten und die ich mit größter Anstrengung unterschrieb. Sie liegen noch auf meinem Tische und erregen mir, wenn ich sie erblicke, ein sonderbares Gefühl. Assing und Steinheim kamen; in meinem Vorzimmer lange Deliberationen; Resultat: noch ein Aderlaß. Ich ward (seit zwei Tagen hatte ich mein Sofa nicht verlassen, weil ich nur im Sitzen atmen konnte) unter schrecklichen Schmerzen von den Ärzten selbst ins Bett gebracht, der Wundarzt war gleich da, und die Vene ward aufgeschlagen. Anfangs kam kein Blut, und Assing ward (ich beobachtete ihn sorgfältig) totenbleich, endlich floß es, und mir wurden acht Tassen abgezapft. Nun spürte ich Linderung. Darauf bekam ich in der Seite und in den Rücken 32 Schröpfköpfe, die den Schmerz ganz vertrieben. Assing blieb die ganze Nacht bei mir, am nächsten Morgen gab er mir die Versicherung, die Gefahr sei vorüber. Was erfuhr ich aber später! Wäre der Aderlaß noch eine halbe Stunde aufgeschoben worden, so hätte er gar keine Wirkung mehr haben können, und dann wäre ich (ich erhielt ihn

um 4 Uhr) noch vor 5 unfehlbar am Lungenschlag gestorben! Sie sehen, der Tod ist nah an mir vorbeigeschritten, doch ich lebe, und wahrlich, ich brauche noch des Lebens bei der Fülle der Kräfte, die in meiner Brust tumultuieren. Was nun noch folgt, versteht sich von selbst: noch vierzehn Tage Betthüterei; dann acht Tage Stubenarrest, unerhörte Mattigkeit, langsames wieder zu sich selbst kommen des insolventen Körpers."

Nur schwer und langsam erholte er sich, — physisch, wie es in solchen Fällen oft geschieht, schneller als psychisch. Am 27. August steht im Tagebuch: „... Das Leben bringt mir nichts mehr: seit Eingang des Ablehnungsbriefes von Cotta nicht einmal Gedichte. Fahre wohl, Poesie! Nur hin und wieder eine Gelegenheit zur Ausschweifung: ein Trinkabend mit Jahnens oder —. Dieser Gedankenstrich ist keuscher Natur, hol' mich der Teufel, ich bin es auch. Arbeiten kann ich nicht mehr, ich bin ein Baum, der vertrocknet; zuweilen noch ein Knospenansatz, welcher der Wurzel die letzten Säfte raubt, ohne der Krone Schmuck zu verleihen. Essen und Trinken und dazu der Gedanke, daß ich's nicht mehr lange werde können, weil das Geld ausgeht; lange Mittagsschlafe — Wunsch zu reisen — Lesen in Leihbibliothekbüchern — Rezensionen — nachts ein dummer, dicker Schlaf; Träume, so öde und wüst wie Disteln auf Mistbeeten. Ohne viel an Selbstmord zu denken, ein Krampf in der Hand, als ob ich stets Pistolen abdrückte, und in den Schläfen eine Empfindung wie vom Druck der Pistolenmündung. Das lustigste, daß niemand ahnt, was in mir vorgeht; die Doktorin muß alle meine Münchener Briefe für Lügen halten, weil ich ihr ganz anders vorkommen muß. Ich bin in Gesellschaft heiter: soll ich denn für mich selbst schwarz gehen? Es ist genug, daß ich das Sterben übernehme!" Er wußte eben noch nicht, daß dieses seltsame Verstummen und Erstarren nur wie die Stille vor dem Sturm zu deuten war!

Hebbel sagte da von sich, daß der keuscher Natur sei, — aber ein Asket war er sicher nicht, wollte und konnte er nicht sein. Es wird wohl kaum einen jungen Mann geben, der, in schwerer Krankheit von einem, wenn auch älteren, aber immerhin noch

jungen, Weibe aufopfernd und rührend gepflegt, jahrelang von ihr aufs liebevollste und freundlichste umsorgt, in solcher inneren und äußeren Öde und Einsamkeit lebend, wie Hebbel es damals tat, dem Liebeswerben der Frau wiederstehen kann. Hebbel vermochte es nicht, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ihm aus dieser Tatsache einen Vorwurf machen darf. Mag man in bequemer Verurteilung die Rolle des Mannes nicht sehr schön finden, der sich von einer eigentlich ungeliebten Frau zur Liebe, zur körperlichen Vereinigung anreizen läßt — nun, dann darf man aber auch nicht vergessen, daß die innigste seelische Vereinigung zwischen Hebbel und Elise schon lange bestand, und daß die Bedürfnisse eines Menschen mit so gesteigertem Innenleben, mit so gehöhter Leidenschaftlichkeit, wie Hebbel sie hatte und in dieser Zeit der erhöhten Produktivität noch mehr haben mußte, nicht mit dem alltäglichen Maßstab zu messen sind. So unberechtigt die Urteile von Hinz und Kunz sind, die sagen, daß Hebbel, der Elise ja gar nicht wirklich liebte, erstens sich von ihr nicht unterstützen und zweitens sie nicht seine ungetraute Gattin werden lassen durfte, so unberechtigt wären die Ansprüche, die etwa andere Hinze und Künze aus Hebbels Handlungsweise für sich herleiten wollten. Das war ja eben die unsagbar tragische Verkettung in Hebbels Leben, daß er tatsächlich von der Fessel der Not durch Sand und Staub geschleift wurde, weil seine schwere und übersteigerte unbefriedigte Natur ihn immer wieder hemmte und belastete. Hebbel selbst hat das Wort geprägt von den Ausnahmen, die geduldet werden sollen, aber nur, solange sie selbst dulden. Dieser Satz ist zu einem Leitmotiv für seine ganze Dichtung geworden und könnte die Überschrift über sein Gesamtwesen und Leben bilden. Denn Hebbel war bei aller Heftigkeit und Gewalttätigkeit der Form der innerlich duldsamste und toleranteste Mensch für alle Ausnahmeerscheinungen im Leben, und weil er tiefer schaute, als die meisten jemals sehen, darum ist es der Inhalt fast aller seiner Dramen geworden, wie eben das Wesen der tragischen Verwicklung darin liege, daß jede Schuld gleichsam schuldlos aufgeladen wird und aus sich selbst zur Vernichtung führen

muß. Dieſes Bekenntnis zur ſchuldloſen Schuld, zur Notwendigkeit der Sünde mag nicht zum mindeſten aus dem eigenen Leben geſchöpft worden ſein.

Pſychologiſch iſt es ganz erklärlich, daß gerade die Unbefriedigtheit, der innere Kampf, die Hebbel aus dem Verhältnis zu Eliſe davontrug, ihren Ausdruck in der geſteigerten Produktivität dieſer Epoche haben. Der Konflikt, in den er geſtürzt war, brauchte eine Löſung, und ſie fand ſich in der „Judith", die Hebbel am 2. Oktober 1839 begann. Schon die bloße Tatſache, daß ſeine geiſtige Kraft nicht verſiegt war, erfüllte ihn mit einer zagenden Seligkeit. Er ſchreibt: „Geſtern fing ich meine Tragödie Judith an und ſchrieb ein paar Szenen, die mir gefielen. Heute ſchrieb ich fort, und es glückte wieder. Leben, Situation und Charakter ſpringen in körniger Proſa ohne lange bauſchige Adjektiva, die den Jambus ſo oft ausfüllen helfen müſſen, friſch und kräftig hervor. Gott, wenn das ginge! Wenn die bisherige Pauſe, dies Stocken des poetiſchen Stroms nichts bedeutet hätte als ein neues Bett! ich wäre glücklich! Von meiner Poeſie hängt mein Ich ab; iſt jene ein Irrtum, ſo bin ich ſelbſt einer!"

Die Produktion ſtockte nun nur vorübergehend, — Geldſorgen und die Konflikte mit der Schoppe ſtörten ſie. Hebbel wollte von Campe Vorſchuß auf ſeinen hiſtoriſchen Roman nehmen, aber dieſer ging nicht darauf ein, da blieb ihm als letzter Ausweg nur Eliſe, und am 15. Oktober ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Ihr und nur ihr verdanke ich, was ich bin!" Und für die Frau Schoppe und Hebbels Verhältnis zu ihr galt eben das früher einmal an Eliſe geſchriebene Wort: „Die im Leben glücklich Geſtellten ſollten wiſſen oder bedenken, daß die Not die Fühlfäden des inneren Menſchen nicht abſtumpft, ſondern verfeinert, dann würden ſie ſich ihrer Stellung nicht ſo oft überheben; denn gewiß geſchieht dies weniger aus Vorbedacht als aus Dummheit".

Indeſſen wurde der Konflikt diesmal noch beigelegt, und danach ging die Arbeit an der Judith weiter, auch am Weihnachtsabend „hat ihm ſein eigner Geiſt noch ſchnell ein ſchönes Weihnachtsgeſchenk gemacht, eine Szene an der Judith".

Seine „Jahresübersicht" hebt hervor, daß zwei Akte des Werkes fertig und das übrige in ihm bis fast ins letzte vollendet seien. Dann berührt er alle menschlichen Verhältnisse des Jahres und schließt: „Elise Lensing (ich schreibe ihren Namen deshalb ganz aus, weil ich mir bewußt bin, ihrer in meinem Tagebuch noch niemals so gedacht zu haben, wie sie es verdient) ist mein guter Genius, und daß die Doktorin, die mich in ihr Haus brachte, auf das Geschwätz niederträchtiger Waschweiber hin dies edle Wesen so grausam verleumden konnte, ist die Sünde, die ich ihr am schwersten vergebe. Elise ist es, die mich mit Aufopferung ihres ganzen kleinen Vermögens sowohl in Heidelberg als in München auf der Universität erhielt und die dafür keinen anderen Lohn begehrte als einen nicht gar zu unfreundlichen Brief! Was ich durch die Schoppe bekam, hätte mich kein Jahr notdürftig gefristet; Elise opferte sich selbst auf stickte und nähte Tag und Nacht und freute sich, wenn sie mich der drückendsten Verlegenheit entheben konnte. O du himmlisches reines Gemüt, das sich selbst nicht zu schätzen weiß, nur deinetwegen, nur um dich vor einer Lage, die dich ersticken muß, zu sichern, wünschte ich mir eine Zukunft, die mir mehr bringt als das Stück Brot für meinen eignen Magen! Ich war so oft hart gegen dich, ich habe dir so manche Träne entpreßt; wenn Gott mir das verzeiht, so brauch ich das übrige nicht zu fürchten. Du bist mir heilig, aber das Heilige reizt ebenso oft zur Empörung, wie es zur Anbetung zwingt. In deinem Namen schließe ich das Jahr! — Die sieben Nächte, die sie in meiner Krankheit bei mir wachte!"

Im neuen Jahr fragte er sich, welche Entscheidungen es und das Jahrzehnt ihm bringen werden, den Ruhm oder das Grab? Die Gedanken, die er dann eintrug, sind Holofernes-Gedanken, er lebte nur in seinem Werk, und schon am 3. Januar zeichnet er auf:

„Wegen meiner Judith befinde ich mich jetzt in einer inneren Verlegenheit. Die Judith der Bibel kann ich nicht brauchen. Dort ist Judith eine Witwe, die den Holofernes durch List und Schlauheit ins Netz lockt; sie freut sich, als sie

seinen Kopf im Sack hat, und singt und jubelt vor und mit ganz Israel drei Monde lang. Das ist gemein; eine solche Natur ist ihres Erfolgs gar nicht würdig, Taten der Art dürfen der Begeisterung, die sich später durch sich selbst gestraft fühlt, gelingen, aber nicht der Verschlagenheit, die in ihrem Glück ihr Verdienst sieht. Meine Judith wird durch ihre Tat paralysiert; sie erstarrt vor der Möglichkeit, einen Sohn des Holofernes zu gebären; es wird ihr klar, daß sie über die Grenzen hinausgegangen ist, daß sie mindestens das Rechte aus unrechten Gründen getan hat. Aber nun der Entschluß zur Tat! Nur aus einer jungfräulichen Seele kann ein Mut hervorgehen, der sich dem Ungeheuersten gewachsen fühlt; dies liegt in der Überzeugung des menschlichen Gemüts, in dem übereinstimmenden Glauben der Völker, in den Zeugnissen der Geschichte. Die Witwe muß daher gestrichen werden. Aber — eine jungfräuliche Seele kann alles opfern, nur nicht sich selbst, denn mit ihrer Reinheit fällt das Fundament ihrer Kraft, sie kann die Zinsen ihrer Unschuld nicht mehr haben, sobald sie ihre Unschuld selbst verlor. Ich habe jetzt die Judith zwischen Jungfrau und Weib in die Mitte gestellt und ihre Tat so allerdings motiviert; es fragt sich nur, ob Judith nicht hierdurch ihre symbolische Bedeutung verliert, ob sie nicht zur bloßen Exegese eines dunklen Menschencharakters herabsinkt."

Schon am 28. Januar verzeichnet das Tagebuch, daß er die letzte Szene der Judith geendigt habe, und am 7. Februar sieht er den ersten Druckbogen seiner Judith. Am 17. Februar schrieb ihm die Schoppe darüber:

„Ich habe, lieber Hebbel, die Nacht Ihre ‚Judith' gelesen; brauche ich Ihnen zu sagen, wie sie auf mich gewirkt, wie mich erfreut und erschüttert hat? Auf jeden Fall erwirbt sie Ihnen den Platz in der Literatur, der Ihnen mit Recht zukommt. Ich stelle Sie zum Shakespeare; damit ist, denke ich, alles gesagt, und da Sie mich nicht als Schmeichlerin kennen, wird Sie das erfreuen, sofern Ihnen mein Urteil nur etwas gilt. Wäre ich eine Eleonore, so erhielten Sie heute den Lorbeerkranz von mir; so bescheide ich mich, wie's sich für mich geziemt. Ob das

Stück für die Bühne so taugt, weiß ich nicht. Für mich ist kein Wort zuviel darin, und ich möchte keins darin missen; aber der Magen des Publikums ist durch schlechte und fade Nahrung zum Zwerge zusammengeschrumpft; jedenfalls wird man das, was man für allzu üppige Auswüchse erklären wird, beschneiden.

Kann es Sie erfreuen, so sage ich Ihnen, daß die ‚Judith' mich die ganze Nacht über wach erhalten hat, selbst als ich nicht mehr las . . .

Ich muß Sie erinnern, daß Ihre ‚Judith' und die Schlacht bei Hemmingstedt einen und denselben Geburtstag haben; heute vor 340 Jahren wurde sie geschlagen; beide sind ein Ereignis. Mir gab die Natur vor 19 Jahren an diesem Tage den Alphons; brachte ich auch nichts Großes zur Welt, so doch etwas Langes. Um 3 Uhr erwarte ich Sie; um 5 gehen Sie zu Herold, um 6 machen wir den Mummenschanz. Gott weiß, wie oft ich mich nach einer Narrheit und Dummheit sehne, um das abgestandene Leben mit farbigen Flicken aufzuputzen. Ich grüße Sie mit freudig bewegter Seele."

Durch ihre Vermittlung wurde das Stück an die Schauspielerin Auguste Stich-Crelinger nach Berlin geschickt, die mit folgenden Worten darauf antwortete:

„Welchen Genuß haben Sie mir, verehrte Frau, durch die Mitteilung der Judith verschafft! Auf mich hat das Stück gewirkt, wie ich mir einbilde, daß Italiens Sonne auf mich wirken würde. Es hat mich erwärmt bis in mein tiefstes Innerstes. Endlich einmal Kraft und Glut und Jugend vereint mit Bewußtsein; endlich einmal ein Werk, das uns einen dramatischen Dichter verspricht, der imstande sein wird, sich Bahn zu brechen durch die Alltäglichkeit und Glanz zu verbreiten an unserm dunkeln Theaterhimmel. Ich habe die Judith bis jetzt zweimal gelesen, und die Wirkung ist beide Male dieselbe gewesen. Ich erkenne in dem Verfasser einen so eminenten Beruf für dramatische Dichtkunst, daß ich ihm zurufen möchte, alles und jedes beiseite zu werfen und mit Aufbietung aller seiner Kräfte und seines ganzen Fleißes diese Richtung zu seinem Lebenszweck zu machen. — — Ich muß fürchten, daß Herr Hebbel nach Lesung

dieſes Briefes ſagt: da ſieht man unſere Zeit, da ſieht man das Publikum, da ſieht man die Schauſpielerin! Den ſchlecht verſteckten Obſzönitäten der franzöſiſchen Bühne lauſchen ſie begierig und aufmerkſam, wenn man aber die Menſchen in ihrer Leidenſchaft ſprechen läßt, ſo wie ſie ſprechen müſſen, da finden ſich die zarteſten Ohren verletzt, da halten ſie den Fächer vors Geſicht und ſchreien über Skandal. Es würde mich von dem Verfaſſer der Judith ein ſolcher Vorwurf nicht überraſchen; aber es ſollte mir wahrhaft leid tun, wenn er ſich dadurch veranlaßt fände, in ſeiner Oppoſition gegen die Bedingungen der realen Bühne zu verharren. Brauche ich nun nach obigem noch hinzuzufügen, welche große Freude es mir ſein würde, die Judith zu ſpielen? Sagen Sie dem Dichter, deſſen Brief in dieſem Augenblick zu beantworten mir die Zeit fehlt, das Schönſte, das Begeiſtertſte in meinem Namen, und Sie werden gewiß noch hinter dem zurückbleiben, was ſein Stück mir an Teilnahme und Bewunderung abgedrungen hat. Wo ich in ſeinem Intereſſe nützen und fördern kann, wird es gewiß mit wahrem Vergnügen geſchehen."

Kein Wunder, daß dieſes Stück mit ſeinem unerhört dramatiſchen Leben, mit ſeiner intuitiven Erfaſſung der Bühnenwirkſamkeit, mit ſeinen Volksſzenen voll Feuer und Charakteriſtik auf alle Leſer eine ſtarke Wirkung tat, kein Wunder auch, daß man Hebbel nach dieſem Erſtling ungeheure Erfolge und großen Ruhm prophezeihte, — aber dieſem Menſchen war es nicht beſtimmt, einen Erfolg zu genießen, wenigſtens nicht in den Werdejahren. So früh ſollte er nicht von der Kette losgebunden werden!

Gegen Holofernes machte man Einwendungen, man fand ihn übertrieben, man konnte nicht begreifen, daß ſolch ein Übermenſchentum ſich auf der modernen Bühne entfalten durfte. Zu dieſer Geſtalt, die außer dem Kraftüberſchwang, der unausgelöſt und unverbraucht aus Hebbels Seele floß, war ſicher auch die übergroße geniale Geſtalt Napoleons eine Anregung geweſen. In München hatte Hebbel ſich ausführlich mit einem Napoleon-Drama in Gedanken beſchäftigt. Aber war es das

Bewußtsein des mangelnden Abstands, der eine historisch-klare Erkenntnis und Darstellung verhinderte, oder war es, daß Hebbel diesen Dramenplan, wie so viele andere, nur auf spätere Zeiten hinausschob, — das Napoleon-Drama wurde nie geschrieben. Vielleicht kam ihm die Erkenntnis, die er später im Tagebuch notiert, daß Napoleon eine unsäglich nüchterne Erscheinung gewesen wäre, auch schon damals. Aber der Eindruck der gewaltigen Persönlichkeit, unter deren Schatten Hebbels Kindheit und Jugend stand, hat vielleicht doch die Gestalt des Holofernes beeinflußt.

Man hat den fünften Akt der Judith angefochten. Uechtritz, mit dessen Arbeiten sich Hebbel damals bei seiner Rezensententätigkeit für Gutzkows ‚Telegraph' beschäftigte, hat ihm, als sie schon Freunde waren, geschrieben, daß der biblische Stoff sich wohl doch nicht mit einer psychologisch-pathologischen Umgestaltung vertrage, wie Hebbel sie vorgenommen. Er fand auch, daß die geistig imponierende Wirkung des Holofernes nicht genügend motiviert sei.

Hebbel hat seine Judith-Auffassung im Gegensatz zur biblischen Gestaltung außer in der angeführten Tagebuchstelle noch in einem Brief an die Stich-Crelinger erklärt. Er schreibt:

„Judith und Holofernes sind, obgleich, wenn ich meine Aufgabe löste, wahre Individualitäten, dennoch zugleich die Repräsentanten ihrer Völker. Judith ist der schwindelnde Gipfelpunkt des Judentums, jenes Volks, welches mit der Gottheit selbst in persönlicher Beziehung zu stehen glaubte; Holofernes ist das sich überstürzende Heidentum, er faßt in seiner Kraftfülle die letzten Ideen der Geschichte, die Idee der aus dem Schoße der Menschheit zu gebärenden Gottheit, aber er legt seinen Gedanken eine demiurgische Macht bei, er glaubt zu sein, was er denkt. Judentum und Heidentum aber sind wiederum nur Repräsentanten der von Anbeginn in einem unlösbaren Dualismus gespaltenen Menschheit, und so hat der Kampf, in dem die Elemente meiner Tragödie sich gegenseitig aneinander zerreiben, die höchste symbolische Bedeutung, obwohl er von der Leidenschaft entzündet und durch die Wallungen des Blu-

tes und die Verirrungen der Sinne zu Ende gebracht wird. Die Erscheinung des Propheten ist gewissermaßen der Gradmesser des Ganzen; sie deutet auf die Stufe der damaligen Weltentwicklung, sie zeigt, daß das geschaffene Leben noch nicht so weit entfesselt war, um der unmittelbaren Eingriffe der höchsten göttlichen Macht enthoben zu sein und sie entbehren zu können. Eine Kritik, die nicht zum Kern meines Werks durchdränge, könnte fragen, wie Judith durch eine Tat, die Gott durch seinen Propheten verkündigte und dadurch zur Notwendigkeit stempelte, in ihrem Gemüt vernichtet werden könne; sie könnte hierin einen Widerspruch erblicken. Aber hier wirkt der Fluch, der auf dem gesamten Geschlecht ruht; der Mensch, wenn er sich auch in der heiligsten Begeisterung der Gottheit zum Opfer weiht, ist nie ein ganz reines Opfer, die Sündengeburt bedingt den Sündentod, und wenn Judith auch in Wahrheit für die Schuld aller fällt, so fällt sie in ihrem Bewußtsein doch nur für eigne Schuld. Hieran aber knüpft sich der Schluß des Stücks in seiner unbedingten Notwendigkeit. Die Wage muß, weil keine irdische Ausgleichung denkbar ist, in beiden Schalen gleich schweben, und der Dichter muß es unentschieden lassen, ob die unsichtbare Hand über den Wolken noch ein Gewicht hineinwerfen wird oder nicht." Und weiters: „Meine ganze Tragödie ist darauf basiert, daß in außerordentlichen Weltlagen die Gottheit unmittelbar in den Gang der Ereignisse eingreift und ungeheure Taten durch Menschen, die sie aus eigenem Antrieb nicht ausführen würden, vollbringen läßt. Eine solche Weltlage war da, als der gewaltige Holofernes das Volk der Verheißung, von dem die Erlösung des ganzen Menschengeschlechts ausgehen sollte, zu erdrücken drohte. Das Äußerste trat ein, da kam der Geist über Judith und legte ihr einen Gedanken in die Seele, den sie (darum die Szene mit Ephraim) erst festzuhalten wagt, als sie sieht, daß kein Mann ihn adoptiert, den nun aber auch nicht mehr das bloße Gottesvertrauen, sondern nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur, die niemals ganz rein oder ganz unrein ist, zugleich mit die Eitelkeit ausbrütet. Sie kommt zum Holofernes, sie lernt den ‚ersten und letzten Mann der

Erde' kennen, sie fühlt, ohne sich dessen klar bewußt zu werden, daß er der einzige ist, den sie lieben könnte, sie schaudert, indem er sich in seiner ganzen Größe vor ihr aufrichtet, sie will seine Achtung ertrotzen und gibt ihr ganzes Geheimnis preis, sie erlangt nichts dadurch, als daß er, der vorher schon mit ihr spielte, sie nun wirklich erniedrigt, daß er sie höhnend in jedem ihrer Motive mißdeutet, daß er sie endlich zu seiner Beute macht und ruhig einschläft. Jetzt führt sie die Tat aus, sie führt sie aus auf Gottes Geheiß, aber sie ist sich in dem ungeheuren Moment, der ihr ganzes Ich verwirrt, nur ihrer persönlichen Gründe bewußt; wie der Prophet durch den Samaja, so wird sie durch ihre Magd, durch die einfach-menschlichen Betrachtungen, die diese anstellt, von ihrer Höhe herabgestürzt; sie zittert, da sie daran erinnert wird, daß sie Mutter werden kann. Es kommt ihr aber auch schon in Bethulien der rechte Gedanke: wenn die Tat von Gott ausging, so wird er sie vor der Folge schützen und sie nicht gebären lassen; gebiert sie, so muß sie, damit ihr Sohn sich nicht zum Muttermord versucht fühle, sterben, und zwar muß sie durch ihr Volk den Tod finden, da sie sich für ihr Volk als Opfer dahingab. Das Schwanken und Zweifeln, worin sie nach ihrer Tat versinkt, konnte sie allein zur tragischen Heldin machen, auch können und dürfen solche Zweifel gar nicht ausbleiben, da der Mensch selbst in den Armen eines Gottes nicht aufhört, Mensch zu sein, und da er, sobald der Gott ihn losläßt, augenblicklich in die rein menschlichen Verhältnisse zurücktritt und nun vor dem Unbegreiflichen, was von ihm ausgegangen ist, erbebt, ja erstarrt."

Während er so noch mit seinem Werk beschäftigt war, während er glücklich war über die Wirkung der Judith und nur in der richtigen Erkenntnis seines Lebensgesetzes vor dem bangt, womit dies Glück würde bezahlt werden müssen, ziehen sich auch schon Wolken zusammen. Der Konflikt mit der Schoppe wird wieder brennender. Erstens erging sie sich in allgemeinen und besonderen Verleumdungen und Beleidigungen Elisens, die Hebbel weder in Ruhe anhören noch mit irgendeiner auch den Philistern erkennbaren Berechtigung zurückweisen konnte.

Er hörte außerdem, was ihn tief verletzen mußte, daß die Schoppe die Gelegenheit benützt hatte, um zugleich mit seiner Judith ein eigenes unbedeutendes und rührseliges Stück an die Stich nach Berlin zu senden. Wer die Verhältnisse in der Literatur beurteilen kann, weiß, daß so etwas schon manchmal vernichtend für das wertvollste Werk gewesen ist!

Und was ebenso schlimm, ja noch viel schlimmer ist, Elise scheint krank zu sein. Hebbel notiert am 8. März: „Elise ist krank, ich fürchte, sehr krank! Ich kann mich über so viel Schönes, das diese Zeit mir brachte, nicht freuen, solange dies dauert. Gott! Sie ist die letzte, die mir die Welt erträglich macht! Und ich hab so viel, so unendlich viel gegen sie gutzumachen! Der Gedanke — ich will ihn nicht denken — er könnte mich vernichten! Es ist fürchterlich, daß man so innig miteinander verflochten sein und doch allein sterben kann! Gnade, Gnade!"

Und am 19. März: „Wie glücklich könnt ich jetzt sein, wenn Elise nicht so krank wäre! Meine Judith erregt allenthalben und in den verschiedensten Kreisen Enthusiasmus. Heute abend bei Loh sagte mir Töpfer: sie hätte ihm tagelang in den Knochen gelegen und ihm das Selbstschaffen unmöglich gemacht; seit langen Jahren sei das die erste Erscheinung, die ihn im tiefsten aufgeregt habe. Er las mehrere Szenen daraus; wunderschön! — Ach, Gott wird doch nicht alle Knospen aus meiner Seele hervorlocken, um sie dann auf einmal zu ersticken! Nein, meine teuerste, geliebteste Freundin muß wieder gesund werden."

Bald stellte sich heraus, was Elisens Krankheit ist, sie ist schwanger. Über die moralische Bedeutung dieses Falles weiß Hebbel sich selbst und wohl auch Elise zu trösten mit der Erkenntnis: „Wenn ein begangener Fehler einen neuen, bisher verschlossenen Pflichtkreis öffnet, so ist er gerechtfertigt. Ein Mädchen, das Mutter wird."

Aber andere Sorgen schließen sich daran, für die er sich keinen Trost weiß; das Gespenst der Not guckt grimmig über seine Schulter: „Ich will die lenkende Macht nicht beleidigen, aber ich fürchte, jene alte Erfahrung, die ich so oft machte, wird

ſich aufs neue beſtätigen. Die Hoffnungen werden in meiner Seele bis auf den höchſten Grad geſteigert, um ſich dann auf einmal in Luft aufzulöſen. Was ſoll ich anfangen, wenn auch die Judith ohne Erfolg bleibt! Eliſe hat nichts mehr, und ich habe die Qual, daß ich ihr Weniges zum größten Teil aufgebraucht habe, ohne ihr Erſatz leiſten zu können. Oh!"

Und dazwiſchen immer die kleinliche Quängelei, die Beleidigungen durch die Schoppe! Was Hebbel da gelitten haben muß, wie zerriſſen er war zwiſchen einer pflichtmäßigen Dankbarkeit gegen die Frau, die ihm den erſten Schritt ins Leben zu machen geholfen hatte, und der berechtigten Erbitterung gegen ſie, die nach ſeinem Ausdruck mit ihren 200 Talern arg wucherte, das iſt nicht auszuſprechen, nur nachzufühlen. Das wird nur der voll empfinden können, der ſich aus Tiefen immer mit dem Mangel kämpfend, allen Demütigungen ausgeſetzt, emporarbeiten mußte, — nur der Proletarier wird es voll verſtehen!

So gequält von der bangen Sorge um die „liebſte Freundin", die ihm aber auch damals nicht „die Geliebte" heißt, ſchrieb er das „Memorial" an die Schoppe, in dem er ihr unumwunden mitteilte, wieviel er Eliſen, wie wenig er ihr verdanke.

In dieſem Sommer aber trat ihm die Liebe wirklich nahe. Ein junges Mädchen, Emma Schröder, löſte ſie in ihm aus. Und mit der ganzen naiven Grauſamkeit ſeiner Natur, die rückſichtslos ehrlich Eliſen auch in dieſer Zeit nicht über ſeine wahren Gefühle für ſie täuſchte, obwohl er mit aller Mannhaftigkeit zu ihr ſtand, macht er die zur Erholung verreiſte Freundin zur Vertrauten ſeiner Gefühle. Am 19. Juli ſchreibt er ihr:

„Advokat Schütze war da, etwas Pedant, ſtarr, dem aber zur rechten Zeit durchs Reden der Hals zugeht. Zugleich Fräulein Emma Schröder, die mir gefiel wie noch ſelten ein Mädchen. Seit dem Tag, daß ich dies liebliche Weſen ſah, bin ich, wie im Rauſch, voll im Herzen wie im Kopf. Du wirſt Dich deſſen freuen, wenn ich Dir ſage, daß ich dem innerlichen Erſticken nah war. Die Welt drängte auf mich ein wie ein zu-

FRIEDRICH HEBBEL

Friedrich Hebbel in jungen Jahren

sammenfallendes Gewölbe; es war ein Flüchten ins Tiefste hinein, ein Schlüpfen und Verstecken in den verborgensten Winkel. Jetzt bin ich wieder frei, und es kommt etwas aus mir heraus. Wer einer ist wie ich, der hat eigene Lebensbedingungen; er kann nun einmal nicht eine Schemaexistenz führen, er muß nach oben und nach unten greifen und wird freilich oft ein Menschenfresser. Gott hat das so eingerichtet. Auch Deine Gesundheit wurde getrunken. Ich brachte die Schröder zu Hause. Gönnst Du es mir? Gewiß."

Am 20. verzeichnet er im Tagebuch: „Gestern war ich glücklich, strömend-voll. Emma Schröder, welch ein liebliches Mädchen! Die Rose, die sie mir schenkte, berauscht mich noch mit ihrem Duft."

Am 25. Juli wieder an Elise: „Zum Arbeiten komm ich noch immer nicht. Emma möcht ich alle Tage sehen, dann würd ich sprudeln. Es ist doch wahr, Liebe ist etwas anderes als Freundschaft, und es ist auch wahr, Liebe knüpft sich an Schönheit und Jugend. Schlimm genug, das Ewige ans Vergänglichste, das Wahrste, Tiefste, Innerlichste an das, was oft täuscht. Aber niemand verändert die Welt und die Menschennatur, und nichts muß man schmerzlicher bezahlen, als wenn man im Zustand der Dürre und Leere sich ins Gefühl hineinlügt. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß alle meine Verhältnisse so manches enthalten, was sie nicht enthalten sollten. Gewiß liegt die Schuld größtenteils an mir; aber gewiß würde ich auch die Schuld unendlich vergrößern, wenn ich, um mir und anderen ein vorübergehendes Weh zu ersparen, nach gemachter einschneidender Erfahrung nicht den Mut hätte, auf das, was in seiner jetzigen Gestalt nicht fortbestehen kann, hinzudeuten. Die Welt ist so groß, so groß, mein Herz ist so unergründlich tief, ein Frevel, eine selbstmörderische Sünde wäre es, wollt ich mir jene absperren und dieses unter Schloß und Riegel legen. Jeder Schacht, woraus gediegenes Gold hervorkommt, ist zugleich ein Abgrund, worin man den Hals brechen kann, aber soll man ihn darum verschütten? Vergib mir, Elise, aber bedenk auch, daß dies alles wahr ist. Das Verhältnis in München muß

ich aufheben, es geht nicht länger. Das mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. Wenn ich ein anderes anknüpfe — auch das geht vorüber, und die Zeit kommt, wo ich mit Gleichgültigkeit darauf zurückblicke. Aber, ein Tropfen Kühlung für die unendliche Glut, ein Trunk, der mir alle Sinne schwellt, ist das nicht göttlicher Gewinn? Emma hat mir eine Rose gegeben, sie ist verwelkt und liegt in meinem Schreibtisch, aber sie duftet mir köstlicher wie ein ganzes Beet. Was ist doch die Liebe! Die Welt drängt sich ins Mädchen zusammen, ihre glühende Lippe ist der Zentralpunkt aller möglichen und denkbaren Wonne, und der Mensch ist ganz Durst. Ich hätte sie küssen können, warum hab ich's nicht getan? Aus Furcht, aus Verlegenheit unterblieb es nicht, die waren mir fern; ich ließ es, glaub ich, weil ich konnte, weil ich — — Hör auf!"

Und am 27. findet sich die für sein lichterlohes jünglinghaftes Brennen charakteristische Eintragung im Tagebuch: „Gestern abend erhielt ich von Emma ein Briefchen. Ich hatte ihr Gedichte und die Judith geschickt. Wie selig hat es mich gemacht! Meine Adern wollten springen, ich konnte mich erst um 1 Uhr zur Ruhe legen. Ich freue mich, daß ich noch solcher Gefühlsaufregung fähig bin. Heute erzählte ich's Jahnens. Er nahm es, wie es mir vorkommen wollte, sonderbar auf, und Angst, als ob ich das schöne Verhältnis dadurch vernichtet hätte, daß ich gegen meinen Freund mein Entzücken darüber aussprach, bemächtigte sich meiner um so mehr, als er dieses nur gezwungen zu teilen schien."

Dieser Freund, Jahnens, den er durch die Schoppe kennen gelernt hatte, der auch mit Elise befreundet war und in Hebbels Konflikt mit seiner früheren Beschützerin sich auf die Seite des Dichters gestellt hatte, konnte das neu angeknüpfte Verhältnis unmöglich mit dem Jubel begrüßen, mit dem der Dichter es tat. Vielleicht durchschaute er auch, schärfer blickend, was Hebbel sich damals noch verbarg, was ihm aber bald bewußt werden sollte, daß diese Beziehung nur von kurzer Dauer sein mußte. Indessen entstand aus dem gesteigerten Gefühlsleben, in das

ihn alle die auf ihn eindrängenden Konflikte versetzt hatten, die Genoveva. Sie ist, der Periode, der sie entstammte, entsprechend, wohl das verworrenste und ungesundeste Stück, das Hebbel geschaffen hat, aber sie ist doch, wie er, nicht gerade auf dieses Stück bezüglich, einmal in seinem Tagebuch als Zug verzeichnet, mit einer in Herzblut statt in Tinte getauchten Feder geschrieben. Wenn man die Äußerungen über seine Beziehungen zu Elise vergleicht, die er in dieser Zeit schrieb, dann sind sie wie lauter Monologe Golos. Der Brief vom 3. September und die Tagebuchbemerkung vom gleichen Datum sind charakteristisch:

„Gestern abend um 9 Uhr ist Elise abgereist. Nachbarn vor den Türen. Lauwarmer Abend ohne Kühlung. Ihr Wunsch, daß es regnen möge. Das betrachtend vor ihr stehende Hänschen. Warten auf den Wagen; Sitzen auf Treppen und Bänken. Ich begleitete sie. Sie brachte die Sachen ins Haus; dann kam sie wieder heraus und ging noch eine kleine Strecke mit mir. Wenn ich daran denke, was bevorsteht, so will das Herz mir brechen. O Gott, wenn du auf mein Gebet jemals gehört hast, so halte deine Hand über sie! Nie, nie habe ich ihresgleichen gesehen. Sie hat einen Adel des Herzens, der allen Adel des Geistes übertrifft. Auch keine Spur von Egoismus. Ach, wenn ich sie oft quälte, sie fanatisch im Tiefsten verletzte — immer sprangen nur schönere Funken aus ihrer Seele hervor, so daß ich mitten im leidenschaftlichen Frevel vor ihrem Lächeln, ihren Tränen oft plötzlich erstarrte, als ob ich einen Engel gegeißelt hätte, der sich nur dadurch rächen mag, daß er seine herrliche Natur zeigt. Sie ist ein Brunnen unerschöpflicher Liebe. Womit ich es verdient habe, daß ein solches Wesen sich mir in seinem Tiefsten ergeben hat, weiß ich nicht. O Gott, halt über sie deine segnende, schützende Hand! Laß sie gesund in ihre Kammer, wovon sie mit so schwerem Herzen Abschied nahm, zurückkehren! Ich finde keine Worte für mein Gefühl, ich kann nur beten wie ein Kind. Wie stach's mir durchs Herz, als sie gestern mittag sagte: iß noch ein paar Bohnen! und dann zu weinen anfing und ausrief: ich kann nicht davor, ich denke, wenn das unsre letzte Mahlzeit wäre!" — —

„Mein ganzes Herz, jeder meiner Gedanken, war gestern abend, als ich zu Hause kam, bei Dir; ich hörte Deine Seufzer, Deine Empfindungen drangen mir in meine Brust, Deine Gedanken vermischten sich mit den meinigen; es trieb mich, Dir aus voller Seele zu schreiben, was ich dachte und fühlte. Aber ich konnte nicht, ich fand eine Korrektur vor, und als ich diese gemacht hatte, fühlte ich mich so erschöpft, daß ich mich wider Willen dem Schlaf überlassen mußte. Ich schlief fest und träumte von einer schönen Schlange, die mir nicht, wie diese Tiere doch im Wachen tun, Abscheu einflößte, sondern Wohlgefallen; ein gutes Zeichen! Auch mit Dir führte der Traum mich zusammen, doch weiß ich nicht mehr, wie. Heute morgen ist mir noch ganz so wie gestern abend, mein Herz ist zugleich erhoben und in Wehmut aufgelöst, alle Quellen des Lebens und der Poesie rauschen auf in Leid und Lust; arbeiten kann und will ich nicht, so wenig wie einer, dem unerwartet und plötzlich ein himmlisches Sakrament gereicht wird, seinen Beruf, und wär's auch noch so nötig, versehen kann und mag. Ich möchte den ganzen Tag vor Dir auf den Knien liegen und Dich um Vergebung bitten, daß ich Dich so oft gequält, im Tiefsten verletzt, bitter geschmäht habe. O, es ist oft eine solche Verwirrung in meiner Natur, daß mein besseres Ich ängstlich und schüchtern zwischen diesen chaotischen Strömen von Blut und Leidenschaft, die durcheinanderstürzen, umherirrt; der Mund ist dann im Solde der dämonischen Gewalten, die sich zum Herrn über mich gemacht haben, und ganz bis ins Innerste zurückgedrängt, sitzt meine Seele, wie ein Kind, das vor Tränen und Schauder nicht zu reden vermag und nur stumm die Hände faltet und erst, wenn der Sturm sich gelegt hat, wieder zum Vorschein kommt. Das kommt von der Erinnerung an frühere Jahre, die ich noch nicht ganz los bin, von dem Druck der Gegenwart, von der Furcht vor der Zukunft; auch wohl, weil der Geist oft, wie Jakob, mit Gott ringen muß und dabei in eine Untiefe hineingerät. Ach, wenn ich mich so im Einzelnen betrachte, in diesem und dem, was ich getan habe, mein Bild zu erkennen suche, so scheint mir alles eitel Stück- und Fetzenwerk; aber doch glaube ich, wenn ich

nicht in gar zu verzweifelten Zuſtänden bin, daß ſich in dem Ganzen auch Spuren des Beſſeren finden laſſen. Wie hoch ſtehſt Du über mir, Du, die Du ſo ganz Liebe biſt, Du, bei der ich von dem Fluch und der Schande unſeres ganzen Geſchlechts, dem Egoismus, nie etwas entdeckte, nie auch nur ſo viel, als nötig iſt, den Menſchen im Kampf mit der feindlichen, nichtswürdigen Welt zuſammenzuhalten! Niemals, das glaube mir, habe ich Dich verkannt, in meinem Wahnſinn habe ich Dich wohl zuweilen boshaft und gegen mein beſſeres Wiſſen und Wollen beſchmutzt, aber gleich darauf habe ich auch immer wieder Dein edles Bild mit inneren Tränen (äußere ſind mir verſagt) reingewaſchen. Ach, es iſt ſchändlich genug, daß wir uns, um uns nur zu behaupten, ſelbſt lieben müſſen, daß wir uns, trotz des Ekels, den wir an uns empfinden, trotzdem, daß wir uns in unſeren beſten Stunden ſteinigen möchten, ſelbſt lieben müſſen, obgleich dies bedingt, daß wir das Beſſere haſſen müſſen. Aber wohl dem, der, wie Du, auf Koſten ſeines äußeren Friedens, dies ſchlechte Grundgeſetz der Exiſtenz bricht, um ſo recht den inneren zu gewinnen. Es iſt heraus aus meinem Herzen, das Beſte, was darin war, nun will ich ſchließen; ich fühle mich matt wie einer, der ſein Blut verlor; nimm's hin, teuerſtes Weſen, was Dir gehört! Der Segen deſſen, in dem wir alle nach den ſchönen Worten des Apoſtels leben, weben und ſind, ſei mit Dir! Ewiglich, ewiglich Dein F."

Sachlich und aus einer gewiſſen Lebensferne die Zeit und das Werk, das ihr entſproß, betrachtend, ſchreibt Hebbel, am 14. Juni 1858 an Franz Dingelſtedt darüber:

„Mein Gott, wie recht hat Goethe mit ſeinem Ausſpruch, daß die Jugend ihre beſten Kräfte in unnötigem Aufwand verpufft! Dieſe Genoveva iſt nun auch ſolch ein Stück, worin das Pulver bloß deswegen verſchoſſen wird, weil es vorhanden war. Es ſtehen Dinge darin, die ich malgré moi noch jetzt achten muß, und dicht dabei andere, wegen deren ich mir zur Beſchwichtigung meiner Gewiſſensbiſſe von Menzel und Julian Schmidt zugleich eine Baſtonade ausbitten möchte. ‚Du biſt wie eine Ader, die zerſpringt', hätte man dem Verfaſſer zurufen

können; viel Blut und sogar Lymphe! Gut scheint mir auch jetzt noch, wo ich auf das Ganze mit nüchternen Augen wie auf die verworrenen Bilder eines erlöschenden Traums zurückblicke, das Gemälde der entstehenden Leidenschaft in den ersten zwei Akten. Erschütternd hat, auf mich selbst wie auf das Publikum, bei der Darstellung der Schluß gewirkt, sowohl der fünfte Akt als der Epilog; namentlich das Verhältnis der beiden Männer zueinander. In Akt drei und vier ist die Gesindestube nicht zu verachten, und den tollen Klaus, der dort angelegt wird, halte ich mit seinem zur Zeit der gänzlichen Verlassenheit aufflammenden Gottesbewußtsein für die höchste Spitze des Werks. Aber sonst geht es so labyrinthisch darin her, daß ich selbst mich verirre, wenn ich keine Brille aufsetze. Genoveva selbst, an sich nicht eben ärmlich ausgestattet, hat man doch mit Recht zu bildmäßig passiv gefunden. Das konnte freilich bei meiner Absicht nicht anders sein, aber es fragt sich, ob ich diese Absicht haben durfte, worüber ich nicht zu entscheiden wage. Denn das Stück ist eigentlich ein zweiter Teil der Judith, es führt das leidende Opfer, die Heilige vor, wie diese das handelnde, die Heroine, die tötend stirbt, und beide zusammen schließen so den Kreis der jüdisch-christlichen Weltanschauung ab. Aus derselben Wurzel erwuchs auch Golo, der seine Dialektik, sein Belauschen der Zwiespältigkeit unserer Natur allerdings viel zu weit treibt, der aber doch am Schluß sittlich höher steht als am Anfang, trotz Blut und Schuld, und das furchtbare Wort zu Ehren bringt, daß das Böse nicht im Keim erstickt, sondern nur in der Frucht abgeschüttelt werden kann. Sogar Margareta, an und für sich scheußlich verzeichnet, weil individuell motiviert statt aus dem mittelalterlichen Volksglauben einfach abgeleitet, ist darauf zurückzuführen, weil das hellste Licht (in Genoveva) den tiefsten Schatten (in ihr) bedingte. Ebenso Jude und Türkin, obgleich in gut-altdeutscher Manier à la Cranach vedutenmäßig hingestellt. Der Hauptfehler war, daß ich zu früh an diese Riesenaufgabe kam. Sie verlangte die höchste Reife des Geistes, und ich hatte noch zu viel mit dem lieben Herzen zu tun. Denn warum leugnen, was mancher Kritiker heraus

gefühlt hat: ich selbst steckte in einer gar heißen Situation, als Golo entstand. Und wenn ich auch, ohne darum mit einer hohen Ästhetik oder gar mit Schiller anbinden zu wollen, von dem Prinzip, daß man das erste Liebeslied erst schreiben soll, wenn man sich versucht fühlt, dem Idol die erste Ohrfeige zu versetzen, nicht viel halte: hier geht der Puls doch noch zu stark. Aber freilich, er geht wirklich, und das ist denn doch immer auch schon etwas. Ich durfte daher mit Recht lachen, als ich die ‚christliche Tragödie' des Herrn von Redwitz las und dabei an meine eigene dachte, in der Himmel und Hölle zwar wunderlich durcheinanderschießen, aber doch auch durch innere Bezüge nach den Grundbedingungen des Christentums miteinander verknüpft sind und sich nicht dumm und abstrakt wie heiß und kalt im russischen Bade gegenüberstehen. Übrigens war Genoveva mein erster dramatischer Gedanke; schon in Wesselburen (so heißt ein Ort in einem Ländchen, welches Dithmarschen heißt und früher nur Pferde ausführte, jetzt aber auch Poeten liefert, z. B. mich und Klaus Groth) habe ich damit gespielt."

Übrigens ist charakteristisch, daß schon in seinen ersten Werken die epigrammatische Kürze sich zeigt, die Uchtritz in seinem Brief vom 21. September 1854 an Hebbels Werken im allgemeinen hervorhob, ebenso wie auch hier sich die Fähigkeit kennzeichnet, in wenigen Strichen Zeit- und Volkskolorit festzuhalten. Hebbel hatte nicht Unrecht, hierfür die Szene mit dem Juden anzuführen, die sicher außerordentlich eindringlich ist. Merkwürdig ist, daß Uchtritz zu einem so befriedigenden Gesamturteil kam, obgleich er im einzelnen verschiedene Einwände erhob. Und seltsam mag es Hebbel berührt haben, daß der Freund, der das Selbstporträt im Golo nicht mehr erkennen konnte, von Golos Verruchtheit wie von seinem raphaelischen Adel schrieb.

In derselben Zeit ungefähr haben auch zwei Gedichte ihre Entstehung gefunden, die, so verschieden sie in Stimmung und Inhalt sind, doch den Inhalt dieser Epoche zusammen wiedergeben. Es ist „Virgo et Mater", das das Verhältnis Elisens zum Leben, und „Sie seh'n sich nicht wieder", das die Trennung

Hebbels von Emma Schröder bezeichnet, die durch allerlei Klatsch verursacht wurde. Das erste der beiden Gedichte wurde in gewissem Sinne bald Wahrheit. Am 5. November steht im Tagebuch: „Welch ein Tag! Gott lasse mich so den zweiten nicht erleben! Heute, am 5. November 1840, einem Donnerstag und Bußtag, wurde mir mein Sohn geboren. Aber was hat die arme Mutter ausgehalten! Gott, nimm sie in deinen heiligen Schutz! Unmenschlich. Noch höre ich ihr Geschrei, sehe ihre verstörten Blicke. Instrumente wurden angewandt. Das Kind kam zehn Minuten nach zwei Uhr. Ich bin matt und angegriffen."

Elise war nicht mehr jung, nicht kräftig, die ganze Zeit mit ihren Sorgen und Qualen, der heftige, durch diese und noch durch sein persönliches Dichterschicksal erregte Hebbel — was hat nicht alles auf dieser Frau gelastet, ehe sie Mutter wurde! Am 7. November schreibt Hebbel:

„Elisens Entbindung ist eine solche gewesen, wie der seit 18 Jahren praktizierende Arzt noch keine erlebt zu haben bekannte. Was ich im Nebenzimmer empfand, weiß Gott. Der Knabe ist ganz mein Ebenbild: Nase, Kinn, Augen wie ich, sogar langes blondes Haar, außerordentlich stark und groß, kräftig in jeder seiner Bewegungen. O, es ist doch auch ein schönes Gefühl, Vater zu sein, müßte man's nur nicht so teuer erkaufen. Dennoch möcht ich mich in diesem Augenblick nicht mit meinen Wünschen zwischen dem Ewigen und das Neugeborene stellen. Nur Segen! Und nicht ganz wie ich! Über Nacht wachte ich bei meiner Geliebten. Eine leidliche Nacht. Der Herr wende alles zum Besten! Ach, sie ist eine himmlische Natur; edel, gehalten, selbst im höchsten Schmerz. Ihre Liebe zum Kinde und zu mir grenzenlos. Als ich Donnerstag ausging, begegneten mir Schafe. Gutes Zeichen. Später ein auf dem Arm getragenes jauchzendes Kind. Sie zu mir: ‚Dein Haar, Deine Züge!' Mit bleichem Mund, selbst zum Lächeln zu entkräftet."

Nachdem Elise wieder hergestellt war, mildern sich die Sorgen nicht, im Gegenteil, sie verschärfen sich nur, und aus ihnen heraus steigert sich die Quälerei, unter der auch Elise — und

sie am meisten — zu leiden hat. Die Golo-Stimmung in Hebbel wird immer stärker; er notiert im Januar 1841: „Einen Engel schlagen und dabei verlangen, daß er nicht Blut und Tränen vergießen soll. Ich bin ein solcher Hund, der das verlangt." Und dann am 21. Januar: „Von Cotta wegen Judith abschlägigen Bescheid. Ein anderer Kerl in Leipzig, dem ich Erzählungen antrug, antwortete nicht einmal. Gott, ich will ja nicht viel: nur die Existenz! Wende doch das entsetzlichste Schicksal von mir ab, daß ich im Gefühl bedeutender Kräfte nicht diese Kräfte selbst verfluchen lerne, weil sie mir nicht so weit helfen als die Geschicklichkeit seiner Fäuste einem Tagelöhner!" In dieser Zeit vergaß Hebbel sein schönes, stolzes Wort: „Kraft ist Ersatz für Glück, darum hat sie keines!"

Aber in den Sommermonaten, als die Arbeitskraft wiederkehrt, rafft er sich auch wieder auf, und die Stimmung wird besser. Am 27. August schreibt er: „Heute habe ich meine Genoveva, nachdem ich sie nach langen Wehen zu meiner Zufriedenheit abgeschlossen, an die Berliner Bühne abgesandt. Das ist wieder ein Wurf, von dem man noch hoffen kann, daß alle Augen oben liegen." Sicherer klingt die Eintragung vom 27. September: „Heute habe ich das an Campe verkaufte Manuskript meiner Gedichte geendigt und abgeschlossen. Das ist eine schwere Aufgabe gewesen, dies Tuschen und Retuschieren an den früheren Sachen, ich glaube aber, ich habe ihr genügt."

Der 20. Oktober bringt den Rückschlag für die früheren Hoffnungen: „Heute erhielt ich meine Genoveva von Berlin mit einem höflich ablehnenden Briefe der Intendanz zurück. Sie wird nicht angenommen, weil Herrn Raupachs Genoveva sich auf dem Repertoire befindet. Übrigens sei sie mit großem Interesse gelesen worden. Ich sehe es kommen, es wird mir gehen, wie es schon anderen auch ging. Wäre nur nicht Elise und Max, so könnt' ich's mit größerer Ruhe ansehen."

Wäre nicht Elise und Max — das ist der springende Punkt. So unendlich lieb sie ihm ist, so ist sie doch nicht seine Geliebte. Aber Max ist sein Kind. Er fühlt die ganze Verantwortung, die das umschließt, und er weiß, daß Mutter und Kind untrenn-

bar vereint, nicht nur in der Seele des Weibes, auch in seiner Seele, auch in seinem Pflichtgefühl sein müssen. Und wieder unter dem Druck — immer belastet, immer in innerlichem Zwang und Zerrissenheit — produziert er, produziert diesmal dasjenige, was Zwang und Druck am wenigsten erträgt, was innere Freiheit, Laune und Heiterkeit beansprucht, ein Lustspiel, den „Diamant". Hebbel war kein übermütiger Liebling der Grazien, der über den Dingen stand und über sie spotten durfte, weil er es mit herzlichem Lachen konnte. Sein Lachen ist bitter. Er bekämpft die Dinge und hat nur die Ironie für sie, die kalt ist, nicht den warmen Humor. Hebbel hat nicht einen komischen Charakter mit aller Komik seiner Umgebung dargestellt. Er hatte eine Idee, eine satyrisch-komische Idee, die er von mehr oder minder komischen Charakteren tragen läßt — und so merkt man immer die Absichten des Dichters, man fühlt, daß er erheitern will, und weil man diese Absicht nie vergessen kann, sieht man sich auch genötigt, seine ganze Verstandesarbeit mitzumachen, und ermüdet, — was gewiß nicht der Zweck eines Lustspieles sein kann. Wenn Hebbel — sicher in bezug auf den Diamanten — in seinem Tagebuch schreibt: „Menschen, die wenig Verstand haben, werden leicht viel Phantasie zu besitzen scheinen. Das kommt aber nicht daher, daß dies Vermögen bei ihnen wirklich in einem höhern als dem gewöhnlichen Grade vorhanden ist, es kommt nur daher, weil die Dinge auf sie verworrene Eindrücke machen und eben, weil der Verstand, der alles auf seine ursprünglichen Erscheinungsgründe zurückzuführen sucht, bei ihnen nicht tätig ist, zu allerlei wunderlichen Kombinationen Gelegenheit geben. Echte Phantasie geht immer mit der Vernunft und meistens auch mit dem Verstande Hand in Hand", dann irrt er eben, — das heißt, nicht in dem, was er über die Phantasie der Dummheit sagt, nur in dem, was er bei dieser richtigen Bemerkung auf sein Lustspiel bezogen haben will. Er hielt es für eine seiner besten Arbeiten, vielleicht für die beste, auch dann noch, als er schon die Maria Magdalena geschrieben hatte, — er dachte, einen neuen Weg zum Lustspiel überhaupt gefunden zu haben, — das Spiel aber, so amüsant und geist-

voll es in Einzelheiten ist, so gut gearbeitet es erscheint, so wenig anziehend ist es im Ganzen. Es ging dem Dichter eben mit diesem Werk, wie es manchmal Eltern mit dem mißratenen Kinde geht, sie ziehen es dem wohlgeratenen vor. So hat Hebbel den drei komischen Dramen eine weit größere Bedeutung beigemessen als allem andern, was er schrieb, — vielleicht geschah es nur, weil diese drei Werke noch mehr angegriffen wurden als alle übrigen!

Er hatte das Stück zu einer Preiskonkurrenz geschrieben, und sicher hätte er eher einen Preis verdient als manche der Eintagsfliegen, die da gedichtet, eingereicht und gekrönt wurden, denn solche abfällige Kritik kann nur bezogen werden auf ein Werk Hebbels im Verhältnis zu seinen anderen Werken, nicht auf das Werk überhaupt, wenn es mit den Werken seiner Zeitgenossen verglichen werden soll. Und insofern war Hebbel berechtigt, der Stich-Crelinger über die Ablehnung seines Werks von den Berliner Preisrichtern zu schreiben: „Er ist in Berlin nicht gekrönt, nicht dem Siebengestirn, worin Herz und Industrie und andere gestalten- und ideenlose Possen, die die Preisrichter gewiß nur aus Verzweiflung aus der Spreu hervorhoben, glänzten, einverleibt worden. Ich denke, man hat ihn nicht gelesen, und das entschuldigt niemand leichter als ich; wenn ich 100 Manuskripte zu lesen hätte, würde ich gewiß auch die Hälfte beiseite schieben und denken; es ist eben nur beschriebenes Papier!" — Das aber hat der Diamant nicht verdient, als Haufen Makulatur beiseite gelegt zu werden. Denn was ihm an poetischem Reiz mangelt, daß besitzt er reichlich an persönlichem und allgemeinem Interesse. Ist er doch der erste Schlag, den Hebbel in seinem nur halb bewußten Kampf gegen die Gesellschaft geführt hat. Wenn nämlich Hebbel auch nicht bewußter Revolutionär war, einen revolutionären Kampf hat er doch geführt gegen alle Institutionen der modernen Gesellschaft, und im Diamanten setzt er sich zum erstenmal mit den Begriffen der Gerechtigkeit und Billigkeit auseinander, die er zwar in komischer Form, aber doch teilweise recht bitter darstellt und bloßstellt.

Es war Hebbel nicht gegeben, sich mit seinen Werken gesund zu schreiben, die Dinge aus sich herauszustellen und nun die vollendete Arbeit auf sich wirken zu lassen, um die Erschlaffungspause, die sich nach jedem Werk einstellt, in Ruhe genießen zu können. Ihn trieb gleichsam immer die proletarische Angst vor der Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit. Sie peinigten ihn, und da es ihm an allen Hilfsmitteln mangelte, waren diese Produktionspausen Zeiten bitterer seelischer Qualen. Er charakterisiert sie am 28. Dezember 1841 in seinem Tagebuch:

„Nun stehen mir wieder abscheuliche Tage bevor. Das Lustspiel ist fertig, ein neues Werk (obgleich sowohl Moloch wie das bürgerliche Trauerspiel Clara stark in mir rumoren) läßt sich wohl nicht sogleich wieder anfangen, da kehrt sich denn wie gewöhnlich das bißchen Kraft, das ich sonst auf künstlerische Objekte verwende, gegen mich selbst, wie die Zähne, die nichts zu beißen haben, sich in das eigene Fleisch hineingraben, das sie ernähren sollen. Dann geht auch wie schon heute das Pflügen im Tagebuch wieder los, allerlei Gedanken fliegen einem durch den Kopf, mit denen man nichts anzufangen weiß, und man legt sich ein Herbarium von solchen zudringlichen Schmeißfliegen an. Hätt' ich nur Bücher! In diesen Pausen, wo das Produktionsvermögen stockt und aus einer bestimmten einzelnen Richtung sich wieder ins Allgemeine verliert, würde ich wütend studieren und allerlei Wissenschaftliches bewältigen können. Aber Campe bietet mir keine Bücher an und eben weil er es nicht tut, mag ich ihn nicht fragen, ebensowenig mag ich jemandem zumuten, auf der Stadtbibliothek für mich zu bürgen, und so muß ich die Zeit vorübergehen lassen wie ein Huhn, das zur Brütezeit auf einem leeren Nest sitzt. Ach der Mensch ist so wenig, so ganz ungeheuer wenig selbst dann, wenn seine Kraft sich bis ans äußerste ihrer Peripherie ausdehnt, daß er sich gar nichts zu sein däucht, wenn es an diesem inneren Aufpeitschen fehlt, daß es wenigstens mir scheint, als ob mit dem konzentrierenden Gedanken, der meinem Vermögen die Bahn der Wirkung anweist, ich selbst ins Nichts entweiche."

Vom Weihnachtsabend schreibt Hebbel: „Die Weihnachtstage

habe ich bei ihr, die ich nicht zu nennen brauche, wieder schön verlebt. Sie hat mir einen prächtigen Schal geschenkt, außerdem noch gestickte Schuhe, eine feine Geldbörse und, was mich immer tief in meine Kinderzeit zurückversetzt — nicht, weil ich es damals hatte, sondern weil es mir fehlte —, Nüsse, Kuchen und Äpfel. Ich bin Gott unendlich dankbar für jeden frohen Tag, den wir in Freude und Heiterkeit miteinander verbringen."

Aber die Jahresübersicht schließt minder fröhlich: „Bisher hat Gott mich vor Not geschützt; ich bitte um nichts weiter, als daß er es auch fernerhin tun möge, dann muß ich aber im nächsten Jahr etwas mehr Geld erhalten, denn nun ist die arme Elise bis aufs Letzte ausgesogen — Gott helf uns!"

Und am 7. Januar schreibt er gequält: „Wieder ein Bettelbrief von meinem Bruder. Es ist ein Unglück. Mein Ausgabebuch gibt das Zeugnis, daß ich keinen überflüssigen Schilling ausgebe, mein Mittagsessen und wie vieles mehr geht immer noch auf Kosten von Elise, und dieser Mensch will immer Geld haben, zwischen ihm und mir besteht kein anderes Verhältnis, als daß er Geld haben will!"

Und am 14. Januar kommen neue Sorgen: „Mein kleiner Max ist krank und nicht unbedeutend. Das ist es, was ich schon so lange gefürchtet habe. Nichts schneidet tiefer in mein innerstes Wesen ein als Krankheiten meiner Lieben. Unendlichmal lieber will ich selbst krank sein!"

In Sorgen und Selbstquälerei verkaufte er dann die Genoveva an Campe, um nur irgend mit den Seinen existieren zu können, und berechnet, daß das Honorar vielleicht 33 Friedrichsd'or ausmachen kann, — „ein schönes Honorar!" meint er. Daß seine ohnedies heftige Natur unter diesen Verhältnissen nicht sanfter wird, ist klar. Dazu gestaltet sich das Hamburger Leben immer trostloser für ihn. Er hat außer Elise keinen wahren Freund, er ist seelisch und geistig völlig vereinsamt und nur auf sich angewiesen. Da kommt es denn zu bösen Szenen, und am 12. März, noch wie einen Golonachklang, notiert er: „Wer bin ich? Was ist derjenige, der die völlig waffenlose Liebe, das

hingebendſte Herz, das keinen Vorbehalt kennt, das nicht einmal ein Opfer kennt, weil meine Wünſche die ſeinigen nicht bloß aufwägen, ſondern ſie völlig aufheben, der eine Seele, die nie von ihren eigenen Schmerzen, ſondern nur von den meinigen bewegt wird, zu mißhandeln vermag? Der dies nicht einmal, der es täglich, ja ſtündlich tut? Wer bin ich? Was verdiene ich? — O Eliſe, dein Edelmut — ich bin nicht würdig, dich zu loben!"

Es wird immer ärger, die Situation verſchärft ſich immer mehr, die Verantwortung für die Freundin und das Kind drükken immer ſchwerer, — da kommt ein Moment der Steigerung, der Brand von Hamburg. Hebbel ſelbſt geriet in Lebensgefahr, weil der Mob ihn für einen der Fremden, die das Feuer gelegt haben ſollen, anſah, und nur ſein Plattdeutſch ſchützte ihn vor der Wut des Pöbels. Er ſah mit großen gierigen Augen den ungeheuren Brand an, ſtudierte ihn und nahm ihn gleichſam zum Vorbild für ſein Moloch-Drama, mit dem er ſich damals trug und das ihn erfüllte. Er ſchreibt darüber an Charlotte Rouſſeau am 21. Auguſt 1841:

„Von dem Hamburger Brand ſage ich Ihnen nichts. Ein welthiſtoriſcher Moment ſolcher Art läßt ſich wohl dichteriſch reproduzieren, aber nicht ſchildern und beſchreiben. Für dasjenige meiner Dramen, auf welches ich, der Idee nach, den größten Wert lege, den Moloch, wird der Brand von Hamburg mir einen gewaltigen Hintergrund darbieten. Dies Drama knüpft ſich nämlich an den Untergang Karthagos, und das brennende Karthago kann nicht ſchrecklicher geweſen ſein als das brennende Hamburg. Ja, bei der mir von Jugend auf eigenen Anſchauungsart, in den Dingen nicht die Dinge ſelbſt, ſondern immer die Symbole der Natur oder der Geſchichte zu erblicken, habe ich während des Brandes beſtändig nicht das mir bekannte Hamburg, ſondern das uralte Karthago, zuweilen auch das von einer Bacchantin in Brand geſteckte Perſepolis vor Augen gehabt. Meine Phantaſie iſt durch das ſtarre Schreckensbild gelähmt, ſie wird ſich nicht eher wieder frei und lebendig regen, als bis dieſe drei ungeheuren Nächte in das Drama hineingearbeitet ſind . . ."

Damit faßte er zusammen, was er schon unmittelbar nach der Feuersbrunst in sein Tagebuch eintrug, denn die ungeheuren Ereignisse weckten ihn auch innerlich. Er plante damals eine Tragödie Achill, die er nach dem Moloch in Angriff nehmen wollte.

Indessen erschienen auch Hebbels erste Gedichte, die er dem Andenken seines verstorbenen Freundes Rousseau gewidmet hatte. Er selbst war mit dem Totaleindruck zufrieden, den die Ausgabe auf ihn machte, aber er litt unter dem Verhältnis mit Campe, dem Verleger, er litt, weil er wund gerieben war, weil jede Berührung mit der Realität des Lebens ihm weh tun mußte. — Doch war er noch freudefähig, wenn sich ihm nur der geringste Grund dazu bot. Mit „Freue mich" endet er den Bericht über ein Zusammentreffen mit Uhland im Juli 1842, das erquicklicher verlief als jenes erste auf der Reise von Heidelberg nach München. Er genoß auch sich selbst, seine eigene Sicherheit bei einem Zusammensein mit der Stich-Crelinger, die seine Judith in Berlin mit großem Erfolg gegeben hatte und die ihn nun persönlich kennenlernte. Er verzeichnete einen besonderen Freudentag, als der alte Rousseau, der Vater seines verstorbenen Freundes, ihm ein Darlehen gewährt, damit er seine Reise nach Kopenhagen antreten könne, von der er am 8. September schrieb:

„Alles, was mit der Reise nach Kopenhagen in Verbindung steht, glückt mir über die Maßen gut, so daß ich nicht fürchte, mich in der Hauptsache zu täuschen. So sehr bin ich noch bei keinem einzigen Unternehmen begünstigt worden; die Gnade Gottes waltet sichtbar über mir, nun will ich auch nicht wieder kleingläubig mäkeln und meistern, sondern mich dem Wellenschlag des Lebens mit freudigem Vertrauen überlassen. Die Empfehlungsbriefe von Moltke waren auf den ersten Wink da. Das Geld aus Ansbach desgleichen. Heute war ich bei Campe — auch er erklärte sich auf der Stelle zu dem Vorschuß von 20 Louisd'ors bereit und auf eine so noble, seiner bisherigen so ganz entgegengesetzte Art, daß ich ihm dafür ebenso verpflichtet bin wie für die Anleihe selbst. Bedeutungsvoll in jeder Be-

ziehung wird die Reise für mich werden. Ich hoffe, sie soll mir äußerlich zu einer Existenz verhelfen und auch innerlich die letzte Hand an mich legen. Ich bin gezwungen, mich zu benehmen, ein scharfes Auge auf meine Umgebung zu halten, ich kann mich nicht, wenn ich nicht alle meine Zwecke aufgeben will, wieder in einen hypochondrischen Winkel zurückziehen, ich muß mit Menschen verkehren, und es ist gewiß Zeit, daß ich dies endlich lerne. Der Dichter in mir hat seine Bildung erlangt, aber der Mensch ist noch weit zurück!"

Hebbel mußte nämlich den Weg gehen, den vor ihm schon mehrere deutsche Dichter, die nicht, wie er, Untertanen des dänischen Königs gewesen waren, beschritten hatten. Er suchte eine Stellung oder ein Stipendium beim König von Dänemark. Es ging nicht anders, es war der letzte Ausweg, — und er bezwang seinen Stolz, obgleich es ihm nicht leicht wurde. Sein Tagebuch aus Kopenhagen, seine Briefe an Elise sind Beweise dafür. Schon vorher quälte es ihn, daß er selbst nicht recht wußte, was er vom König erbitten sollte. Er schreibt am 20. Oktober:

„Ich mache mich also zur Abreise bereit. Der erste Schritt, den ich ganz aufs Geratewohl tue. Über die Zwecke und Absichten, die mir vorschweben, mag ich mir gar keine Rechenschaften geben. Eine Professur? Wie lückenhaft, unzusammenhängend, unbedeutend sind meine Kenntnisse! In ästhetischen Dingen weiß ich freilich einiges und erkenne manches, aber mir geht die Fähigkeit ab, meine Ideenkörner zu zersetzen, mein Korn zu mahlen und zu verbacken. Was sonst? Ein Reisestipendium? Das Glück müßte sehr viel für mich tun, wenn ich ein solches davontragen sollte. Doch gleichgültig, die Reise eröffnet mir wenigstens Perspektiven und Möglichkeiten, während ich in Hamburg, wie sich hier nun einmal alles mit und ohne meine Schuld gestaltet hat, verwesen müßte."

Um dem langsamen Untergang, der geistigen Zersetzung zu entgehen, verließ er die Heimat, suchte in Kopenhagen Lebensmöglichkeiten. Er ward dort freundlich aufgenommen, besondere herzliche Beziehungen knüpften sich zwischen ihm und Oehlen-

schläger, außerordentlich wirkte die Persönlichkeit Thorwaldsens auf ihn. In seiner Angelegenheit selbst machte er allerlei faux Pas, aber schließlich brachte er es doch zu einer Audienz beim König, über die er Elisen am 11. Dezember 1842 ausführlich berichtete, und er schloß den Bericht über den sicher ungewöhnlichen Verlauf der Audienz mit den für ihn charakteristischen Worten: „Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas gewesen zu sein als ein rundes Nichts."

Oehlenschläger, mit dem Hebbel in dieser Zeit recht nahe befreundet wurde, und den er als außerordentlich liebenswürdigen Menschen weit mehr denn als Dichter schätzen lernte, den er aber zu einem lebhaften Bewunderer seiner eigenen Dichtung werden sah, setzte sich für Hebbel ein. Der Staatsrat Collin, derselbe, dem auch der Märchendichter Hans Christian Andersen, dessen Lebensweg manche Ähnlichkeit mit dem Hebbels aufweist, seine Studien- und Entwicklungsmöglichkeit verdankte, interessierte sich für ihn. — Und so kam es wirklich dazu, daß Hebbel ein Reisestipendium für zwei Jahre vom König von Dänemark bewilligt erhielt. Aber ehe ihm diese Freudennachricht wurde, mußte er in Kopenhagen fürchterliche Zeiten durchmachen. Seine alten Hunger- und Sparübungen setzte er auch dort fort, nur in bezug auf die Wohnung war er ein wenig verschwenderisch, wie er sich in Anfällen der Selbstquälerei vorwarf, das heißt, sein Zimmer war so, daß er, ohne sich schämen zu müssen, Menschen darin empfangen konnte. Aber die ewigen Hungerkuren bekamen ihm natürlich nicht, er erkrankte — wie man damals und noch öfters später annahm — an Rheumatismus, so wie schon in München. Er litt furchtbar, physisch und seelisch. Am 26. März schreibt er an Elise:

„Krank zu sein in der Fremde ist eine harte Prüfung. Welche Tage und Nächte! Mein Arzt ist wieder hier gewesen, er hat mir Tropfen verordnet, aber ich kann sie nicht nehmen, denn sie greifen mir den Magen fürchterlich an, und ich bekomme Fieber danach. Ich bin auf seinen Rat zweimal in die freie Luft geführt worden, gestern und vorgestern; Herr Möller führte oder vielmehr schleppte mich. Es hat mir nicht ge-

ſchadet, aber auch nicht genützt. Keine Nacht Schlaf! Schmerz in den geſchwollenen Füßen! Immer Schwitzen! Keine Wäſche! Heute zum Beiſpiel gehe ich ohne Hemd, und es iſt nicht das erſtemal ..."

Oehlenſchläger, der ſich liebreich ſeiner annahm und ihn faſt regelmäßig alle paar Tage beſuchte, war ſein einziger Troſt. Und dann arbeitete er, ſchrieb er in dieſem Jammerzuſtand die erſten Szenen ſeines „bürgerlichen Trauerſpiels", der „Klara", wie der erſte Titel von Maria Magdalena lautete.

Die Nachricht, daß er reiſen dürfe, daß ihm ein Stipendium bewilligt ſei, brachte einen völligen Umſchwung in ſeiner Stimmung hervor. Noch am 2. April ſchreibt er in ſein Tagebuch: „Herrliches Intermezzo. Seit vier Wochen an Rheumatismus krank. Geſtern das erſte ruſſiſche Bad! Schreckliche Geldausgaben. Ob dies der Ausgangspunkt der Reiſe iſt?"

Aber ſchon am 4. April heißt es: „Vorgeſtern begann ich die obige Jeremiade — mich wundert, daß ich ſie nicht einige Seiten fortgeſetzt habe, denn in dem Punkte bin ich unerſchöpflich. Heute iſt ein großer, wichtiger Wendepunkt meines Lebens, denn ich weiß jetzt mit Beſtimmtheit, wenn auch nicht offiziell (durch Oehlenſchläger, Anm. d. Hersg.), daß der König mir auf zwei Jahre ein Reiſeſtipendium von 600 Rtl. jährlich ausgeſetzt hat, und — ſollte man's begreifen! — ich wäre faſt zu Bett gegangen, ohne dieſen großen entſcheidenden Tag auch nur mit einer Silbe in mein Tagebuch einzuzeichnen. Nun, ewiger Vater über den Wolken, der du den ohnmächtigen Hader des blöden Kranken nicht angeſehen, ſondern mir in Gnaden die Brücke zur Zukunft gebaut und mir ein ſchönes Pfand des Gelingens gegeben haſt, ich fühle die Größe deiner Gnade und die Schwere der Pflichten, die ſie mir auflegt, und ich werde redlich ringen nnd ſtreben. Der alte, herrliche Oehlenſchläger brachte mir mit Tränen in den Augen die Nachricht — ihm bin ich unter den Menſchen den meiſten Dank dafür ſchuldig! Könnt' ich es doch dir, teuerſte Eliſe, aus meiner Krankenſtube über den Ozean zurufen! Möchte ein Traum dir es ins Ohr flüſtern und deiner Seele zugleich ein Zeichen der

Beglaubigung geben, daß du ihn auch noch am Tage festhieltest! Ich bin doch so matt, daß das Schreiben mich angreift."

Es ist freilich schwer, zu einer rechten Freude zu kommen, wenn man von wütenden Schmerzen geplagt darnieder liegt und wenn man sich sagen muß, daß auch dieses Stipendium die Sorgen nur mildern kann, ihnen aber nicht wirklich abhilft. Dennoch schreibt Hebbel am 13. April an Elise:

„Zwei sorgenfreie Jahre habe ich vor mir, es gilt, diese auf die rechte Weise zu nützen. Dem Genuß werde ich mich nicht überlassen dürfen, im Winkel auf dem Lotterbett wird die schöne Zeit bald verträumt, und das Erwachen ist Verzweiflung. Ich muß frisch in die Welt hinaus und mir tausend Dinge erwerben, die mir fehlen. Oehlenschläger meint, wenn ich nur wirklich reiste, so würde ich sehr leicht auch noch ein drittes Jahr die 600 Reichstaler erhalten; das sei ihm, das sei auch anderen gelungen. Später erlangte ich dann bei erhöhter Ausbildung und Erweiterung meiner Kenntnisse gewiß auch in Kiel oder Kopenhagen eine Professur, denn die dänische Regierung läßt keinen wieder fallen, mit dem sie sich befaßt hat, so wie ein Gärtner den Baum, den er einmal begossen hat, auch zum zweitenmal begießt. Freilich kommt es darauf an, den König und die einflußreichen Herren in guter Stimmung zu erhalten.

Ich habe nun viele Pläne, denke an Paris und Italien. Das besprechen wir mündlich. Daß ich an einen langen Aufenthalt in Hamburg nicht denken darf, wirst Du selbst finden. Ich befrage nicht mein Herz und meine Neigung, sondern meinen Verstand."

Am 27. April war Hebbel reisefertig und kehrte nach Hamburg zurück. Am 1. Mai trägt er in sein Tagebuch ein, daß der erste Akt vom bürgerlichen Trauerspiel geschlossen sei.

In dieser Zeit findet sich ein Satz im Tagebuch, ein ganz kleiner kurzer Satz, der bedeutungsvoll erscheint. Er lautet: „Liebt der Schiffbrüchige den Balken, den er so fest umklammert?"

Diese Frage wird sich Hebbel unzählige Male gestellt haben in seiner kämpfereichen Gewissensehe mit Elise Lensing. Denn sie hatte ihn über Wasser gehalten, sie mußte er umklammern, —

und dieſe Umſchlingung wollte ſie, mußte ſie, ihrer Natur nach, die nur Liebe und Hingabe kannte, auch als Liebe auffaſſen. Sie wollte es ſo gerne, ſelbſt wenn Hebbel ihr immer wieder den Mut dazu raubte. Sie liebte ihn leidenſchaftlich, und er wehrte immer ab, — immer war er in der Defenſive gegen ihr Zuviel. Wollte man fragen, wer in dieſem Zuſammenleben mehr litt, ob der zur Liebe Genötigte, ob die nach Liebe Lechzende, ſo würde man kaum eine befriedigende Antwort erhalten können. Für den Philiſter, für den hart und primitiv urteilenden Oberflächenmenſchen iſt natürlich Hebbel der Ausſauger, der nur nimmt, nichts gibt, und Eliſe iſt das Opfer. Wer ſich gewöhnt hat, pſychologiſch zu denken, der muß ſich ſagen, daß das Geben an ſich, das Ausſtrahlen-können eine Befriedigung in ſich ſchließt, die dem widerwillig Empfangenden, der annehmen muß, wenn er nicht zugrunde gehen will, verſagt iſt und noch eine Bitterkeit ſeinem Zuſtand hinzufügt: die des anſcheinenden Triumphes des Gebenden über ſeine Armut. Dazu kommt noch im Falle Hebbel und Eliſe der Zwang, das Gebundenſeins durch das Kind an eine Frau, der man ſich nicht durch Liebe verbunden fühlt, ſondern nur durch Dankbarkeit. Dankbarkeit in allen Formen, für materielles Sorgen, für ſeeliſchen Troſt in abſoluter Einſamkeit! — Aber für einen freien ſtolzen Menſchen iſt der Zwang an ſich, von wem immer er ausgehe, etwas Quälendes, beinahe Unerträgliches. Darum iſt es doppelt begreiflich, daß Hebbel ſich fortſehnte aus Hamburgs Enge, aus dem Zwang, der ihm dort von jeder Straße, jedem Haus als Vergangenheitserinnerung und als Zukunftsdrohung auszuſtrömen ſchien. Und wie eine Verſchärfung der ſeeliſchen Qualen dieſer letzten Zeit war ein Wiederauftauchen ſeiner früheren großen Liebe, der ſchönen Emma Schröder, von der ihn ſeinerzeit ein Klatſch getrennt hatte.

Dazu kam, daß er ſich, ehe er Hamburg verließ, mit einer widerwärtigen Arbeit beſchäftigen mußte. Er ſah ſich genötigt, eine Polemik gegen Heiberg, den däniſchen Schriftſteller, zu führen. Heiberg hatte einen Aufſatz Hebbels aus dem Morgenblatt: „Ein Wort über das Drama" und die Bühnenbearbei-

tung der Judith, die ihm als Beamten des Kopenhagener Königlichen Theaters zugänglich geworden war, zum Gegenstand seiner Angriffe gemacht. Hebbel wies diese in einer Broschüre „Mein Wort über das Drama" zurück. Ihm ward nicht wohl bei dieser Arbeit, und auch dem Leser kann es bei Hebbels theoretisch-polemischen Schriften nicht leicht behagen. So steigerte sich in ihm das Bewußtsein der heimatlichen Qual, bis er endlich am 8. September 1843 Hamburg zu Schiff verließ und über Le Havre nach Paris reiste.

Armut verursacht immer eine gewisse Talentlosigkeit zum Leben. Hebbel hatte in einem Epigramm die Forderung gestellt:

„Götter, ich fordre nicht viel, ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt."

Er brannte danach, das Leben der Weltstadt um sich zu fühlen, sich davon treiben zu lassen. Aber er wohnte vorerst vor den Toren der Stadt in St. Germain en Laye. Also wieder eine Art Einsiedelei, deren Abgeschlossenheit erschwert wurde durch Hebbels Mangel an Kenntnissen in der französischen Sprache.

Lang hielt er es dort nicht aus, nach einigen Wochen dieser Vorort-Verbannung kehrte er in die große Stadt zurück. Eine seiner ersten Bekanntschaften war die mit Heine, der ihn sehr interessierte. Ein angeregter, aber kein vertraulicher Verkehr entstand zwischen ihnen, — ein solcher war ja auch bei zwei so verschiedenen Naturen wie die Heines und Hebbels nicht gut möglich. Sehr bald lernte er auch den Dr. Bamberg kennen, mit dem er bis an sein Lebensende, trotz verschiedener Pausen in der Korrespondenz, innig befreundet blieb, und den er testamentarisch zum Herausgeber seiner Briefe bestimmt hatte. Dieser zeigte ihm Paris, vermittelte ihm manche interessante Bekanntschaft und bot ihm überhaupt alles, was ein Freund dem andern unter solchen Verhältnissen nur immer bieten kann. Und Hebbel sollte bald jeden Rat und jede Teilnahme von ihm brauchen.

Wie immer bei Trennungen, empfand Hebbel auch hier in Paris besonders herzlich und zärtlich für Elise. Er war den täglichen Reibereien, dem Zwang der Nähe und der Umgebung

weit genug entrückt. Er sah eine Zeit vor sich, in der er — wenn auch nicht sorgenlos, wie er aus Kopenhagen an Elise geschrieben hatte, so doch vor dem Äußersten geschützt — an seiner Bildung und Entwicklung arbeiten und das tun durfte, was ihm bisher am meisten gefehlt hatte: sehen, erleben, reisen! Da sind seine Briefe weicher als sonst oft, und sie sind wieder das wundervollste Tagebuch, interessant, inhaltsreich, ein wahrer literarischer und menschlicher Genuß.

Aber er war kaum mehr als einen Monat fort, da verfolgte ihn die Heimat in der quälendsten und schmerzhaftesten Gestalt mit der Nachricht, daß sein Kind, Max, gestorben sei. Die Wirkung dieser Mitteilung war grauenhaft. Eine Selbstquälerei, eine Bitterkeit gegen sich selbst wurde in ihm ausgelöst, die wahrhaft erschütternd ist. Gleichzeitig mit der Todesnachricht kam die Botschaft, daß Elise wieder schwanger sei. Und nun, erregt von diesen beiden Meldungen, in der weicheren Stimmung, die durch die Entfernung und Isolierung im fremden Lande hervorgerufen wurde, schrieb er am 23. Oktober 1843 aus Paris:

„Meine allerteuerste Elise! Gestern mittag, als ich um 1 Uhr sorglos von einem Spaziergang zu Hause kam, fand ich Deinen Brief vor. Ich freute mich, als er so dick war. Wie ward mir zu Mute, als ich ihn öffnete und nur einen Blick hineintat! Es war mir nicht möglich, ich konnte ihn nicht lesen. Ich setzte mich augenblicklich nieder und schrieb Dir im ungeheuersten Schmerz einige Zeilen. Ich wußte nicht, was ich schrieb, ich sah es nicht, vor meinen strömenden Tränen konnte ich meine eigenen Buchstaben nicht sehen. Ich schrieb Dir nichts weiter als die drei Worte: Ich komme, Gott tröste Dich! Ich siegelte das Blatt ein und eilte damit auf die Post. Aber sie war schon geschlossen, ich mußte meinen Brief wieder zurücktragen. Es ist gut, daß Du dies Blatt nicht erhältst.

Ich sage Dir nichts davon, welch einen Tag ich verlebt habe. Ich irrte durch die Straßen der Stadt, ich sah die Steine an und freute mich, daß sie stumm sind. Erst spät, um 5 Uhr hatte ich die Kraft, Deinen Brief zu lesen. Wohl kannst Du

denken, daß es nicht in einer Folge geschah. Was ein Vater bei dem Tode seines Sohnes empfinden kann, das habe ich empfunden, das empfinde ich. Ich habe in die Luft gegriffen nach Deiner Hand, aber ich habe nicht das Bewußtsein in mir gehabt, sie zu erfassen, ich fühlte mich allein, schrecklich allein. O, mein Max, mein holdes, lächelndes Kind! So bist Du dahin? Eins hast Du nun vor mir voraus: Dir kann kein Sohn sterben! Laß mir nur Deine Mutter! Umschwebe sie, flüstre ihr zu, daß ich sie jetzt nötiger brauche als Du! . . .

Nun habe ich Dir drei Vorschläge zu machen. Wir heiraten uns, sobald wir uns wieder sehen. Das versteht sich von selbst. Aber wir müssen uns so schnell als irgend möglich wiedersehen. Gestern würde ich gleich abgereist sein, wenn ich Geld gehabt hätte. Aber ich erwarte mein Geld erst in den nächsten Tagen. Heute sind mir neben diesem noch zwei andere Gedanken gekommen. Ich bitte Dich zu wählen, bei der Wahl aber nichts als Dich selbst, Dein Wohl, Deine Gesundheit und Deine Wünsche zu berücksichtigen. Ich weiß, wie schwer Dir das wird. Wenn Du Dir aber denkst, was Du mir bist, wenn Du Dir sagst, daß von Deinem Leben das meinige abhängt, so wirst Du begreifen, daß Du nur dadurch, daß Du für Dich sorgst, für mich sorgen kannst.

Entweder komme ich nach Hamburg oder Du kommst nach Paris. Hier in Paris können wir uns augenblicklich vor der Mairie verheiraten, nur Deinen Geburtsschein hast Du mitzubringen und auch den meinigen, der sich in meinem Koffer, entweder in der roten Brieftasche oder in einer von den beiden Briefmappen befindet. Ich wollte nun sagen: komm Du auf jeden Fall zu mir, wenn das Wetter nicht zu schlecht wäre, als daß Du Dich nach solchen Gemütsbewegungen der See noch anvertrauen dürftest, und wenn ich auf der Gegenseite nicht fürchtete, daß die Reise zu Lande gar zu hoch zu stehen kommt. Letzteres kannst Du in Hamburg auf der Post erfahren, Bamberg war mit mir auf der hiesigen, dort hieß es 250 fl. Doch gieb gern auch dies Geld aus, ich will es schon wieder herbeischaffen; nur schone Dich, schone Dich, wenn Du mich schonen willst! Für

den Fall, daß Du herüberkommen willſt, lege ich einen Brief an Campe bei, der Dir das nötige Geld ſchnell verſchaffen wird. Soll ich kommen, ſo gib mir nur einen Wink und ich bin bei Dir. Allein kannſt und darfſt Du nicht bleiben. Nun noch Nr. 3. Du gehſt nach Berlin zu der Madme. Baumgarten, und ich komme dahin, ſobald Du es verlangſt, entweder gleich oder in einigen Monaten. Ich beſchwöre Dich: wähle das, was Dir das Liebſte iſt, und antworte mir ſogleich. Hörſt Du? ſogleich, auf der Stelle, in der Minute, in der mein Brief eintrifft; ſchreib mir nur drei Worte und am nächſten Tage, oder dem folgenden ſchreibſt Du mir wieder und teilſt mir Deinen Entſchluß mit . . ."

Dieſer Brief, ſo erregt er iſt, iſt noch gemäßigt gegen die Eintragung in ſeinem Tagebuch; da feiert er wahre Orgien der Selbſtqual. Da heißt es am 24. Oktober;

„Mein Max, mein holdes, lächelndes Engelkind mit ſeinen tiefen blauen Augen, ſeinen ſüßen blonden Locken iſt tot. Sonntag, den 22., mittags um 1 Uhr erhielt ich die Nachricht. Da liegt ſeine kleine Locke vor mir, die ich ſchon in Kopenhagen mitnahm und die ich ſeither — es ſtehe hier! — noch nie betrachtete; ſie iſt das einzige, was mir von ihm übrig blieb. O, wenn ich mir das denke, daß dies Kind, das keiner — mich ſelbſt, den Vater, den großen Dichter ausgenommen, es ſtehe auch hier! — ohne Freude und Entzücken betrachten konnte, ſo ſchön, ſo anmutig war es, daß dies Kind nun verweſen und ſich von Würmern freſſen laſſen muß, ſo möchte ich ſelbſt ein Wurm werden, um mitzueſſen, um als ſcheuſäliges Tier meinen Anteil dahinzunehmen, den ich als Menſch, als Vater verſchmähte. Ich könnte dieſe Locke hinunterſchlingen, ich könnte noch ärgeres tun, ich könnte ſie verbrennen, weil ich ſie nicht verdiene. O, mein Max, umſchwebe mich nicht, auch keine Minute, bleibe bei deiner Mutter, tröſte ſie, lindere ihren Schmerz durch deine geiſterhafte Nähe, wenn du es vermagſt, nur nicht meinen, nicht meinen. ‚Ich habe mich verſteckt, ſucht mich; der wird mich nie wieder finden, der mich nicht genug geliebt hat.' Das iſt der Troſt, der aus der Ewigkeit zu mir herüberklingt. Ich

ſehe dich, Kind, ſüßes aufquellendes Leben, wie du mittags an deinem kleinen Tiſch ſaßeſt und mir zunickten und ſagteſt: ich mag auch Wein! und warteteſt, ob ich einen Tropfen für dich übrig ließe. Und das Geſicht, das ſüße, ſüße Geſicht! O Gott, o Gott! Du ſtellteſt den Engel vor meine Tür, und er lächelte mich an und ſagte: willſt du mich? Ich nickte nicht ja, aber er kehrte doch bei mir ein, er dachte: ſieh mich nur erſt recht an, dann wirſt du mich ſchon behalten, mich nicht wieder laſſen wollen. Aber ich hatte ſelten einen anderen Gedanken als den: wie ſoll ich ihn ernähren, und in meiner unmännlichen Verzagtheit war ich ſtumpf und dumpf gegen das Glück, das ſich um mich herum bewegte, das ich nur in die Arme zu ſchließen brauchte, um einen Schatz für alle Zeiten zu haben. Da rief Gott ihn wieder ab, und er ging doch nicht gern, denn er hatte eine Mutter, die ihm zum Erſatz für den Vater zweimal Mutter war. Nun helfen keine Klagen, keine Schmerzen, keine Tränen! O, es iſt wahr, ich zittere vor der Zukunft, ich weiß nicht, woher ich den Biſſen Brot nehmen ſoll, deſſen ich bedarf; ich habe eine größere Angſt als der Bettler am Wege, denn ich fürchte das zu werden, was er ſchon iſt. Aber ich hätte mich auf das Ärgſte gefaßt machen, ich hätte den Entſchluß faſſen ſollen, das Kind mit Betteln durchzubringen und ihm den Bettelſtab als Erbteil zu hinterlaſſen, dann hätt' ich meine Pflicht getan, dann braucht' ich mich nicht vor jedem Arbeitsmann, der mir im Schweiß ſeines Angeſichts begegnet, zu ſchämen, dann könnt' ich jetzt ruhig ſein und ſprechen: der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn ſei geprieſen! Und wie oft war ich hart, grauſam gegen das Kind, wenn es mir in meinen finſteren Stimmungen in ſeiner rührenden unſchuldigen Lebensluſt entgegentrat! O, daß ich nie geboren wäre! Der Seufzer kommt mir aus tiefſter Bruſt! Und nicht einmal den kleinen Troſt hab ich, daß er leicht geſtorben iſt, daß er ſeine Seele ſpielend ausgehaucht hat! Er hat furchtbar gelitten, acht Tage lang, an der Gehirnentzündung, gequält von zwei privilegierten Mördern, deren einer, Doktor Krämer, die Mutter ſogar einmal, als ſie in Perſon zu ihm eilt, und er

noch nicht mit der Toilette fertig ist, in ihrer Todesangst empörend angefahren hat! Und nun, in meinem tiefen Weh, in meiner durch kein Bewußtsein erfüllter Pflicht und bewiesener reiner Menschlichkeit gelinderten Verzweiflung muß ich einen noch härteren Schlag fürchten! Was hat Elise ausgehalten! Welch einen Brief hat sie mir geschrieben! So schreibt kein Held! Diese Fassung flößt mir Entsetzen ein! Gott, Gott! Du hättest ihr das Kind lassen sollen, als du sahst, was sie litt, was sie tat, was sie ertrug! Hätte sie's durchgebracht, so wollt' ich hoffen; kann und wird sie's jetzt überwinden? Wenn ein Funke Erbarmens für mich übrig ist, wenn alle Geschöpfe versorgt sind, und es blieb noch ein Rest, so muß ich mich täuschen! Ich bin so lange, bis ich wieder einen Brief aus Hamburg erhalte, wie einer, der mit dem Kopf auf dem Block liegt — fünf Tage läuft mein eigner Brief, fünf Tage die Antwort, also zehn solcher Tage stehen mir bevor, und dann werd ich ersehen, ob das Haupt mir abgeschlagen wird oder ob ich es wieder anfrichten darf. Am 2. Oktober starb mein Max; vor vier Jahren starb an demselben Tage mein Freund Rousseau. Du hast recht, Elise, September, Oktober, das sind für mich verhängnisvolle Monate! Erst am 22. Oktober, nachdem er längst zur Erde bestattet war, erfuhr ich's. Ich hatte nicht die geringste Ahnung gehabt, und weil ich erst von St. Germain nach Paris hineinziehen mußte und also die Adresse veränderte, konnte Elise mir nicht eher schreiben. O Gott, fröhlich war ich in der Zeit nicht, aber ich arbeitete doch, ich dichtete an meinem Trauerspiel; ich tat mir vielleicht in demselben Augenblick auf eine gelungene Szene etwas zugute und freute mich, als das Kind mit dem Tode kämpfte. Schrecklich! Ja, ich erinnere mich, den Abend des 1. Oktobers war ich auf einem Ball und sah den Cancan tanzen! Freilich gefiel mir nicht der Tanz, aber doch die Musik! Einmal haben sie dem Kind mein Bild gereicht, da hat das Süße es mit Lebhaftigkeit erfaßt und es an seine heißen Lippen gedrückt und geküßt und wieder geküßt. Ach, alle Liebe der Mutter wohnte in ihm, ich hab es wohl gemerkt. Und auch das hat nicht in der Ferne auf mich gewirkt.

Nein, Elise, es gibt keine Ahnung. Darf das ein Trost, ein kleiner Trost in meiner Angst um dich sein? O du teures, liebevolles Kind! Könnte ich wenigstens dein Bild in mir hervorrufen! Ich kann nicht, ich hab's nie gekonnt. Allmächtiger Gott, sie! sie! Ginge sie auch dahin und ich könnte nicht wieder gutmachen, was ich an ihr verbrochen habe, könnte ich ihr nicht wenigstens meinen Namen geben, wenn ich denn nichts anderes zu geben habe, dann wollt' ich, der Schmerz um sie sengte mir den Geist bis auf den letzten Gedanken aus dem Gehirn, und ich müßte Gras fressen wie ein Tier. Die Donner rollen über mir, — mir ist, als ob ich schon getroffen bin, indem ich erst getroffen zu werden zittere. Und da geht der Bamberg an mir hin und her und spricht: Fassen Sie sich, bedenken Sie, was Sie sich und der Welt schuldig sind! Mir! Mich in allen Tiefen aufzuwühlen und mich zu zernagen, solange der letzte Zahn noch nicht verstumpft ist. Der Welt! Ein Mensch zu sein, nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach-ewigen sittlichen Gesetze hinauszuschrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden. O, ich bilde mir nicht ein, daß ich durch meinen Schmerz etwas abbüßen kann. Aber ich werde mir auch nie einreden lassen, daß Gefühllosigkeit Kraft ist, und daß man Fassung hat, wenn man seine Tränen im Glase auffängt und nachzählt und spricht: es ist genug, nun schone deine Augen, denke daran, daß du blind werden kannst und dann eines Führers bedarfst, der Welt also eine Last aufbürdest, indem sie den Führer hergeben muß. Hör auf!"

So maßlos raste er in seinem Schmerz gegen sich selbst. Er schrieb einige Tage später an Elise, daß Rousseaus Tod nichts gegen diese Qual gewesen wäre, das wäre das Maß. Und dabei die Angst um Elise, an die er die Frage richten möchte, ob sie ihrem Kinde ein Leben, in dem solche Schmerzen getragen werden müssen wie der, den sie um ihr Kind empfindet, wirklich wünschen kann. — Aber er fühlt selbst, daß das nur Worte für sie sein müssen. Er sagt ihr von der Wollust des Schmerzes,

und daß diese ein Frevel sei, mit dem auch er sich oft an der Natur versündigt habe. In all den Qualen, die das Leben und die er sich selbst bereitet, reift in ihm immer mehr die Überzeugung, daß er und Elise bestimmt seien, unterzugehen, daß sie aber vorher alle möglichen Schmerzen und Leiden, die großen wie die kleinen, durchempfinden sollen. Dabei bedrängt und quält ihn seine Mittellosigkeit. Er schreibt mit zugespitztem Schwefelfaden, weil es ihm an Federn gebricht, er stopft seine Strümpfe selbst. Am 11. November trägt er ein:

„Gestern abend entdeckte ich auch ein neues Mittel, sich auf einsamen Spaziergängen, wenn man der Gedankenqualen müde ist und keine acht Sous an eine Tasse Kaffee wenden mag, die Langeweile zu würzen. Man hält den Odem an, so lange, bis die Augen aus dem Kopf herausspringen wollen und die Brust zu zerreißen droht — dann stößt die Lunge den Mund gewaltsam auf, man atmet wieder und hat darin einen außerordentlichen Genuß. Ebenso könnte man sich mit Nadeln die Haut aufritzen oder sich auch wirkliche Wunden mit einem Messer beibringen, man hätte dann doch etwas zu erwarten, die Heilung und das Aufhören der Schmerzen. Jede Gegenwart läßt sich ertragen, nur nicht die vergangenheits- und zukunftlose, und so ist die meinige beschaffen. Hinter mir nichts und vor mir nichts — ich weiß, wie alles gekommen ist und wie alles kommen wird, und das ist der Tod!"

Dazwischen stehen dann die wundervollsten Schilderungen von Paris und reiche und fruchtbare Gedanken, und am 8. Dezember verzeichnet er im Tagebuch: „Heute morgen habe ich die Reinschrift des bürgerlichen Trauerspiels geendigt, und ein schönes Manuskript liegt vor mir. Nun will es mir doch vorkommen, daß ich auch diesmal etwas Gutes gemacht habe."

Indessen wurden ihm alle seine Zukunftspläne immer zweifelhafter. Elisens Zustand verbot ihre Reise nach Paris, auch war nicht auszudenken, wovon beide in der fremden Stadt hätten leben sollen. Journalistische Arbeit, die Hebbel dem Cottaschen Verlag anbot, wurde höflich abgelehnt. Hebbel entschloß sich — gewiß sehr schweren Herzens — Oehlenschläger

brieflich ins Vertrauen zu ziehen, bei ihm anzufragen, wie sich der König wohl einer Rückkehr nach Hamburg und dortigen Niederlassung und Verheiratung gegenüber verhalten würde. Er erhielt eine freundschaftlich warnende Antwort:

„Schlimme Nachrichten, lieber Hebbel! sehr schlimme. Sie wollen, daß ich Ihnen jetzt raten soll, ich, der erst in diesem Augenblick eine oberflächliche Nachricht von Ihren Verhältnissen bekomme, der die unglückliche Person in Hamburg gar nicht kenne! — Das kann ich nicht! Aber — Sie wollen eigentlich auch nicht meine Meinung hören, Sie möchten nur wissen, ob Sie nach Hamburg reisen und heiraten können, ohne zu riskieren, das Stipendium zu verlieren. Darauf weiß ich nun wieder nichts zu antworten. Ich habe sie als Dichter dem Könige rekommandiert; der König hat Ihnen ein Reisestipendium gegeben, um als Dichter Welt- und Völkerkenntnis zu gewinnen, nicht, damit Sie sich in H. bürgerlich niederlassen. Wie der König das nehmen wird, weiß ich nicht. Sie können ja nicht heiraten, ohne viel Zeit und Geld darauf zu verwenden. Ich kann in dieser Sache nicht als Mittelsmann dienen, es wäre ja, als wenn ich schon vorher in die Sache eingeweiht gewesen. Gott behüte auch, daß ich mich als Scheidewand zwischen Sie und Ihre Braut drängen sollte. Handeln Sie nach Pflicht und Gewissen, aber auch nach Vernunft und Besonnenheit. Was hilft es gleich, Ehegatte zu sein, wenn Sie Frau und Kinder nicht versorgen können? Bedenken Sie wohl, was Sie tun, und lassen Sie nicht den Vogel, den Sie doch schon in der Hand haben, gleich wieder wegfliegen. Es wäre ein schlechter Ersatz für Ihre arme Braut, in häusliches Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nötigen wird ein schlechter Ersatz für den erlittenen Schmerz und Kummer sein."

Also war es mit diesem Plan nichts. Aber noch ehe er diesen Bescheid von Oehlenschläger erhielt, der erst am 22. Februar 1844 geschrieben wurde, erwachte in ihm eine Eigenschaft, über die er schon bei dem Tod seiner Mutter geklagt hatte: weil er ihm nicht abhelfen, ihn nicht heilen konnte, darum haßte er den

Schmerz der Freundin, und er schrieb ihr Trostbriefe von einer erschütternden Grausamkeit, wie sie so ungeschickt und dabei so gut gemeint wohl nur ein Mann an eine trauernde Mutter richten kann. Er schreibt ihr am 6. November:

„Und vielleicht führt in diesem Falle für Dich wie für mich das Trostlose etwas Tröstliches mit sich, darum will ich Dich auffordern, unsere Lage, meine Zukunft ins Auge zu fassen. Über mir wölbt sich ein Himmel wie von Backsteinen, den Sonne, Mond und Sterne nicht mit ihren Strahlen durchdringen; ich habe nicht so viele Aussichten wie der gemeinste Tagelöhner, denn seine Geschicklichkeit besitze ich nicht, und die meinigen helfen mir zu nichts; es ist kein Gedanke daran, daß ich, selbst wenn eine solche mir angetragen würde, jemals eine Professur übernehmen könnte. Ich habe mich nun geprüft und gefunden, daß ich durchaus unfähig bin, noch irgend etwas zu lernen, mir bleibt also nichts, gar nichts als mein Dichtertalent, und damit werde ich mir, kein Hund wird zweifeln, die Unsterblichkeit, d. h. einen Platz am Kreuz neben meinen Vorgängern erobern, aber auch nicht die unscheinbarste bürgerliche Existenz. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachte Dir das Grab unseres Kindes noch einmal und frage Dich, ob Du es lieber ruhig unter den Rosen, die meines Freundes edle Hand pflanzte, *schlafen*, oder als gehetztes Wild von Pfeilen bedeckt durch die Reihen der Menschen, die, wenn sie selbst nicht schießen, doch wenigstens ruhig oder mit einem: Gott erbarme sich! zuschauen, *hinkeuchen* sehen möchtest. Wenn seine süßen blonden Locken Dir einfallen, so erinnere Dich, daß er sie sich als Mann in Verzweiflung vielleicht ausgerauft hätte, wenn sie nicht von selbst ausgegangen wären; wenn seine roten Wangen Dir vorschweben, so bedenke, wie bald sie das Leben gebleicht haben würde. Wer kann ohne die tiefste Erschütterung daran denken, daß ihm Ausgang und Eingang so schwer gemacht wurden; spielend hätte es bei einem so kurzen Dasein in die Welt hinein, spielend hinaus hüpfen sollen! Aber was es auch erlitten hat, die Leiden waren körperlicher Art, sie haben seinem unsterblichen Geist die Flucht aus dem Kerker des Leibes erschwert, aber sie haben

ihm selbst keine Wundenmale aufgedrückt. Wer tilgt aus eines Mannes, wer tilgt aus meiner Seele alle die Risse und Blutspuren wieder weg, die sie nun schon seit 20 Jahren entstellen! Ich glaube mit Dir, daß Max auch geistig begabt gewesen ist, denn so rasch entfaltet das Leben sich nicht in einem Kinde ohne mächtig treibende Grundkraft; aber um so schlimmer für ihn! Mir hat die Natur viel, sehr viel gegeben: so lange die Welt steht, sind mir in meinem Kreise nicht viele gleich, wenige überlegen gewesen; in einem Augenblick, wo ich wünsche, ich wäre der Geringsten einer, darf ich es sagen; ich spreche davon, wie ich von meinen Hühneraugen sprechen würde. Wozu hilft es mir? Ich will die Erde herausfordern, ob sie einen Unglücklicheren trägt wie mich; sie soll mich verschlingen, wenn sie mir ihn zeigen kann. Geisteskraft ist das Höchste, ja, aber nur dann, wenn das Niedrigste sich damit vereinigt, das heißt, wenn das Lächeln des Glücks die Gunst der Natur vergoldet, im entgegengesetzten Fall aber verstärkt sie nur das Empfindungsvermögen für die Schläge des Geschicks, und führt zu verdoppeltem Elend. Nun gib dem Kinde alles, was ich habe, und gib ihm mehr dazu; gib ihm aber auch das, worin er, da er mein Sohn und so ganz mein leibliches und geistiges Ebenbild war, mir gewiß auch gleich gewesen wäre, gib ihm meine ungeheure Reizbarkeit und den possierlichen Segen des Glücks, alles nur darum empfangen zu haben, um auch nicht das Geringste damit auszurichten: dann frage Dich, ob nicht eine einzige Stunde, wie Du solche Stunden bei mir kennst, worin er dies so recht bis zur Vernichtung, bis zur innersten Selbstverhöhnung, gefühlt hätte, mehr der Qual enthalten haben würde als die Krankheit, die ihn in Gottes Arme zurückgeführt hat. Dieses alles kam zusammen, wenn ich mich des Kindes ehemals nur halb freute, denn das ist der Fluch des Mannes, daß er über den Moment hinaussieht und sich den edelsten menschlichen Empfindungen nicht hinzugeben wagt, wenn er nicht weiß, wie er sie in Zukunft durch treue Pflichterfüllung bezahlen soll; aber zweifle nicht, Deinen Schmerz habe ich ganz geteilt; wenn Du mein Tagebuch läsest, Du würdest schaudern vor den Bandwür-

mern, die dieser Sturm aus der Tiefe meiner Seele heraufgewühlt hat; in einem solchen Moment wütet der Mensch, es bleibt ihm keine Wahl, entweder gegen Gott oder gegen sich selbst, und ich biß mit meinen Zähnen in mich selbst hinein. Acht Tage lang habe ich geweint; ich habe meinen Zustand in den Briefen an Dich verhehlt, obgleich es mich erleichtert haben würde, mich auszuschreien, und ich spreche auch jetzt nur davon, damit Du nicht etwa glaubst, daß der nur halb Getroffene Dich auffordert — Deine Wunden zu verbinden und Dich zu fassen!"

Zu Weihnachten schickt er ihr ein wundervolles metaphysisches Gedicht über seinen Unsterblichkeitsglauben und erwartet, daß dies ihr ein Trost sein soll. Dabei lebt allerlei Weiches und Zartes in ihm, was das verstorbene Kind betrifft, — aber er haßt den Schmerz, weil er ihn nicht heilen kann, er möchte ihn ausrotten. Und in der für Hebbel typischen durchaus männlichen Weise will er ihn, aus seinen eigenen seelischen und künstlerischen Bedürfnissen heraus, auf ein metaphysisch-transzendentes Niveau heben, studiert ihn und beobachtet ihn und schöpft aus ihm die tiefsten Erkenntnisse über Gott und Welt, — typisch männlich, aber unerträglich für jede Mutter, die wirklich Mutter ist.

Das sind die Stimmungen, in denen die Maria Magdalena entstand, in denen er, nach seinem Ausdruck, alle Mauslöcher ausstopfte, die noch in der Komposition geblieben waren. Kein Wunder, daß dieses Stück, so großartig es in der unerbittlichen Durchführung seiner Charaktere ist, einen qualvoll beengenden Eindruck macht. Den Stoff dazu, wenigstens die Anregung hatte Hebbel in München im Zusammenleben mit Beppi Schwarz erhalten, aber das Wesentliche dabei, das innere Problem, die Erkenntnis von der Schuldlosigkeit aller Schuld, von dem furchtbaren Zwang, der in den Verhältnissen des Lebens liegt, von dem notwendigen Druck der Enge, der typisch „bürgerlichen" Verhältnisse, das ist unabhängig von Stoff und Problem, das ist der Niederschlag von Hebbels allereigensten Erlebnissen und Erkenntnissen über die Gesetzmäßigkeit in allem Ge-

Hebbels Kindheitsgarten mit dem Brunnen

schehen. „Ich bin zufrieden," schreibt er in sein Tagebuch, „besonders damit, daß sie eigentlich alle recht haben, sogar Leonhard, wenn man nur nicht aus den Augen läßt, daß er von Haus aus eine gemeine Natur ist, die sich in höhere nicht finden und an sie nicht glauben kann, und daß also die Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit, aus der von vornherein alles Unheil der Welt entspringt, so recht schneidend hervortritt, weshalb ich mich denn auch wohl gehütet habe, den Hauptcharakter, den eisernen Alten, am Ende in dem Scheidewasser, das der Sekretär, den der Tod einen Blick in die Verwirrung tun läßt und auf den Punkt, von wo aus die Übersicht möglich wird, erhebt, sterbend gegen ihn ausspritzt, aufgelöst erscheinen zu lassen, er darf nicht weiter kommen als zu einer Ahnung seines Mißverhältnisses zur Welt, zum Nachdenken über sich selbst. Leonhard ist ein Lump, aber eben deswegen — ein Lump kann nichts Böses tun!"

Merkwürdigerweise sind die Einwendungen, die gegen das Stück erhoben wurden, meist stofflicher Natur. Die Berliner Intendanz lehnte es ab, weil es durch das Auftreten einer Schwangeren unsittlich erschien, und die Stich-Crelinger, die Hebbel seit der Judith günstig gesinnt war, meinte, sie wolle gerne unter seiner Fahne jedes Vorurteil, jedes enge Bedenken bekämpfen, — aber er müsse auch dafür sorgen, daß ihr selbst nicht die Hände zitterten.

Und noch Jahre später hat Uchtritz bei aller Bewunderung für den dramatischen Bau doch getadelt, daß der Fall in stofflicher Beziehung ein zu singulärer sei, daß Klara dadurch peinlich berühre und abstoße, daß sie sich einem ungeliebten Mann hingebe, was etwas Unangenehmes, psychisch wie sinnlich Widriges habe.

Aber ich glaube, daß diese Einwände am Wesentlichen vorbeigehen. Der Schwangerschaft seiner Heldin gegenüber hat sich Hebbel oft auf das Gretchen berufen, die Einwände gegen die „Singularität des Falles" konnte er mit letzter Lebenswahrheit und zwingender Motivierung widerlegen. Das wirklich Quälende und Unerfreuliche, das von dem Stück ausgeht

und das bei aller Bewunderung für seine Größe nicht übersehen werden kann, liegt in der inneren Stimmung des Autors, die man fühlt und der man sich unmöglich entziehen kann. Die Enge, die Bedrängtheit, die Hebbel hier dargestellt hat, die lebt und durchleidet er selbst, über der ist er nicht erhaben, er steht unter ihr. Nicht nur Meister Anton und Klara, die Geschöpfe seines Geistes, finden kein Verhältnis zur Welt, müssen sie fliehen oder können sie nicht begreifen, er selbst, ihr Schöpfer, kann seine eigene Stellung zur Welt nicht einnehmen. Er schleppt an derselben Kette, die den beiden Helden seines bürgerlichen Trauerspiels zu schwer ist.

Übrigens bildet die Klara den dritten Akkord in seiner Frauentrilogie. Die Judith war die aktive, die Genoveva die leidende, die heilige Heldin, Klara ist die Büßerin. Damit war ihm ein Lebenszirkel abgeschlossen, er vermochte es, eine Stufe weiterzugehen, sich höher zu schwingen und nach diesen Problemen der Einzelschicksale, die er hier gestaltet hatte, wandte er sich nun Weltproblemen zu. In einem sehr interessanten Brief an Charlotte Rousseau hatte er entwickelt, wie er sich die Aufgabe der dramatischen Dichtung für die Zukunft dachte:

„Nun werde ich zunächst den Moloch, das furchtbarste meiner Stücke, ausführen. Ich scheue mich ordentlich ein bißchen davor, denn die Idee ist wie ein zweischneidiges Schwert. Dann den Christus. Damit wäre die erste Abteilung des großen Dramas, das ich beabsichtige und von dem die einzelnen Stücke gewissermaßen nur Akte sind, geschlossen, und von der Komödie der Vergangenheit könnte ich zur Komödie der Gegenwart übergehen. Diese wird in drei Stücken abgetan, und dann gehe ich in der Tragödie: zu irgendeiner Zeit! auf die Komödie der Zukunft über. Ich denke nämlich nicht, Theater- oder Lesefutter zu liefern, sondern in einem einzigen großen Gedicht, dessen Held nicht mehr dieses oder jenes Individuum, sondern die Menschheit selbst ist und dessen Rahmen nicht einzelne Anekdoten und Vorfälle, sondern die ganze Geschichte umschließt, den Grundstein zu einem ganz neuen, bis jetzt noch nicht dagewesenen Drama zu legen, daß, wenn ich nicht selbst der Mann

bin, das Gebäude zustande zu bringen, was ich erst dann wissen kann, wenn es wirklich steht, doch diejenigen dramatischen Dichter, die nach mir hervortreten werden, den Weg, den ich zuerst eingeschlagen habe, wandeln müssen, denn das Bisherige ist abgetan, obgleich es natürlich nie an sogenannten poetischen Subjekten fehlen wird, die Dublette nach Dublette anfertigen."

Im Anschluß daran, oder richtiger in der Erklärung über seine persönliche Stellungnahme zur tragischen Dichtung führt er aus, wie sich überhaupt das Verhältnis zur dramatischen Poesie gestaltet, und er sucht zu beweisen, daß seine düsteren Weltbilder nicht aus der Düsterkeit seines Lebens, sondern aus seiner allgemeinen Weltanschauung, dem Pantragismus erwachsen. Freilich faßt er hier seine eigene Anschauung als allgemein-gültiges Weltgesetz auf, — doch hat ja diesen Irrtum jeder Dichter, jeder Gelehrte, jeder Philosoph begangen:

„Sie wünschen meinen Gebilden einen weniger schwarzen Hintergrund. Glauben Sie mir, all das Finstre, was durch meine Arbeiten hindurchgeht, ist nicht Resultat meines individuellen Lebens- und Entwicklungsganges, es sind keine persönlichen Verstimmungen, die ich ausspreche, es sind Anschauungen, aus denen allein die tragische Kunst wie eine fremdartige unheimliche Blume aus den Nachtschatten hervorwächst. Ein tragischer Dichter, selbst der glücklichste, Sophokles, nicht ausgenommen, hat nie andere gehabt, denn wenn die epische und die lyrische Poesie auch hin und wieder mit den bunten Blasen der Erscheinung spielen dürfen, so hat die dramatische durchaus die Grundverhältnisse, innerhalb deren alles vereinzelte Dasein entsteht und vergeht, ins Auge zu fassen, und die sind bei dem beschränkten Gesichtskreis des Menschen grauenhaft. Das Leben ist eine furchtbare Notwendigkeit, die auf Treu und Glauben angenommen werden muß, die aber keiner begreift, und die tragische Kunst, die, indem sie das individuelle Leben der Idee gegenüber vernichtet, sich zugleich darüber erhebt, ist der leuchtende Blitz des menschlichen Bewußtseins, der aber freilich nichts erhellen kann, was er nicht

zugleich verzehrte. Dies alles gilt nicht bloß von der vorzugsweise tragisch genannten, es gilt von aller dramatischen Poesie, denn auch die Komödie hat eine tragische Seite, die für den, der sie inmitten der bunten Fratzen und Arabesken, die sie verschleiern, entdeckt, fast noch furchtbarer ist als die Tragödie selbst. Wer die Grundverhältnisse nicht berührt, der kann freilich in der dramatischen Form noch angenehm und lieblich gaukeln, und gewiß wird er, besonders in der gegenwärtigen Zeit, viele Leute finden, die ihm Beifall klatschen, wenn er sich in den Finger schneidet und dann zeigt, wie geschickt er die Wunde wieder zu heilen versteht, aber nie wird er eine geschichtliche Furche ziehen, und nie wird die Kunst ihn anerkennen, denn sie ist eine strenge Mutter, sie stattet ihre Söhne überreich aus, aber alle ihre Gaben haben nur Wert in ihrem eigenen Kreise, ja, wer diese Gaben mißbrauchen kann, auch nur kann, der hat die wahren gewiß nicht empfangen, denn die schließen den Mißbrauch aus."

Der Vereinigung von diesen allgemeinen Kunstanschauungen mit Hebbels persönlichen Erlebnissen konnten nur düstere Bilder entwachsen, — und so ist es kein Wunder, daß Hebbels „bürgerliches Trauerspiel" einen so bitteren Nachgeschmack hinterläßt.

Die Ablehnung von seiten des Berliner Theaters war ein schwerer Schlag für Hebbel. Er hatte so große Hoffnungen darauf gebaut, und nun kam es doch zum Nein! Es traf ihn furchtbar. Er schreibt darüber an Elise, die ihn, nun ihre Entbindung herannaht, an die Einlösung seines Versprechens mahnt. Aber er war indessen ruhiger geworden, er sah die Dinge nicht mehr vom Gesichtspunkt des ersten furchtbaren Schmerzes, in dem man alles tun will, um nur irgend etwas zu tun, — er erkannte, daß eine Ehe „ohne alles Fundament" nicht möglich ist. Ja, wäre er der äußerlich erfolgreiche Bühnenschriftsteller, um den sich die Theater reißen, aber er ist der schwerlebige, schwerschaffende Künstler, den sie ablehnen, weil seine Zeit noch nicht gekommen ist. Es war eine bittere Enttäuschung für Elise, um so bitterer, je mehr sie auf die

Vermählung gerechnet und in diesem Sinne in ihrer Umgebung gesprochen hatte. Hebbel versuchte, sie mit allen Beispielen aus der Geschichte zu beruhigen, er schreibt ihr die wundervollsten, inhaltreichsten Briefe, schildert sein Pariser Leben und seine Eindrücke, macht ihr immer wieder auf alle Weise begreiflich, was sie ihm bedeutet, aber er will sie sicher nicht darüber täuschen, daß der Gedanke an eine Ehe mit ihr ihm immer weiter rückt, daß er immer schwerer mit sich nach dieser Richtung hin zu kämpfen hat. Darum ist auch der Brief, in dem er seinen zweiten Sohn willkommen heißt, wortreich, aber irgendwie kalt, ganz anders als die Eintragungen, die er bei der Geburt des ersten Kindes in sein Tagebuch machte, und erst recht anders als spätere Eintragungen über seine ehelich geborenen Kinder.

Er erlebte eben auch an sich mit Entsetzen, daß die Armut zum Teil die Stelle der Seele einnehmen kann, wie er es früher vom eigenen Vater sagte. Er schreibt auch darüber an Elise am 19. Juni: „O welch ein Fluch ist die Armut! Sie bringt den Menschen um alles. Die schönsten, höchsten Güter sind nicht für ihn da, er kann sie nicht genießen! Wer dies Gespenst einmal sah, und ich sah es in meiner frühsten Jugend, der sieht nichts andres mehr."

Er ist ja auch wieder so gebunden, — wenn er nicht reist, verliert er sein Stipendium, wenn er reist, kann er der Freundin, der er so gerne Freund bleiben will, nichts oder nur wenig sein, er bangt um sie, um ihr Leben, — so vergehen ihm die letzten Monate in Paris. Dabei atmet er die Pariser Atmosphäre mit vollen Zügen ein, gestaltet sie anschaulich, läßt sie zugleich auf sich einwirken und stellt sie aus sich heraus, wie in dem interessanten Gedicht: „Ein Spaziergang in Paris", das Hebbel unter dem Eindruck der Todesnachricht von Thorwaldsen schrieb. Dr. Bamberg ist bei all dem sein treuer Begleiter, der auch alle Stimmungswechsel mitmacht und oft selbst unter ihnen zu leiden hat. Und so kommt der Herbst, und das erste Reisejahr, das dem Pariser Aufenthalt gewidmet wurde, ist vorüber, und Hebbel schreibt am 26. September ins Tagebuch:

„Morgens früh vorm Einpacken. 22 Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen. Es ist wie ein Traum! Ich fuhr mit diesem Gedanken aus dem Schlaf auf, sprang aus dem Bett und kleidete mich an. Heute nachmittag um fünf reise ich. Es war ein paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich, als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Licht zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnötig, Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten Segen! Blühe länger als alle Städte der Welt zusammengenommen!"

Sein Reisetagebuch, das er auf der achttägigen Reise führte, hat er später als Aufsatz veröffentlicht. Aber Rom, wohin er am 3. Oktober gelangte, war ihm zuerst kein Erlebnis. Er war nicht darauf vorbereitet. Oder richtiger, wir sind nicht darauf vorbereitet, daß ein Dichter, ein Künstler Italien besuche, ohne dort in seiner innersten Seele verwandelt zu werden. Wir glauben, was Goethe, was Feuerbach, was Böcklin erlebten, was unzählige Unbedeutendere ihnen nachempfanden und gestalteten, das muß auch einen Hebbel berührt haben. Aber er sah Italien ganz anders — ohne den Vorbau einer gründlichen klassisch-humanistischen Bildung, ohne die Freiheit und Loslösung von der Heimat, ohne sich aufgeben zu können an die neuen Eindrücke. In Rom war ihm die Heimat gewissermaßen noch näher als in Paris, — denn sie stand als näheres Ziel, als Abschluß der befreienden Reiseperiode vor seinen Augen. Und die Heimat bedeutete die Rückkehr in die Sklaverei, in jeden Druck und jede Erniedrigung. Das konnte er in Rom keinen Augenblick vergessen. Und wie kann man genießen, wenn man so leben muß, wie es die Jahresübersicht im Tagebuch über das Jahr 1844 angibt:

„Ein Jahresschluß in Rom! Aber er ist schnell gemacht. Gearbeitet habe ich außer 16 Gedichten, von denen Liebeszauber allerdings nicht zu verachten, sondern unter meinen lyrischen Sachen obenan zu stellen ist, und dem ideenreichen, aber zum

Nachteil der Form zu sehr ins Enge gezogenen Vorwort zur Maria Magdalena nicht das geringste; ich habe also im rechten Verstande, da diese Dinge wenig bedeuten wollen, nichts gearbeitet. Gelebt habe ich, wie man leben kann, wenn man jeden Sou dreimal umkehren muß, ehe man ihn auszugeben wagt; ich bin nicht verhungert, habe mich zuweilen gefreut, besonders in Paris, und noch öfter gesehen, wie andere sich freuten. In Rom habe ich seit meiner Ankunft nur Krankheiten abzuwarten gehabt; acht Tage nach meiner Ankunft befiel mich die erste, jetzt leide ich an den Drüsen. Der fröhlichste Tag für mich in Rom war der Weihnachtsabend, den ich bei meinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte; ein himmlisches Wetter, wovon man im Norden keine Vorstellung hat, ein Himmel über mir, als ich die spanische Treppe hinanstieg, wie eine blaue Kristallglocke, in den Gärten blühende Rosen. Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl, Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es einmal wieder recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund ausgesperrt zu sehen, denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf. Bekanntschaften: Gurlitt, Landschaftsmaler, trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wacker angenommen hat. Hier ist der Inhalt des Jahres. Was wird das neue mir bringen? Eine Frau zu dem Kinde, das schon wieder da ist? Kann ich, muß ich heiraten? Kann ich, muß ich einen Schritt tun, der mich auf jeden Fall unglücklich und dich! nicht glücklich machen wird? O, meine Lebensverhältnisse! Wie doch immer das, was mich dem einen Abgrund entriß, mich dem andern wieder nahführte. Was ist darüber zu sagen! Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die reinste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, kann sich nicht hingeben, sondern sich höchstens opfern."

Mit solchen Seelenkämpfen kann man in Rom, in Italien keine geistige Wiedergeburt feiern, das ist unmöglich. Es gehört seelische Freiheit und Bereitschaft dazu, um aufnehmen und genießen zu können, um sich zu erneuern. Qualvoll sind die Briefe, die er in diesem Winter an Elise richtet, qualvoll und quälend. Die bei Hebbel periodisch auftretenden Produktionspausen waren ihm wieder zur fürchterlichen Beängstigung geworden, und was er als Zukunftsaussicht vor sich sah, war nicht verlockend. Am 30. März schreibt er:

„Deinen Brief erhielt ich an meinem Geburtstag und sparte ihn wie immer für den Abend auf. Diesmal wäre es besser gewesen, wenn ich ihn gleich gelesen hätte. Du hast mir durch diesen Brief das Herz zerrissen. Und das, weil ich natürlich menschlich empfinde, weil ich vor Verhältnissen erzittere, die mich nur vernichten können! Du hast Dinge aus meinem Brief herausgelesen, die nicht darinstehen, und sie auf eine Weise beantwortet, die mich tief schmerzen mußte, nicht meinet-, sondern Deiner selbst wegen. Wo steht, daß Du auf die Verheiratung dringst? Ich sagte: die Welt, unsre Lage dringt darauf. Ist das etwa nicht wahr? Wird nicht ein jeder, der mich kennt, mich mit der Frage: Sie werden sich nächstens verheiraten? begrüßen oder mich ohne weiteres als verheirateten Mann behandeln? Werden wir nicht beide, Du und ich, als Lügner dastehen, wenn es nun doch unterbleibt, da Du schon jetzt für meine Frau giltst? Werden nicht Folgen, die unberechenbar sind, daraus hervorgehen? Ist das etwa alles Hypochondrie? Könnte ich's ertragen, wenn man anfinge, mich in den Zeitungen zu verspotten? Und fehlt es mir in Hamburg an Feinden? Und auf der anderen Seite: ist es möglich zu heiraten ohne Geld, ohne Aussicht auf Geld, ohne alles? Würde die heftigste Leidenschaft einen solchen Schritt unter solchen Umständen wagen? Wenn ich Dir die Frage vorlegte, so geschah es, weil ich dachte, auch Dir müsse die Unmöglichkeit einleuchten: auf die Äußerung, daß Deine Mutter die Trauungskosten hergeben werde, wenn sie mir fehlen sollten, war ich freilich nicht gefaßt, denn, allmächtiger Gott, wenn man nicht einmal die hätte, woher das übrige nehmen? Ge-

rade so hast Du auch das auf den Kopf gestellt, was ich über Dein Benehmen während der Münchner Zeit sagte. Ich habe das Faktum ausgesprochen, aber nicht ohne Deine Rechtfertigung hinzuzufügen, denn der ist doch wohl gerechtfertigt, der etwas tut, was kein Mensch lassen kann. Man muß besitzen wollen, wenn man liebt, es ist nicht anders möglich; dieser Naturnotwendigkeit warst auch Du unterworfen; kann das Verbrechen sein (Du behauptest ja, Deine Liebe sei in meinen Augen ein Verbrechen), was nicht vom Willen des Menschen abhängt? So wenig, als es Tugend ist, wenn er dem, was sein höchstes Gut ausmacht, alles übrige opfert. Ist in diesem allen etwas Falsches? etwas Bittres? auch nur, aus meinem Munde, etwas Neues? Wozu denn solche Exagerationen wie die Heiratsvorschläge mit einer Italienerin, um die Mylords und Marquis, Grafen und Barone sich drängen? Wenn die Freude eines eben vom Fieber Genesenen über eine Rose, die ihm eine Viertelstunde duftete, zu laut war, mußtest Du ihn so hart dafür bestrafen? Du mußt ja selbst empfinden, teuerste Elise, daß solche Erfahrungen mich scheu machen könnten, Dir die wenigen Augenblicke meines Lebens, in denen ich froh bin, noch zu malen. Kannst Du es denn noch immer nicht lernen, Dir aus allen meinen Briefen mein Bild zusammenzusetzen, die guten nicht zu gut, die schlimmen nicht zu schlimm zu nehmen? Es ist schon ein Zusammenhang in all dem scheinbaren Widerspruch. Ich bin ein Mensch, der nie etwas zurückhält, dabei wird denn aber auch vieles ausgesprochen, was nur für den Moment gilt. Deine Gefühle für mich kann ich nicht erwidern, das hast Du immer wissen müssen und immer gewußt, und es ist doch wohl so wenig bei mir eine Sünde, wie bei Dir, daß ich über mein Herz nicht gebieten kann. Aber desungeachtet bist Du mir das Teuerste auf der Welt, und wenn das entsetzliche Schicksal mich treffen sollte, Dich zu überleben, so würde mir die Brust zerspringen und das Gehirn bersten. Mein Gott, ich dachte, die Briefe aus Paris zur Zeit der Not wären ein Zeugnis, das mich neuer Versicherungen dieser Gefühle auf ewig überhöbe. Siehst Du's denn nicht? Wendet sich nicht meine ganze Seele

nach Dir? Teil ich Dir nicht jeden Gedanken mit? Hab ich Ruhe, ehe ich meine beſten Gedichte in Deinen Händen weiß? Fühle und erkenne Dich ſelbſt! Du haſt keinen einzigen Zug von denen, die Du Dir in der Verzweiflung ſelbſt andichteſt. Du haſt mehr Geiſt als die meiſten Deiner Mitſchweſtern und ein Herz, wie nie ein edleres geſchlagen hat. Du biſt eins der herrlichſten Weiber, die je über die Erde geſchritten ſind, und es iſt mein höchſter Schmerz, Dich nicht ſo lieben zu können, wie Du es verdienſt. Alles dies ſollteſt Du wiſſen, und wenn Du es weißt, wie kannſt Du irre werden an Dir und mir? Naturnotwendigkeiten können wir alle beide nicht ändern, man kann ſich ſo wenig ein anderes Herz geben als ein anderes Geſicht. Ich ſchaudre vor der Rückkehr, es iſt wahr, aber nicht, weil mich hier ein Fräßchen oder auch nur die Natur gefeſſelt hält, ſondern weil mich in Deutſchland alle Schreckniſſe erwarten, die ich am meiſten ſcheue. Hätteſt Du mir ein Aſyl zu bieten, wie gerne wollt' ich kommen. Aber ich fühle in mir nicht die Fähigkeit, mir eins ſelbſt zu gründen ... Manchen anderen mag der Kampf mit der Not ſtählen, bei mir iſt das Gegenteil der Fall. Der Dichter muß eine behagliche Exiſtenz haben, ehe er arbeiten kann; andere arbeiten, um eine ſolche Exiſtenz zu erlangen. Ohnehin ſind meine Bedürfniſſe geſtiegen, ich kann manches nicht mehr ſo leicht entbehren wie wohl früher. Vor Hamburg habe ich eine Angſt wie vor dem Grabe; habe ich ſie darum vor Dir? Denke Dir die Menſchen, die ich dort treffe, denke Dir alles und dann frag Dich, ob Du, wenn Du 15 Jahr wärſt und mir Gefühle eingeflößt hätteſt wie Laura dem Petrark, imſtande ſein würdeſt, es aufzuwägen. Mein Gott, wenn Du einen Brief empfängſt, der Dir nicht gefällt, ſo gib Dir doch die Mühe, Dich ein wenig in meine Lage zu verſetzen, und bleibe nicht immer bloß bei Deinem perſönlichen Verhältnis zu mir ſtehen. Iſt es wohl recht, mir zu ſchreiben: ‚es wäre beſſer, ich und das Kind pp' und ähnliches? Wie ſollt' ich mich nicht freuen, Dich wiederzuſehen, aber iſt ein Wiederſehen wie das der drei Männer im feurigen Ofen zu wünſchen? Lege einmal dieſen Brief mit dem vorigen zuſammen, und Du wirſt finden, daß dieſer ſchon

in jenem steckt. Lies alle Briefe nacheinander, die Du seit meiner Abreise empfangen hast, und Dir wird das Bild eines Mannes entgegentreten, der im ersten Moment des überströmenden Gefühls das Unmögliche wollte und dann durch den Verstand, der ihm zeigte, daß er im Begriff stand, Dich und sich selbst zu vernichten, zurückgehalten wurde. Eins gereicht ihm so wenig zur Schande als das andere. Auch darin hast Du mich durchaus gemißdeutet, wenn Du glaubst, ich werfe Dir die Annahme meines Namens vor, oder auch nur, ich hätte Dir aus Paris über diesen Punkt meine wahren Gedanken verhehlt. Keins von beidem, ich dachte damals nur an Dich, nicht an die Folgen. Ganz natürlich aber denke ich jetzt auch an diese, und da muß ich ein Faktum beklagen, was mir die Rückkehr nach Hamburg, wenn ich nicht gleich heiraten will, kaum erlaubt. Nun ist alles beseitigt, und das Resultat ist: uns fehlt Geld! Hast Du mir hierzu etwas zu sagen, was trösten und beruhigen kann, so tu's. Aber verschone mich mit dem Allerweltstrost. Wen nur noch ein Wunder zu erretten vermag, der ist verloren, und Geld zu schaffen weiß ich so wenig als Dein kleiner Sohn. Ich bitte Dich noch einmal: nie wieder etwas von Gott, von Vorgefühlen usw. Meine Hand fährt unwillkürlich nach Briefen, die so etwas enthalten, um sie zu zerknittern. Ich glaube recht gern, daß alle Haare auf meinem Kopf gezählt sind, aber daraus folgt nicht, daß keine vor Kummer ausfallen dürfen. Weißt Du dagegen einen vernünftigen Plan, der zu etwas führt, so wird er mir immer willkommen sein. Nach Berlin ginge ich unendlich viel lieber als nach Hamburg. Und Dich dort zu wissen, wäre ein doppelter Trost. Aber! — Laß dies nun meine letzte Erklärung über den unter uns immer wiederkehrenden Zwist sein. Mich ekeln die ewigen Wiederholungen. Lies, wenn Dir ein neuer Brief nicht recht ist, die alten immer wieder und besonders diesen. Geld! Geld! Geld!"

Da rasselt die Kette wieder, da ist ihr verhängnisvolles Klirren. Da zeigt sich wieder der Fluch des Unfreien, des Besitzlosen. Denn das ist nicht die Leichtigkeit des Künstlers, der eben mal kein Geld hat und es weiß und nun erst recht wild

genießt und in den Tag hineinlebt: „Meine Gläubiger mögen sehen, wo sie bleiben, ich lebe nur einmal." Nein, das ist der Daseinskampf des Taglöhners, der immer mit der Tageslosung zu rechnen gewohnt ist, dem es sich von ganz klein auf unerbittlich in Hirn und Herz eingegraben hat: was der heutige Tag nicht erwirbt, kann der morgige Tag nicht essen! Solche Menschen können nur geistige Wiedergeburten feiern, wenn sie befreit werden von der Sorge des gemeinen Alltags, nicht, wenn diese in allen Gewändern, selbst in das der Liebe zu Weib und Kind verkleidet, höhnisch über die Schulter grinst.

Solche Menschen sind aber auch nicht zum Genuß der Freundschaft fähig. Immer sind sie empfindlich und mißtrauisch, immer wittern sie Verrat. Wenn jemand so unter seinem abgeschabten Rock leidet, wie Hebbel es tat, der buchstäblich und in wahrhaftem Ernst auf die Frage, wie es ihm ginge, antworten konnte: „Wie meiner Hose!" dann ahnt er auch immer, selbst wenn gar kein Grund dafür vorliegt, daß man sich seiner, seiner Armut, seiner Schäbigkeit schämen könnte. Und gerade, weil er sich seiner geistigen Überlegenheit voll bewußt war, darum litt er doppelt unter dem Mißverhältnis zwischen äußerem und innerem Leben. Daraus entsprang zum Teil oder das steigerte wenigstens seine maßlose Empfindlichkeit, sein Mißtrauen. das ganz besonders seinen Freunden gegenüber zu rasender Eifersucht werden konnte. Er war gewohnt von allerfrühester Jugend her, daß sich diejenigen, die sich ihm anschlossen, auch unbedingt seiner geistigen Führung unterwarfen, und nicht so sehr aus Herrschsucht wie aus Angst vor Vereinsamung und Verrat wurde er mißtrauisch und dann völlig unzugänglich, wenn er auch nur eine Entfernung, das leiseste Sich-ihm-entziehen zu beobachten glaubte. Diese Erfahrung hatte schon Bamberg in Paris gemacht, der ihm im Mai den folgenden für Hebbel charakteristischen Brief schrieb:

„Mein hochverehrter Herr Dr. Hebbel!

Es schmerzt mich sehr, daß es zwischen Ihnen und mir zu solchen Mißhelligkeiten gekommen ist. Ihre Laune spielt Ihnen böse Streiche, und der Maßstab, den Sie anlegen, paßt für keiner-

lei Verhältnis. Von einem Rechte, Ihnen Vorwürfe zu machen, kann natürlich die Rede nicht sein, indes berufe ich mich auf ein früher schon ausgesprochenes Wort, daß das verletzte Gesellschaftsglied allerdings so frei sein darf, das ihn bedrückende Element zu besprechen. Würde ich mich indes nicht eben sehr lebhaft erinnern, daß Sie auch dieses Recht als unstatthaft erklärten, wie Sie bei der Reibung mit einem Ihrer Bekannten, der Ihnen nach eigenem Zugeständnisse die Wahrheit sagte, dies bereits geltend gemacht haben, so würde ich mir erlauben, den oben ausgesprochenen Bemerkungen noch andere hinzuzufügen. Ich habe mich nur wegen eines Verspätens am Sonntag abend zu entschuldigen, was ich hier in aller Form tun will. Würde mir nicht daran gelegen haben, abends noch in Ihrer Gesellschaft zu sein, so wäre ich, da gar nichts Bestimmtes abgesprochen war, nicht noch einmal direkt zum Restaurant gegangen, um Sie vorzubereiten. Also der mehr als entschiedene, das heißt, der freudige Wille war da. Wenn ich Ihnen nun außerdem noch sage, daß ich um die Stunde meines Freiseins bestimmter zu wissen, direkt nachfragte, wie lange das Mittagessen dauern würde, so dürften Sie von meiner guten Absicht noch mehr überzeugt sein. Wenn man sich nun für ein gegebenes Mittagessen dadurch entschädigt, daß man, da es allerdings schon vor 8 Uhr zu Ende war, mir Musik vorträgt, und zwar eigene Musik, so ist durchaus gar keine Möglichkeit vorhanden, mit dem gefüllten Magen die Gesellschaft zu verlassen. Sie haben sich auf dieses Ausbleiben wider mein Verschulden sehr schön benommen, und wenn Sie nicht der wären, der Sie sind, so würde ich heute schwerlich in den Fall gekommen sein, über ein solches Verhältnis zu schreiben. Hier ist durchaus der Punkt, wo das viele Leben, das in Ihnen ist, denn diese Überreizung ist in dem verdichteten Begriff Leben mit einbegriffen, krankhaft wird. Anderen Tages habe ich Ihnen zum Geburtstag gratuliert, was Sie ignorierten. Darauf habe ich mich schriftlich entschuldigt, Sie nicht besuchen zu können, und dazu hatte ich einigen Grund, worauf Sie Herrn Wagner und mir in einem Humor, in dem Sie sich selbst durchaus unbehaglich

fühlten, eine Visite abstatteten. Denselben Vormittag kam ich noch zu Ihnen, bot Ihnen allerlei Gefälligkeiten an, zu denen Sie mir im eigentlichsten Sinne keine Erlaubnis erteilen wollten. So weit nun geht durchaus gar kein Verhältnis der Welt, wenn dies nicht den Lakaiencharakter oder im schroffen Gegensatz den der höchsten subjektiven Aufopferung angenommen hat. . . .

Ich entbehre sehr viel, wenn ich nicht bei Ihnen bin und will ein Drittel meiner Zeit mit Vergnügen bei Ihnen zubringen. In das allgemeine Sieb aber lasse ich mich nicht schütten, denn Sie haben bei mir, wie ich sehe, nur eine Zeitlang gewartet, bis Sie meinen ganzen Gehalt hineintaten, während Sie andere schon etwas früher haben durchfallen lassen. Fatal wäre mir außerdem, wenn ich dergleichen Explikationen noch einmal nötig hätte, denn während man immer nur beschäftigt ist, die Instrumente zu stimmen, geht die eigentliche Musik verloren, und die alte Temperatur ist zuletzt gar nicht mehr herzustellen. Indes empfangen Sie meine besten Grüße und Empfehlungen.

Ihr ergebenster Dr. Felix Bamberg."

Aber Bamberg selbst war ähnlich veranlagt, vielleicht weil er Jude war, ein Abkömmling des unterdrückten Volkes, und weil alle Unterdrückten eben mißtrauisch sind, daher ja auch das große Mißtrauen der Proletarier stammt. Das beweisen zwei Bruchstücke aus Briefen, die er und Hebbel nach ihrem Abschied in Paris wechselten. Hebbel hatte im Augenblick der Abreise von Bamberg eine Adlerfeder erhalten und dazu folgende Verse:

Der Klaue, wenn sie das Lebend'ge faßt,
Nimmt selbst der Flügel halb nur ab die Last,
Drum, wenn sich schwer Geschaffnes auf dich legt,
Denk an den Adler, der die Beute trägt.

Damals hatte ihm Hebbel die Abschrift von einigen Gedichten versprochen, und als Bamberg sie nun nicht erhielt, sah er darin eine Absicht und fand es Hebbels nicht würdig, daß er ihm die Bitte nicht lieber abgeschlagen habe, als daß er sie ihm nun stillschweigend nicht erfülle.

Hebbel antwortete darauf am 16. Januar 1845: „Nun zu dem übrigen Teil ihres Briefs. Ehrlich gestanden, er hat nicht einen so wohltuenden Eindruck auf mich gemacht als die letzte Freundlichkeit, die Sie mir bei meiner Abreise von Paris erwiesen. Diese rührte mich tief, und der Vers, womit Sie Ihr bedeutsames Geschenk begleiteten, ist sehr schön und wahrhaft poetisch, wenn ich auch, wenigstens in meinen jetzigen Gemütszuständen weit entfernt bin, ihn in Beziehung auf mich passend und anwendbar zu finden. Der Brief dagegen enthält etwas Hälliges, was, wenn es nicht immer und überall aus dem mündlichen Gespräch zu verbannen ist, doch wenigstens aus der schriftlichen Unterhaltung ausgeschlossen werden muß, wenn diese sich Fortdauer versprechen soll. Ich kann nur auf einem Fuß mit Menschen verkehren, auf dem eines großartigen Vertrauens; dies habe ich Ihnen bewiesen, und das schließt die Möglichkeit einer Handlungsweise aus, wie Sie mir unterlegen. Welchen anderen Grund könnte ich noch gehabt haben, Ihnen von den Gedichten, deren Sie erwähnen, die Abschriften nicht mitzuteilen, als weil ich es ganz einfach vergessen hatte? Wissen Sie auch, daß ich mich schrecklich rächen, daß ich sie Ihnen jetzt noch senden und Ihnen, da man von hier aus nur bis zur Grenze frankieren kann, ein ganz anständiges Porto aufbürden könnte? Ich unterlasse es, aber auf den ersten Wink stehen Ihnen die Sachen zu Gebot. Daran hätten sie nie zweifeln sollen."

Diese Zeilen zeigen, wie wenig sich Hebbel seines Mißtrauens bewußt war, das nur Erb- und Erziehungs-, nicht aber Naturfehler gewesen ist. Bamberg hat sich auch immer wieder damit abgefunden. Aber Gurlitt in Rom, dem im eigenen Wesen kein Schlüssel zu diesem Zug gegeben war, hatte es schwerer.

Gurlitt setzte sich in jeder Weise für Hebbel ein; er pflegte ihn in seiner Krankheit, kam ihm materiell zu Hilfe — und er stand diesem Mißtrauen völlig ratlos gegenüber. So wie er sich neben Hebbel noch jemand anders anschloß, wurde Hebbel wie von einer Angst gepackt, er werde nun ihm gegenüber anders empfinden als vorher, und immer sah sich Gurlitt vor

die Wahl des „Alles oder nichts" gestellt. Mühsam nur konnte er das Schifflein ihrer Freundschaft an diesen Klippen vorübersteuern. Das drückt das Epigramm aus, das Hebbel in Rom geformt hat:

„Freunde hast du so viel wie Tage im Jahre, nur leider
schließet der Plural hier immer den Singular aus."

Gurlitt gewährte Hebbel ein Darlehen, das es ihm erstens ermöglichte, Neapel aufzusuchen, und dann, Elise zu unterstützen, für die er seit Jahren nach besten Kräften zu sorgen strebte. An dieser Schuld gegen Gurlitt hat er bis in das Jahr 1850 getragen, und sie hat schwer auf ihm gelastet, obgleich Gurlitt oder vielleicht gerade weil er ein vornehmer Gläubiger war. Am 31. August 1850 schrieb er an Bamberg: „Ich feire heute eigentlich meine Emanzipation, und wissen Sie, wovon? Von meinen Schulden! Die letzten 100 Taler (die ich in Hamburg für den Diamant einstrich) gehen heute nachmittag ab, und nun bin ich frei! Das hat lange gedauert, darum jubeln Sie mit mir!"

Diese Reise nach Neapel und der Aufenthalt dort mit einem zarten Liebeserlebnis, das in den schönen „Stanzen auf ein Sizilianisches Schwesternpaar" sein literarisches Denkmal gefunden hat, war eine der glücklichsten Zeiten seines Lebens, sicher die schönste Zeit auf seiner Reise. Dort reifte auch der Entschluß in Hebbel, Hamburg, das ihm zum Kerker geworden war, in dem er sich für immer an einen geschätzten, verehrten, aber durchaus nicht geliebten Menschen binden sollte, einstweilen zu meiden. Er schreibt darüber an Bamberg im Oktober 1845 aus Rom:

„Am 13. bin ich aus Neapel zurückgekehrt, nachdem ich dort volle 4 Monate verweilt hatte. Diese Zeit gehört zu den glücklichsten meines Lebens. Es kam so manches zusammen, was sich selbst in Neapel nicht immer trifft. Ich kann nicht darüber schreiben, um so weniger, als ich den schönsten der gehabten vielen schönen Momente in meinen neueren Gedichten schon Denkmäler gesetzt habe. Nicht ohne tiefe Wehmut blicke ich zurück, nicht ohne einiges Grauen vorwärts. Schon höre ich die wohllautendste Sprache der Welt nicht mehr von dem lieb-

lichſten Munde, bald werde ich ſie gar nicht mehr hören. Dennoch verbanne ich mich ſelbſt, denn nichts hindert mich, noch hier zu bleiben, aber mir däucht, der Silberblick iſt vorüber. Auch den hätte ich feſthalten können, doch das erlaubten meine Verhältniſſe nicht, und ich glaube, eine ſchwere Probe nicht gar zu ſchlecht beſtanden zu haben. Alſo es geht zurück nach Deutſchland, ſtatt vorwärts nach Sizilien. Dies ſteht feſt, aber es ſteht nicht weniger feſt, daß ich wiederkehre. Über Paris gehe ich nicht, dort war ich für die geringen Reſultate meines Aufenthaltes nur zu lange, auch hat Frankreichs Hauptſtadt den größten Teil ihrer Reize für mich verloren, ſeit ich Italien kenne. Ich werde den Weg über Wien, Prag, Leipzig, Berlin wählen, und weiß noch ſelbſt nicht, wo ich zunächſt anhalte; vielleicht ſchon in Wien, gewiß wohl in Berlin, denn in Hamburg habe ich nichts zu tun, wenigſtens als Dichter nicht. Ehrlich geſtanden, ich zittere vor der deutſchen Atmoſphäre, nicht weil ich etwa nach Art manches anderen albernen Geſellen behaupte, daß man nur unter azurblauem Himmel atmen könne, einzig und allein, weil mir die nächſte Frucht der an und für ſich höchſt bedeutenden und wünſchenswerten politiſchen Bewegung in einer jede künſtleriſche Regung erſtickenden barbariſchen Gleichgültigkeit gegen die höchſten Prozeſſe des menſchlichen Geiſtes zu beſtehen ſcheint. Wäre das metalline Fundament meines Lebens ſo wohl gegründet wie das geiſtige, ich würde Deutſchland nicht wieder betreten, ſondern meinen Anteil an dem nationalen Entwicklungsgeſchäft nach dem Maß meiner Kraft ruhig und gelaſſen aus der Ferne beſorgen und es den Göttern anheim ſtellen, wann und wie ſie von meinen Arbeiten Gebrauch machen wollen. Nun muß ich in den Kampf hinein und mir für Todeswunden Kommißbrot kaufen!"

So verließ er Rom am 29. Oktober und kam am 5. November in Wien an. In Italien hatten nicht die bildende Kunſt, nicht die Denkmale einer verfloſſenen großen Zeit ſo überwältigend auf ihn gewirkt wie die wundervolle Natur, die ihn berauſchte. Er, das Landkind, dem das „Bauern-Spielen" in ſeiner Kindheit und erſten Jugend als furchtbares Schrecknis

vorgeschwebt hatte, er lernte nun, Natur und das Naturleben zu genießen, eine Eigenschaft, die sich in späteren Jahren noch mehr steigerte. Aus den Eindrücken dieser wundervollen Welt, die er auf seiner Reise gesehen, erwuchs eine seltsame, aller Konfession abgewandte Religiosität, der er in seinem Tagebuch in dieser Zeit in dem grandiosen lapidaren Satz Ausdruck gab: „Gott schuf die Welt, weil er sie schaffen konnte!", der zugleich ein ganzes Stück seiner Kunstanschauung und Kunstforderung enthielt.

Dieser Kunstforderung, daß Großes nur geschaffen werden, nur unternommen werden darf, wenn man es kann, — daß in dem Können auch das Müssen liegt, aber eben nur im Können, nicht im Wollen, — daß Kunstwerke nur produziert werden sollen aus einer unendlichen Überfülle, und daß — wie er es auch einmal ausdrückt — ein Schritt vom Ziel oder tausend davon für die Beurteilung ganz gleichgültig seien, der ist er selbst in seiner künstlerischen Produktion während des italienischen Aufenthaltes nur sehr teilweise nachgekommen. Das riesenhafte Werk, der Moloch, beschäftigte ihn, das er schon in Hamburg begonnen, das sich in ihm durch den gewaltigen entsetzlichen Eindruck des Hamburger Brandes noch mehr befestigt hatte, — aber dieses Werk war so gewaltig, daß da „zwischen den einzelnen Akten Produktionspausen lagen wie sonst zwischen ganzen Stücken". Aus Italien brachte er nur die erste Hälfte des ersten Aktes fertig mit. Dann kamen lange Pausen, und erst im Sommer 1849 vollendete er den ersten und zweiten Akt, — weiter ist das Stück nicht gediehen. Vielleicht war der Gegenstand ein zu gewaltiger, als daß er so gemeistert werden konnte. Die Entstehung und Wirkung der Religion an sich in der Kindheit eines Volkes, und das Werden aller Kultur aus der Religion, die nun wieder die Religion in sich aufhebt, weil sie die Denkfähigkeit, das Zweifelsvermögen im Menschen zu sehr steigert — das Motiv war riesenhaft. Was davon zur Anschauung gebracht ist, das ist auch herrlich und riesenhaft, besonders der erste Akt ist ein genialer Wurf, wie er großartiger kaum zu finden ist. Man-

ches von der Idee — ein Volk darzustellen, wenn es noch in seiner Kindheit stammelt — ist dann in die Nibelungen übergegangen.

Außer diesem Werk brachte Hebbel noch die beiden dramatischen Arbeiten: Julia und Ein Trauerspiel in Sizilien mit. Diese beiden Stücke zusammen mit dem Diamant und der Maria Magdalena umschließen Hebbels große Anklage gegen die bestehende Gesellschaft. Hatte er sich schon im Diamant mit den herrschenden Rechtsbegriffen, die ihm zum Teil mit Unrechtsbegriffen gleichbedeutend waren, auseinandergesetzt, so tat er das noch schärfer und strenger in seiner blutigen „Tragikomödie". In Italien, wo alle Leidenschaften, alle Gemütsbewegungen unverhüllter, naiver zutage traten, war ihm auch die große Komödie der Rechtspflege, die nicht in den Händen der höchsten Moral und Sitte, sondern nur nach Zufall — oft in Schurkenhänden — liegt, zur tollen Farce geworden. Und da Hebbel sich gewissermaßen unter und nicht über der herrschenden Gesellschaftsordnung stehend fühlte, wurde es ihm Bedürfnis, diese Farce in ihrer ganzen grausamen Bösartigkeit und gefährlichen Dummheit darzustellen. Wie derjenige, der im Dienstbotenstand aufgewachsen, die Gesindeordnung vielleicht nie gelesen hat, aber immer in einer dumpfen Halbbewußtheit sich dagegen auflehnen wird, während der einer höheren Gesellschaftsklasse Angehörige sich nur vielleicht einmal beim Durchlesen entrüstet, aber gleich danach die Angelegenheit, die ihn nicht angeht, vergessen kann, — so hat Hebbel die Art der Polizeiverwaltung als einen dauernden Druck, als eine immerwährende Bedrohung irgendwie dumpf empfunden und sich davon befreien müssen durch sein sonst kaum zu erklärendes — vielleicht auch nicht zu entschuldigendes — „Trauerspiel in Sizilien".

Einer ganz anderen Sphäre gehört die Julia an. Sie ist eine Anklage gegen die „höhere" Gesellschaft, sie vergegenwärtigt nach Hebbels eigenen Worten „die Stellung des außer der Gesellschaft geborenen Menschen, indem sie in einem der drei Hauptcharaktere den Sohn des Verbrechers vorführt, und

auf der anderen Seite stellt sie dar, wie verfallenes Menschenleben sich in unaufgedrungener Anerkennung schwerer Selbstschuld der sittlichen Idee zur unbedingten Verfügung als Sache dahingibt und das Personenrecht schon vor dem Tode opfert". Anders faßte Bamberg das Stück auf. Er charakterisierte es dahin, daß er eine völlige Aufhebung des Schuldbegriffes darin sehe und in seiner Furchtbarkeit das Stück als tröstlich erkenne, weil es zeige, wie es schlechterdings keinen höheren Standpunkt geben könne als den, von welchem aus die unendliche Vernunft des Menschen die mangelhaften Formen der Endlichkeit entschuldigt. So war es ihm eine Predigt eines höchsten Ethos.

Noch anders möchte ich dieses Drama ansehen. Die Julia scheint mir eine Vorläuferin von Ibsens Gespenstern. Sie ist eine soziale Anklage, ein Bloßstellen der modernen Gesellschaftsordnung in einem halbromantischen Gewande. Für meine Augen ist Graf Bertram die Hauptfigur, die viel bedeutender ist als die Titelheldin. Sein Charakter wird vollständig erklärt durch das Romanfragment „Ein Leiden unserer Zeit", von dem Hebbel selbst sagt: „Der Charakter, der hier sich selbst schildert, ist in meinem Trauerspiel Julia, wieder aufgetaucht und zwar als Bertram; er befindet sich im Drama aber bereits in seinem letzten Entwicklungsstadium, im Roman dagegen im ersten." Das Romanfragment enthält viel für Hebbel persönlich Charakteristisches, es bildet gewissermaßen die notwendige Ergänzung zu den Ausbrüchen der Eigenqual, die sein ganzes Leben störten und zum Teil zerstörten, obwohl es natürlich eine andere Voraussetzung für die einzelnen übereinstimmenden Züge hat. Es bringt uns aber auch die Julia in ihrem Verhältnis zu Hebbels Wesen und Leben näher und lehrt uns, das Unerquickliche auch dieses Werks aus der tiefen psychologischen Kenntnis begreifen.

Die Julia ist als unsittlich verschrien worden, und die Sittlichkeitsapostel haben nicht begriffen, daß es die herbste und strengste Sittenpredigt ist, die man seit langem hörte. Darin hat Bamberg unbedingt recht, — Hebbel hat die Schuldlosigkeit

in der Schuld zum Gegenstand all seiner Darstellungen genommen, aber nicht, um daraus eine laxe Moral abzuleiten, die alle Verantwortlichkeit dem Leben, dem Schicksal, der Notwendigkeit der Charaktere aufbürden möchte, sondern umgekehrt, er hat die höchste Forderung der Selbsterziehung und Selbstentwicklung aufgestellt, weil man nur durch letzte Wachsamkeit und Zucht die Notwendigkeiten des eigenen Wesens verschieben kann. Hebbel stellt sich auf den Standpunkt: nur wenn jeder, wenn die gesamte Gesellschaft begriffen hat, wieviel sie durch ihre Struktur, durch ihre gefällig geduldeten Sünden der Sünde des einzelnen gegenüber selbst Schuld auf sich lädt und wenn sie die Konsequenz daraus zieht und sich in ihrer Gesamtheit umgestaltet und reinigt, dann, und nur dann, kann das Individuum in voller Schärfe für seine Sünden zur Verantwortung gezogen werden. Aber an dieser inneren Reinigung der Gesellschaft soll, nach Hebbels Forderung, jedes Individuum nach besten Kräften mitarbeiten. Von den Gesamtumwälzungen, von Revolutionen hielt und erwartete er nicht viel.

Sonst brachte er noch eine Fülle von Gedichten aus Italien heim, von denen besonders die „Epigramme" und „Sonette", die „Stanzen auf ein Sizilianisches Schwesternpaar", „Opfer des Frühlings" und „Meeresleuchten" ihm nahestanden. In „Opfer des Frühlings" meinte er, sprachlich das Höchste geleistet zu haben, was die deutsche Sprache erlaubt, und er stellte dieses Gedicht zu „Liebeszauber," der in Paris gedichteten Ballade, die ihn voll befriedigte. Über diese beiden Gedichte schrieb er am 30. März 1845 aus Rom:

„. . . Mir sind diese beiden Stücke ein Zeichen, daß die Natur, wenn das Glück mich nur einigermaßen begünstigt und mich nicht in Sorge und Not, die ich durchaus nicht ertragen kann, ersticken läßt, mir vielleicht noch eine höchste, nie von mir geahnte oder gar gehoffte Gunst bewilligen, daß sie mich würdigen wird, durch meinen Mund nicht bloß das Bedeutende, sondern auch noch das Schöne auszusprechen. Aber fürchterlich ist auch wieder das Ringen meines Geistes, ich bin nicht

umsonst nach Italien gekommen, mir ist, als ob ich wieder in die Elemente zerfallen und als ob die Natur beschäftigt wäre, mir wieder neu zusammenzusetzen. Das ist kein Spiel in mir wie in den übrigen dummen Jungen, die der deutsche Jan Hagel bekränzt, das geht anders her wie beim Kränzewinden oder beim Schmetterlingsfang, aber deswegen eben, weil ich mich dieses tiefen Ernstes und meiner Schmerzen bewußt bin, weiß ich auch, daß ich, wenn ich mich um andere Dinge nur so weit bekümmre, als meine Kunst es mir gestattet, nicht unsittlich handle."

Das war die ganze dichterische Ausbeute, die Hebbel in die Heimat brachte, als er im Herbst 1845 die Rückreise antrat. In Wien wollte er Station machen und zugleich versuchen, dort literarisch neue Verbindungen anzuknüpfen, da die Sorgen um seine, um Elisens und des Kindes Existenz drängten. Er wollte nicht in Wien bleiben, aber ebensowenig wollte er nach Hamburg zurückgehen, wo „die Zahl der Übelwollenden doch zu groß ist". Und es steht als entsetzlicher Druck über ihm, daß er im „32sten Jahr nicht so weit ist wie der lausigste Handlungsdiener!"

Die erste Zeit in Wien verbringt er zwischen Furcht und Hoffnung, hingehalten und vertröstet und wieder durch Versprechungen gebunden und gelockt, aber dann schreibt er am 6. Dezember an Elise:

„Das beste ist: es scheinen sich mir hier Aussichten zu eröffnen, und ich werde alles tun, um sie zu realisieren. Ich war schon im Begriff abzureisen und ging eben auf die Post, als mir ein Herr, der mich ein wenig kannte, begegnete und mir sagte, es seien ein paar Barone aus Galizien hier, die sehnlichst wünschten, meine Bekanntschaft zu machen, sie hätten sich schon an Deinhardstein um meine Adresse gewendet, aber dieser habe ihnen geantwortet, er wisse sie nicht, ich hätte ihm eine verkehrte gegeben, er hätte mich schon fünfmal gesucht, ohne mich zu finden. Natürlich war ich augenblicklich geneigt, diesem Wunsch zu willfahren, und bestimmte ein Café zum Rendezvous, unterließ aber auch, mich auf der Post einzuschreiben, da mir

über Deinhardstein ein neues Licht aufging und ich in den nächsten Tagen noch Zeit genug hatte. Ein merkwürdiger Abend erfolgte, einzig in seiner Art. Im Café erhielt ich durch jenen Herrn eine Einladung, die Barone zu besuchen und einige Stunden bei ihnen zu verbringen. Ich tat's und wurde auf eine Weise empfangen, die mir fast peinlich war. Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näher standen als dem Jüngling. Zunächst erfuhr ich, daß Deinhardstein sie dringend ersucht habe, auch ihm meine Adresse mitzuteilen, falls sie sie auftreiben sollten, und entschloß mich, gleich den folgenden Tag zu ihm zu gehen. Dann gab's eine wilde Nacht, kostbares Essen, Fasane und Rebhühner, Champagner, Toaste, auf den Knien vor mir ausgebracht, und weil dritte Personen hinzukamen, fortwährendes, leidenschaftliches Rezitieren und Interpretieren der Judith und der Genoveva. Ich konnte der Sache keinen Einhalt tun, so wenig durch Ernst als durch Spaß; ich mußte mich daher benehmen, als ob ich meine eigne Bildsäule wäre, das heißt stillschweigen. Doch würzte ich mir die für mein Gefühl viel zu übertriebene, wenn auch wohlgemeinte Situation durch Tortenessen und Weintrinken. Auch die Nacht mußte ich dableiben, mein kostbares Leben durfte der Gefahr einer Erkältung nicht ausgesetzt werden, und ich schlief unter damastenen Decken mit goldenen Fransen. Mir war, als ob mir ein Märchen passierte, halb ungereimt, halb tiefsinnig, aber im ganzen angenehm. Diese Herren sind seitdem in ihrem Eifer nicht erkaltet, sondern sie tun für mich, was sie mir nur an den Augen absehen können, und das ist ein noch größeres Wunder als das erste; sie können mir, da sie hier mit den ersten Familien verwandt sind, von großem Nutzen sein. Sie heißen von Zerboni. Folgenden Tages in der Früh ging ich zu Deinhardstein und nahm meinen Diamant mit. Er freute sich sehr, mich zu sehen, und zeigte mir die Karte, die ich bei ihm zurückgelassen hatte; allerdings stand eine falsche Adresse darauf. Ich sagte ihm, ich sei entschlossen, noch denselben Tag abzureisen, wenn nicht die höchste Wahrscheinlich-

keit dafür spreche, daß man etwas von mir aufführen werde; er antwortete, diese spreche dafür, er wolle das Lustspiel lesen und mir dann sagen, ob mit diesem oder mit Maria Magdalena zu beginnen sei. Zugleich brachte er die Wiener Jahrbücher wieder in Anregung, ich erbot mich, die letzten Bände von Gervinus' Literaturgeschichte zu rezensieren, er versetzte, das sei ihm sehr lieb, und je länger die Rezension ausfalle, um so willkommener werde sie ihm sein. Ich denke denn nun, auf 4 Bogen loszuarbeiten, das würden über 100 Gulden geben, und davon kann ich $2^1/_2$ Monat in Wien leben. Du begreifst, daß unter diesen Umständen meine Abreise eine Torheit wäre. Es sind doch alle Aussichten da, auf die Bühne zu kommen, und selbst wenn die Hoffnung täuschte, würden die Kosten des Aufenthalts gedeckt sein: was wäre mehr zu verlangen!"

Das war der große Wendepunkt in Hebbels Leben, das Märchen, das den Bettler aus seiner Not heraushob. Die beiden Grafen Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, Polen mit den typischen Eigenschaften der Polen, ethnographische Musterbeispiele, wußten sich wirklich nicht genug zu tun, um Hebbel von ihrer Freundschaft und Bewunderung zu überzeugen. Den Weihnachtsabend mußte er bei ihnen verbringen, sie beschenkten ihn, steuerten ihn, der gerade in Wien den „unmodernen Frack" stark hatte als Hindernis empfinden müssen, „wie ein Modekupfer aus", kurz sie eröffneten ihm wieder das Tor des Lebens. Und die gesamte Wiener Welt umfing ihn. Er schreibt darüber am 18. Dezember an Elise:

„Meine teuerste Elise! Vielleicht hast Du, wie ich, den Gedanken, mir zu Weihnacht zu schreiben, und wenn auch nicht: ich habe jetzt der frohen Stunden so viele, daß es unrecht wäre, wollte ich Dich nicht daran teilnehmen lassen. Zur vorigen Weihnacht hast Du einen solchen Brief nicht bekommen, wie hätte er auch ausfallen sollen von einem kranken Menschen! Groß kann er auch diesmal nicht werden, heute muß er abgehen, und, da ich hier viel Besuch erhalte, so muß ich alle Augenblick auf Unterbrechungen gefaßt sein. Der Inhalt wird Dich entschädigen. Noch nie in meinem Leben habe ich mich

von dem Element der Welt so getragen und gehoben gefühlt wie hier, und wie das endliche Resultat auch ausfallen möge, die moralische Kräftigung, die ich in dieser Atmosphäre der Liebe und des Wohlwollens in mich ziehe, wird mich stärken fürs Schlimmste. Ich sehe denn doch, daß im deutschen Volk noch nicht aller Sinn für das Wahre und Echte erstorben ist, und daß es sich nach und nach Bahn bricht. Es ist unglaublich, wie man sich hier in Wien jetzt für meine Tragödien interessiert. Alle Buchhandlungen lassen sich Massen von Exemplaren kommen, und Mons. Campe jetzt vielleicht in vier Wochen soviel ab wie sonst in Jahren. Jeder, der mich persönlich kennenlernte, will sie haben, und wer lernte mich nicht persönlich kennen? Dabei kommen artige Irrtümer vor. Neulich sagte mir ein Dr. juris im Lese-Verein, wo ich eingeführt bin, er habe sich mein Rheinisches Schatzkästlein gekauft. Er verwechselte mich mit dem Dichter der Alemannischen Lieder, mit Hebel. Ich antwortete: ‚Sie haben recht getan, dies Schatzkästlein enthält manche Perle, aber Sie tun mir zu viel Ehre an, wenn Sie mich für den Juwelier halten, der es gefaßt hat!' Meine Reisen haben mir, was ich erst jetzt erfahre, einen großen, unschätzbaren Gewinn gebracht, ich weiß jetzt mit Menschen umzugehen, was ich früher nicht wußte. Wie hätte ich's in der Einsamkeit, zu der ich mich selbst verdammte, lernen sollen? Auf Deinem Sofa ruhte sich's ganz bequem, ich war gegen jeden rauhen Luftzug geschützt, aber ich hatte dafür auch gleich den Schnupfen, sowie ich ins Freie trat. Dies zurückgezogene Leben war für einen Menschen, der wie ich der Welt bedarf, der nur im Sprechen aufgeht, höchst unnatürlich. Wohl mir, daß die Reise mich herausriß! Wenn ich glücklich sein soll, so muß ich in der Mitte einer empfänglichen Umgebung stehen, auf die ich wirken kann, denn in mir ist, Gott Lob, der Mensch noch mehr als der Künstler. Wie prächtig geht's jetzt! All dies verschüchterte Wesen hat sich verloren, ich mache Dutzende von Bekanntschaften, und das Interesse, was man an meiner Person nimmt, die Teilnahme, die meine von Gedanken und Einfällen, dummen und klugen,

blitzende Unterhaltung einflößt, weckt Interesse und Teilnahme für meine Arbeiten. Und so soll's sein. Einer Liederseele, wie Uhland, mag das in sich gekehrte Schweigen ziemen, aber ein dramatischer Dichter muß auch persönlich etwas von einem Feldherren haben. Freilich kommt mir auch das zustatten, daß mir die Ansprüche, die ich früher im stillen machte, aber nicht laut und offen auszusprechen wagte, mir jetzt unaufgefordert bewilligt werden, daß die Jugend den König der Literatur in mir sieht und das Alter wenigstens den Kronprinzen. Alle Blätter hier sind voll von mir, Artikel drängt Artikel, und der Graf Dietrichstein, der Intendant, ist Stadtgespräch geworden, weil es ausgekommen ist, daß er mich nicht gekannt hat. ‚Er ist höchst brüskiert gegen Sie!' sagte Halm mir neulich. ‚Aber ich bitte Sie,' versetzte ich, ‚was kann ich davor, daß die Exzellenz mich nicht kannte?' Auch im übrigen Deutschland hat die Maria Magdalena mächtig gezündet. In Gotha, in Oldenburg, in Königsberg ist sie schon gegeben, und unstreitig wird sie den Weg über alle Bühnen machen. Die ‚Kölnische Zeitung' brachte neulich einen Artikel, der sich über die Berliner Opernverschwendungen ausließ und dann fragte: Was tut man für einen Mann wie Friedrich Hebbel? Was tut man, um ihn in eine Lage zu versetzen, wo er sich klären und läutern kann? Nichts, und wieder nichts! Und dennoch liegt mehr Kunst und Poesie, mehr Ewiges und Unvergängliches in einem seiner Dramen als in der ganzen Berliner Oper. Der Artikel war aus der Europa genommen und stand gestern auch im Frankfurter Konversationsblatt. Die Blätter für literarische Unterhaltung brachten eine gründliche Beurteilung der Maria Magdalena, worin es hieß: Hebbel weiß sehr gut, daß es für den Wert eines Dramas nichts entscheidet, ob es aufgeführt wird oder nicht, aber es wäre eine Maulschelle mehr, die die Theaterdirektionen sich gäben, wenn sie dies Stück liegen ließen, denn es ist ein Werk von bleibendem Wert und stellt unsere gegenwärtige Welt besser dar als alle Handbücher der Weltgeschichte und des Staatslebens! Solche Stimmen müssen doch im Publikum zünden! Hier

würde man alle meine Dramen spielen, wenn es nach den Schauspielern ginge. Deinhardstein wirkt für die Maria Magdalena, aber man sagt mir von allen Seiten, daß die Zensur sie unter keiner Bedingung passieren lassen würde, und Halm meint, Deinhardstein wolle die Theaterdirektion nur in Verlegenheit setzen. Das ist — sehr möglich. Halm hält die Genoveva für geeigneter, aber es werden Änderungen verlangt, wovor mir die Haare zu Berge stehen. Er hat neulich abends einige Akte mit mir durchgegangen, ich schauderte! Löwe und die Enghaus sind leidenschaftlich für die Judith. Sie hatten schon vor meiner Ankunft den Dichter Prechtler aufgefordert, die nötigen Veränderungen zu machen, er stellte sich mir in der Konkordia vor und forderte mich auf, das Geschäft selbst zu übernehmen. Ich ließ mich von ihm zur Enghaus und zu Löwe führen; sie werden sich alle beide mehr ärgern als ich selbst, wenn's nicht geht, denn die Enghaus ist für die Judith, Löwe für den Holofernes geboren. Schwer, sehr schwer wird es halten, um so schwerer, als die Rettig, die sonst meine gute Freundin ist, aus Neid gegen die Enghaus alles tun wird, um es zu verhindern. Löwe wird heute mit dem Grafen, bei dem er sehr viel gilt, sprechen und die Judith dann zu seinem Benefiz wählen. Er sagte mir gestern, als ich bei ihm war: ‚Nie hat ein deutsches Dichtwerk auf mich gewirkt wie ihre Judith, und was irgend in Menschenkräften steht, werde ich tun, um die Vorurteile, die diesem gewaltigen Gedicht bei uns im Wege stehen, zu vernichten.' Die Enghaus trägt sich mit der Judith, schon solange sie da ist; sie sagte mir: ‚Es würde mir der größte Schmerz sein, wenn ich den Gedanken, sie zu spielen, endgültig aufgeben müßte!' Wie Du siehst, die Menschen sind willig, aber — die hiesigen Verhältnisse! Wer sollte es denken, daß z. B. die Ausdrücke: Heilige, Kruzifix usw. nicht auf dem Theater vorkommen dürfen! Und doch darf es nicht geschehen, vielleicht nicht einmal, wenn Metternich selbst ein Stück schriebe. Heute abend werde ich bei Rettig meinen Diamant vorlesen. Es ist etwas gewagt, aber man drang so in mich, daß ich schon Ja sagen mußte. Vielleicht geht

der. Im allgemeinen aber habe ich, trotz der Unterstützung, die ich bei Schauspielern und Journalisten finde, nur geringe Hoffnung. Und wenn alles nichts ist? wirst Du denken! Dann gehe ich mit Herrn von Zerboni auf seine Güter in Galizien und schreibe dort etwas Neues. Denke Dir, er ist Besitzer des Schlosses, worauf der falsche Demetrius, der Dir aus Schiller bekannt sein wird, auferzogen wurde. Er hat mich wohl zehnmal schon eingeladen, einige Zeit bei ihm zuzubringen, und kann ich was Besseres tun, wenn der Erfolg aller meiner Bemühungen schlecht ausfällt? Als Du mich nach Hamburg riefst, hast Du doch gewiß nicht bedacht, was Du sagtest. Eine Folterkammer ist doch kein Asyl! Du kannst mich nicht mißverstehen. Doch wünschte ich nicht, Wien verlassen zu müssen. Wenn sie nur ein Stück geben, so bringt es schon genug ein. Und mit einem einzigen fasse ich Wurzel für alle übrigen. Nächstens kommt die Dina von Oehlenschläger. Mit Entsetzen gehen die Schauspieler daran. Sie sind überzeugt, daß sie durchfallen wird, und ich bin es auch. Man legte es mir nahe, ihm dies mitzuteilen. Unstreitig erzeigte ich ihm einen Dienst dadurch, aber weit entfernt, sein Stück zurückzunehmen, würde er mein Todfeind werden. Ich fragte den Baron Löwenstern, unseren Gesandten, ob er den Mut habe, es zu tun. ‚Nicht den schlechtesten Ausdruck würde ich zu tadeln wagen' — versetzte er — ‚denn er ist zu eitel!' Ich muß es also gehen lassen, wie es will, obgleich es mich sehr schmerzen wird, wenn er, der auf eine Freude gefaßt ist, bitteren Verdruß erlebt. Ich kenne jetzt alle hiesigen Schriftsteller. Ich ward in die Konkordia, eine Gesellschaft, wo sie Sonnabends alle zusammenkommen, eingeführt. Es ward den Abend, wo ich dort war, dem böhmischen Dichter Karl Egon Ebert, durch Goethe empfohlen, ein Fest gegeben. Er gefiel mir recht wohl, trotz seines starken Oberkörpers, der, auf dünnen Beinen ruhend, ihm ein seltsames Ansehen gab. Der erste Toast galt, wie natürlich, ihm. Als zum zweiten geläutet wurde, erhob sich stürmisch die Jugend und brachte mir einen Toast. Hierauf erhob sich Bauernfeld und erklärte, er habe nur ums Wort gebeten, um es selbst zu tun. Dort stellten sich

mir auch Prechtler, Castelli und andere vor. Ich hatte nur zu tun, daß ich die Jüngeren in Ordnung hielt. Sie scharten sich um mich als ihren Bannerherrn und konnten es nicht ertragen, daß ich nicht allein gefeiert wurde. Napoleon hat recht, der Enthusiasmus der Jugend ist es, der die Welt neu gebiert. Ich werde Dir, wie ich hoffe, nicht eitel vorkommen, ich erzähle Dir diese Dinge nur deshalb, weil sie mir als Zeichen einer besseren Zukunft erscheinen. Im übrigen sind sie mir schon deswegen gleichgültig, weil ich ein Recht auf sie zu haben glaube. Das gehört zu meiner Existenz, dies Wort mag nun so stolz klingen, als es will, ich werde so wenig davon überrascht wie der Nackende von dem Kleide, das er endlich findet und das er nie hätte entbehren sollen. So gefährlich es ist, sich Hoffnungen hinzugeben, so möchte ich es jetzt fast wagen, ich möchte fast glauben, daß mein Leben jetzt eine bessere Wendung nehmen wird, wenn ich auch über das Wie nichts zu vermuten wage. Warum? Weil ich weiß, daß es geschehen muß, wenn ich nicht zugrunde gehen soll. Jeder Lebensmut war in Italien in mir erstickt, ich trug mich mit den finstersten Gedanken, nie hätten meine Nerven sich ohne dies Bad wieder gespannt! Und ich bin in Wien doch wirklich durch ein Wunder festgehalten worden. Die Herren von Zerboni bleiben sich gleich. Fast täglich werde ich gepreßt, mit ihnen zu essen; ich habe in dieser kurzen Zeit mehr Champagner getrunken wie in meinem ganzen übrigen Leben. Ich kann nicht widerstreben, ohne zu verletzen. Der ältere hat einen Aufsatz über mich geschrieben, worin er mich allen Ernstes einen Propheten nennt. Gebe der Himmel, daß er ihn nicht drucken lasse! Es ist ein wunderbarer Mann, fast nur Seele. ‚Wissen Sie,' sagte er, ‚wie ich dazu kam, Ihre Judith zu lesen? Ich hatte von Ihnen gehört und hielt Sie für einen Großprahler, aber —'. Nun sorgt er denn bei mir für alles, für Essen und Trinken, für Equipage, für Amüsement. Der berühmte Hammer-Purgstall, der Orientalist, wünscht meine Bekanntschaft zu machen, nächstens wird Dr. Frankl mich zu ihm bringen. Noch eins. Man sagt mir hier, daß Menzel im Literatur-Blatt meine Judith höchst günstig beurteilt habe

Es scheint mir unmöglich, aber ich möchte es wissen. Könntest Du nicht in Hamburg den Jahrgang 1841 einmal durchsehen! Und nun leb' wohl, liebe Elise, grüße, was mich liebt, küsse den kleinen Engel, von dem ich schon mehrmals träumte, und atme auf wie ich, nur nicht zu hoch. Wenn Weihnacht ein Brief von Dir eingeht, so schreib' ich zuerst wieder, sonst wart' ich den Deinigen ab."

Ja, er atmete auf — er fühlte, daß sich das Leben ändern mußte, wenn er nicht zugrunde gehen sollte — und er half mit, damit es sich schnell änderte. Dieser Brief an Elise ist bedeutungsvoll, durch einen Namen, der darin genannt wird, fast noch mehr als durch alles Tatsächliche und Stimmungsgemäße, das sonst darin erzählt wird. Das ist der Name Christine Enghaus. Die Witwe des Dichters hat am 1. September 1873 an Emil Kuh über ihr Kennenlernen berichtet:

„. . . Zuerst schildere ich Ihnen mein Vorgefühl für Hebbel beim Lesen der Werke, die ich früher als ihn selbst kennen, lernte; es waren Judith und Maria Magdalena. Judith sollte in Hamburg zur Aufführung kommen, der Direktor Schmidt sprach mir von der glänzenden Hauptrolle und hoffte, mich mit der Aussicht auf dieselbe dem dortigen Theater zu erhalten. Ich hatte aber schon den Kontrakt für Wien unterschrieben und reiste im Juli 1840 dahin ab, ohne das Stück auch nur kennengelernt zu haben. Am Hofburgtheater herrschte leider das Rollenmonopol — ich war jung, hübsch und talentvoll, wie man mir sagte, diese Eigenschaften erregten den Neid meiner Kolleginnen, und keine trat mir eine gute Rolle ab, ich mußte mich mit schlechten begnügen oder solchen, die für meine Jugend nicht paßten, z. B. Claudia in Emilia Galotti. Da schrieb mir mein Bruder aus Hamburg, ob ich nicht versuchen wolle, die Judith, welche großes Glück auf der Bühne gemacht, auf das Hoftheater zu bringen, um endlich mein Talent zeigen zu können. Ich ließ mir das Stück schicken. Ich las es, mich packte Grauen und Bewunderung dabei — Grauen vor dem Dichter, der dies geschrieben, Bewunderung vor der Dichtung selbst, besonders vor der Gestalt der Judith, die mich wahrhaft begeisterte. Ich

ging mit dem Werk zu unserem damaligen Intendanten, dem Grafen Moritz Dietrichstein, ich bat ihn, dasselbe zu lesen und wenn möglich zur Aufführung zu bringen. Bald darauf erhielt ich aus seinem Munde folgende Antwort: ‚Nun ja, die Judith ist eine schöne Rolle, die Sie gewiß vortrefflich spielen würden, doch der Holofernes ist ein Hansnarr.‘ Ich schwieg. Dies veranlaßte ihn noch zu sagen, ein biblischer Stoff dürfe ohnehin nicht auf die Hofbühne gebracht werden, deshalb sei es unnütz, noch daran zu denken. Das Denken daran konnte er mir nicht verbieten, ich studierte die Rolle mit Liebe ein, um sie bei Gastrollen zu spielen. Doch kam es leider nicht dazu. Erst nach einigen Jahren und vielen Schicksalsschlägen, die mich darin getroffen fiel mir Maria Magdalena in die Hände, — mein eigenes härtestes Schicksal stand mir in Klara vor Augen, ich war, nachdem ich es zu Ende gelesen, zerschmettert! Ich sah in Meister Anton und in Hebbel meinen Richter — letzterem wünschte ich nie zu begegnen. — Da trat eines Tages Otto Prechtler zu mir ins Zimmer mit den Worten: ‚Hebbel ist in Wien! Wollen Sie ihn kennenlernen, ich bring' ihn her.‘ ‚Nein, nein,‘ rief ich, ‚ich fürchte ihn!‘ ‚Er ist nicht so fürchterlich, wie Sie glauben,‘ gab er mir zur Antwort, ‚er möchte Sie gerne persönlich sprechen, er hat Sie schon in Hamburg auf der Bühne bewundert, schlagen Sie es ihm nicht ab.‘ Ich willigte, wenn auch mit Widerstreben, ein. Prechtler werde ihn noch am selben Abend sehen und wolle mit ihm den nächsten Tag kommen. Ich bereute, nachdem er mich verlassen, meine Einwilligung gegeben zu haben, mein ängstliches Gefühl, die Furcht, ihn zu sehen, vermehrte sich, ja sogar die Nacht im Traume erschien er mir als Meister Anton — ich als Klara — ich sah die Ziegel von den Dächern fallen, doch keiner traf mich — mit diesem Angstgefühl erwachte ich und verharrte darin, bis Prechtler die Tür öffnete und Hebbel hereintrat. Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. Meine Furcht war verschwunden. — Seiner ersten Worte entsinne ich mich nicht mehr, doch glaube ich, es war ein Lob auf mein Talent. Er bedauerte, die Judith nicht von mir sehen zu können, dann sprach er über die

dramatiſche Kunſt, über Dichter, nie hatte ich ähnliches gehört, ich war begeiſtert. Ich ſah nicht mehr die hagere Geſtalt, ich ſah nur ſein blaues Auge, aus dem Funken ſprühten, als er ſo ſprach. — Beim Fortgehen ſagte er mir Lebewohl, da er an einem der nächſten Tage abreiſen wolle. Mir wurde recht traurig zumute, als er mich verlaſſen — ich hatte von ſeiner Armut gehört, ſeine ärmliche Kleidung, der ſchwarze Frack, der ihm nicht paßte, bezeugten ſie nur zu ſehr. Wenn ich reich wäre, ſagte ich mir, ſo würde ich ihm eine ſorgenloſe Zukunft ſchaffen — dies war mein Gefühl bei ſeinem erſten Scheiden. Welche geraume Zeit liegt jetzt zwiſchen dem erſten und dem letzten Scheiden, welche Kämpfe, welche Leiden, aber auch welche Freuden! die nur der zu würdigen weiß, der wie Sie, lieber Freund, Hebbel als Geiſt, als Charakter kannte. — Längſt glaubte ich Hebbel abgereiſt, da tritt er eines Tages wieder in die Tür, aber wie veredelt — dem Äußern nach, — ein feiner eleganter Oberrock, ein gleicher Hut und Handſchuhe — ich traute meinen Augen kaum. — ‚Sie ſtaunen gewiß, mich noch hier zu ſehen,‘ ſagte er, ‚ja, ſo ſpielt das Glück zuweilen mit einem Fangball und vereitelt unſere Pläne. Mir warf es einen Freund und Verehrer meiner Werke in den Weg, der mich zurückhielt, mich einlud, bei ihm zu wohnen und noch einige Zeit in Wien zu bleiben. Ich nahm die Einladung mit Vergnügen an, da ſie mir Gelegenheit bot, Ihnen noch einmal Lebewohl wünſchen zu können, weil Sie doppelt wohl zu leben verdienen.‘ Ich verlebte wieder eine glückliche Stunde, in der ich ihn ſprechen hörte; etwas zu erwidern wagte ich kaum in meiner Schüchternheit, denn mir erſchien alles, was ich hätte ſagen können, zu unbedeutend, zu kindiſch. Nur aus meinen Augen (auf deren Ausdruck er ſpäter alles gab) konnte er ſehen, welchen Eindruck er auf mich machte. Diesmal glaubte ich wirklich an ſeine Abreiſe, die er in den nächſten Tagen antreten wolle — mit tiefer Trauer darüber ſagte ich ihm ein herzliches Lebewohl! Acht Tage waren vergangen, da ſtürzt eines Morgens mein Mädchen in die Tür und meldet, da es noch früh war, Herrn Dr. Hebbel. Ich traute meinen Sinnen nicht, doch ein freudiges Ach! entrang ſich

Chriſtine Enghaus. Jugendbildnis

meiner Bruſt. ‚Diesmal komme ich nicht, um Lebewohl zu ſagen, wohl aber, um zu fragen, ob ich öfter kommen darf. Sie halten mich hier feſt.‘ Was ich darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr — ich glaube, es war ein ſtummes, doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich ſah . . .“

Damit war für Hebbel vollzogene Tatſache geworden, was er längſt als Notwendigkeit erkannte, nämlich ſeine Trennung von Eliſe. Das heißt, er dachte nicht daran, daß dieſe Trennung ihre Beziehungen anders geſtalten könnte, als ſie nun ſchon, ſeitdem der plötzlich gefaßte Entſchluß einer Ehe zunichte geworden, ſich in ſeinen Augen wenigſtens geformt hatten. Er ahnte nicht, daß Eliſe immer noch nicht begriffen hatte, daß er für ſie als Mann verloren und nur als Freund zu retten war. Er rechnete nicht mit der Hartnäckigkeit und Torheit eines liebenden Weibes, das, treu wie ein Hund, nach jedem Stoß und Tritt immer wiederkehrt und in jedem Freundſchaftswort ein verhülltes Liebeswort zu ſehen glaubt, weil ſie es zu ſehen begehrt. Für ihn war Eliſe immer noch die beſte, liebſte und gütigſte Freundin, und er ſchrieb ihr ſo naiv von ſeinen Freuden in Wien, von der Achtung und Bewunderung, die er in der Wiener literariſchen Welt genoß, wie er ihr ſeinerzeit von ſeinem Vergnügen im Zuſammenſein mit der ſchönen Emma Schröder in Hamburg geſchrieben hatte. Was er ihr über Chriſtine ſchrieb, das wiſſen wir nicht, denn ſein Freund und Nachlaßverwalter Felix Bamberg hat leider, vermutlich aus einer mißverſtandenen Pietät heraus, die Briefe, die in dieſer Epoche zwiſchen Eliſe und Hebbel gewechſelt wurden, vernichtet, obwohl Hebbel ausdrücklich geſagt hatte, das Urteil könne erſt gefällt werden, wenn alle Dokumente vorlägen. Wir können uns aber doch ein Bild machen durch einige Briefſtellen im Briefwechſel mit Bamberg ſelbſt; Hebbel ſchrieb ihm am 27. Februar 1846:

„Es war mir eine große Freude, einmal wieder einen Brief von Ihnen zu erhalten. Sie kamen mir aber nur um wenige Tage zuvor, denn ich hatte mir vorgenommen, allernächſtens an Sie zu ſchreiben. Ich erfuhr nämlich aus dem letzten Brief

meiner Freundin, daß Sie sich bei ihr in Hamburg nach meiner Adresse hätten erkundigen lassen, und da sie selbst nicht meine jetzige besaß, so beschloß ich, Sie unmittelbar von derselben in Kenntnis zu setzen. Ich habe seit Weihnacht mit Freunden zusammen im Erzherzog Karl gewohnt, das halte ich aber nicht länger aus, sondern muß mich, wenn ich nicht an Visiten krepieren will, wieder in meine Vorstadt zurückziehen. Leider ist es aber in Wien sehr schwierig, ein passendes Logis aufzutreiben; ich habe hier so unendlich viele Bekanntschaften, und von den vornehmsten, daß ich auf die Leute, die zu mir kommen, mehr Rücksicht nehmen muß als auf mich selbst, und so suche ich denn schon seit zehn Tagen umsonst, wohin ich mein Haupt legen soll. Deshalb bitte ich Sie, mir unter Adresse des Fräulein Enghaus, Kaiserlich-Königliche Hofschauspielerin, Quergasse Nr. 217, Alservorstadt, zu schreiben; da steht ein Name, der für mein Leben verhängnisvoller wie noch je ein anderer geworden ist! In Wien werde ich noch lange, wer weiß, wie lange bleiben! Fragen Sie mich aber einstweilen nichts weiter. Nur um Ihnen zu zeigen, wie unbegrenzt mein Vertrauen in Sie und meine Neigung, mich gegen Sie über meine innersten Lebensregungen auszusprechen, geblieben sind, teile ich Ihnen mit, was ich mir kaum selbst noch eingestehe. Glauben Sie mir, lieber Bamberg, Sie tun mir unrecht, wenn Sie so manchen Zufälligkeiten Absicht oder auch nur Bewußtsein unterlegen. Das ist bei Menschen meiner Art, die so ganz im gesprochenen Wort aufgehen, daß sie darüber kaum zum Schreiben kommen, nie der Fall. Der Drang meiner ganzen Natur geht nach Mitteilung, aber die unmittelbarste ist mir die liebste. Könnten meine Augen reden, so würden meine Lippen gute Tage haben, da ich mich aber der Lippen bedienen muß, so lasse ich mindestens die Hände gerne feiern. Dies geht immer weiter bei mir; es ist gar so unmöglich nicht, daß ich meine besten Tragödien dereinst nur noch für mich selbst dichte, denn so seltsam ist die menschliche Natur ja beschaffen, daß man sich selbst Mitteilungen machen kann.

Als Sie meine Bekanntschaft machten, lebte ich in lauter

Mißstimmungen. Ich war zum Stammeln verdammt, da man nun einmal im dreißigsten Jahre keine neue Sprache mehr lernt, und eben darum zu einer Einsamkeit, die mir in einer Stadt wie Paris doppelt und dreifach unerträglich sein mußte. Hier sollten Sie mich sehen, wo ich für Literatur und Gesellschaft eine Art Zentrum geworden bin! Dankbar will ich's anerkennen, der Aufenthalt in Wien hat mir außerordentlich genützt.... Auch habe ich wirklich manche wahrhaft bedeutende Persönlichkeit kennengelernt, z. B. den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, mit dem ich oft und gerne zusammen bin. Höher als alles freilich halte ich das herrliche Weib, das ich hier gefunden habe. Sie kennen mein Verhältnis in Hamburg, Sie kennen es ganz und wissen, daß ich dort verehrt, ja angebetet habe, ohne zu lieben. Hier verehre ich, wie ich dort verehrte, und liebe, wie ich noch niemals liebte. Nehmen Sie die glühendste Gegenliebe und die unbedingteste Ergebenheit in meine Wünsche, die entschiedenste Bereitwilligkeit, mir alle Verhältnisse zu opfern, hinzu und sagen Sie, ob ich glücklich bin! Ich würde fürchten, den Neid der Götter zu erregen, wenn dies Bekenntnis nicht eher ein Sühnopfer für die gnädigen Mächte, die es wohl mit mir meinten, wäre, als eine Reizung für die Dämonen, und um diese zu beschwichtigen, sei hinzugefügt, daß auch manche dunkle Fäden mit durch dies Goldgewebe laufen, Fäden, die nichts für mich sind, aber viel für die Welt. Bis Ende Juni bleibe ich in Wien, im Juli mache ich mit meiner Geliebten eine Reise über Berlin und Hamburg nach Helgoland, im August kehren wir wieder hierher zurück. Aber die in Hamburg? werden Sie fragen: Liebster Freund, alles Falsche muß ein Ende nehmen. Zehn Jahre lang habe ich versucht, ob die Liebe sich dem Herzen einimpfen lasse, und es zuweilen geglaubt, im elften lehrt mich die Natur ihre schreckliche Wahrheit. So viel über mich, weil Sie es so wollten!

... Hier wollten sie für ihr Leben gern ein Stück von mir spielen. Ach, sähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragische Schauspielerin Deutschlands! Keime zum Allerhöchsten! Dies sagt der Dichter, nicht der Liebhaber.

Wüßten Sie, lieber Bamberg, wie oft ich von Ihnen spreche, so würden Sie auch wissen, wie lebhaft ich Ihren Wunsch des Wiedersehens teile. Wäre es denn nicht möglich? Ahmen Sie mir nach: Sie sehen, ich antworte Ihnen umgehend."

Hierauf antwortete Bamberg am 18. März: „Ihren Brief vom 27. vorigen Monats, der sehr pünktlich an mich gelangte, habe ich absichtlich nicht umgehend beantworten wollen. Erlassen Sie mir, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, den er auf mich machte, ich bin mir seiner in diesem Augenblick selbst nicht mehr ganz bewußt. Wie gern möchte ich mich gegen Sie über die wichtige Lebenssituation aussprechen, in der Sie sich in diesem Augenblick befinden! Aber das Papier hat etwas Fremdes und Trügerisches, es kann den Ton und die Geberde nicht wiedergeben, die nicht allein die getreuen Begleiter der Rede, sondern auch die Zeugen der guten Absicht sind, aus welcher sie entsteht. Der tiefe Schmerz, den ich empfinde, wenn ich an das Schicksal Ihrer Freundin denke, wird noch durch eine Beschreibung, die mir mein Bruder jüngsthin von ihr gemacht hat, gesteigert, und ich habe das Gefühl: als ob einer mir verwandten Person ein furchtbares Leid zugefügt wird. Sie erleben sehr viel, mein lieber Hebbel, denn ich weiß, daß Sie nicht leichtsinnig sind und daß Sie der Sophistik der Leidenschaft das rechtlichste Gefühl entgegensetzen. Ich möchte um den Preis Ihres Genies nicht in dem Knäul leben, den Ihnen das Schicksal aus Freude und Schmerz gewickelt zu haben scheint; zu dergleichen gehört ein Stärkerer, als ich bin. Ich habe es versucht, mich in Ihre Verhältnisse hineinzudenken und mich im Ernst gefragt: was würdest du tun? Und als ich mir geantwortet hatte, sah ich ein, daß es eine Torheit sei, sich die Haut eines andern überzuziehen, denn zu mehr gelangt man nicht, und ich glaube fest, daß sich die inneren Lebensverhältnisse eines Menschen nie in einem zweiten wiederholen. Es ist damit wie mit einem akustisch gebauten Saal, in welchem die Musik herrlich klingt: will man einen zweiten bauen und alle Verhältnisse des ersten genau beobachten und anwenden, so ist man darum doch nicht vor Mißtönen sicher. Die Erwähnung

‚der dunklen Fäden, die durch Ihr Goldgewebe laufen', überhebt mich einer Mitteilung, die ich Ihnen als Ihr teilnehmendster Freund sonst gemacht hätte. Halten Sie mich für so vorurteilsfrei, daß ich darum doch das aus jenem Gewebe entstandene neue Gewand Ihrer Verhältnisse fleckenrein weiß. Ich enthalte mich, wie es in solchen Verhältnissen das Zartgefühl erfordert, aller Fragen und richte dafür nur eine Bitte an Sie: vorläufig noch keinen entscheidenden Schritt zu tun. Welche Mitteilungen Sie mir auch immer über diese so wichtige Situation machen werden, seien Sie versichert, daß sie bei mir wie eingesargt sind und daß ich, indem ich jeder Ihrer Wendungen mit meinem Herzen folge, das Vertrauen zu schätzen weiß, das Sie mir schenken. . . ."

Hebbel beantwortete dieses Schreiben mit einem Bekenntnisbrief, wie sie von ihm überhaupt selten sind, so rückhaltlos, so ohne jede Schonung für sich selbst, — ein Brief, der den Schreiber ebenso ehrt wie den Empfänger:

„Ihren letzten Brief vom 18. März erhielt ich um vier Wochen später, als ich ihn hätte erhalten sollen; meine Schuld ist daher nicht so groß, als sie scheint. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber die Feindschaft zwischen mir und einer Schreibfeder wird immer größer. Ich habe hier so viel Gelegenheit, meinen Gedankenüberfluß in persönlichem Verkehr mit empfänglichen Personen abzusetzen, daß meine Korrespondenz und meine Tagebücher fast leer ausgehen, und ich befinde mich wohl dabei. Könnte ich mich nur zur Beschwichtigung meines noch nicht ganz verhärteten Gewissens auf eine größere Arbeit berufen! Doch auch das ist nicht der Fall.

Ihnen wollte ich gleich antworten, doch ich wollte Ihnen über eine Lebenskrisis schreiben, und das erfordert Stimmung. Ich fürchte nicht, daß Sie meinem Stillschweigen eine verkehrte Deutung gegeben haben. Die Fragen, die Sie mir vorlegen, sind mir nichts als ein Beweis der Aufrichtigkeit Ihrer Teilnahme, der die meinige für Sie nur erhöhen konnte. Sie sind Ihnen aus dem Herzen gekommen, und aus dem Herzen will ich Ihnen Antwort geben. Es ist mir sogar lieb, mich gegen

Sie über einen Schritt auszusprechen, den jeder, der mich nicht ganz kennt, mißdeuten wird.

Sie werden schon wissen, daß ich mich am 26. ds. Mts. verheiratet habe, wenigstens, wenn Sie noch wie ehemals die Allgemeine Zeitung lesen. Die Tatsache steht also fest. Hier die Gründe. Schon in Rom war ich fest entschlossen, das in Hamburg bestehende Verhältnis auf ein rein freundschaftliches, was es für mich immer gewesen war, zurückzuführen, und ich richtete meine Briefe darnach ein. Ich führe dies an, um Ihnen zu zeigen, daß nicht erst der überwiegend-mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft den Wendepunkt herbeigeführt hat, was freilich bedenklich gewesen wäre. Ich schauderte vor dem Gedanken, mein Leben an der Seite eines Frauenzimmers zu Ende bringen zu müssen, das ich nie geliebt und das dies immer gewußt hatte; ich fühlte, daß sie mich unglücklich machen und dadurch selbst unglücklich werden mußte, unglücklicher als bei der Aufhebung einer Verbindung, die bei ihr freilich im Naturgrund wurzelte, die sie aber bei ihrer unbedingten Kenntnis meiner Empfindungen nie hätte suchen sollen und die mich für ewig von einer gesunden menschlichen Existenz ausschloß. Jedes Opfer darf man bringen, nur nicht das eines ganzen Lebens, wenn dies Leben einen Zweck hat außer dem, zu Ende geführt zu werden. Das Leben erhält sich nur durch den Reiz; die völligste Abspannung ist die Folge davon, wenn dieser fehlt und wenn statt seiner die Pflicht eintritt, ihn zu meiden. Ein Weib, was einen Mann in seinen Armen verwesen sehen könnte und in dem Bewußtsein, ihn zu besitzen, wie man jede andere Sache besitzt, Ersatz fände, würde das Opfer des Mannes nicht verdienen, und ein anderes Weib würde ein solches Opfer nicht verlangen. Es gibt keine zweite Alternative. Ich entwickle nur den allgemeinen Gesichtspunkt und lasse die Spezialissima unberührt, kann aber sagen, daß diese noch entschiedener für mich sprechen wie jener. Ich kam nach Wien, wahrlich nicht mit dem Gedanken, hier längere Zeit zu verweilen, geschweige, mir hier eine Frau zu suchen. Noch weniger jedoch dachte ich daran, nach Hamburg zurückzukehren, obgleich ich mit einer Leiden-

ſchaftlichkeit dahin berufen wurde, die, ich leugne es nicht, mich bei ihrer gänzlichen Rückſichtsloſigkeit auf das, was ich empfand, indignierte. Ich wollte nach Berlin gehen. Wie es mir in Wien ging, wiſſen Sie. Durch eine Kette der wunderbarſten Zufälle wurde ich feſtgehalten, denn es iſt doch wunderbar, wenn man ſchon auf die Poſt geht, um ein Billett zur Abreiſe zu löſen, und auf dem Wege dahin durch einen Dampfſchiffsgefährten, der ſeit drei Tagen für eine dritte Perſon den Verfaſſer der Judith ſucht, arretiert wird. Infolgedeſſen in einen literariſchen Zirkel eingeführt, ſprach mir ein hieſiger Dichter von Frl. Enghaus, von ihren jahrelangen Bemühungen, meine Judith hier auf die Bühne zu bringen, von ihrem Wunſch, mich kennenzulernen. Ich ſah dies ſehr ſchöne Mädchen mit dem edlen Herzen, das ſich in jedem Blick, jedem Wort ausſpricht, keine dreimal, als mir der volle Inhalt des Lebens, den nur die Liebe heraufbeſchwört, wieder nah trat. Ich kämpfte mit mir, ob ich fliehen ſolle, aber nicht aus Rückſicht auf mein Hamburger Verhältnis, denn dieſes war für mich abgetan, ſondern weil mir das neue eine bittre Pflicht auferlegte, eine Pflicht, der ich mich im erſten Moment ebenſowenig gewachſen fühlte wie der Sekretär in Maria Magdalena. Wiſſen Sie, warum ich nicht floh? Weil ich Verfaſſer dieſes Dramas bin, weil ich mich der Probe, die das Schickſal mir auflegte, nicht entziehen konnte, ohne mein Stück und alſo meine ganze Poeſie für eine ſchnöde Heuchelei zu erklären, weil ich mich ſchämte, in einem Lebensbilde moraliſche Forderungen ausgeſprochen zu haben, die zu erfüllen mir ſelbſt zu ſchwer fiel. Ich verlange von dem Pöbel, der ſich über ſolche Dinge das Gericht anmaßt, keinen Glauben an dieſe Gemütszuſtände. Sie aber werden fühlen, was hier für mich auf dem Spiele ſtand, und eine ſpätere Zeit, wenn ſie ſich überhaupt mit mir beſchäftigt, wird meine endliche Entſcheidung zu würdigen wiſſen.

Meine Hamburger Freundin hat mir hundert- und tauſendmal geſagt und geſchrieben, noch nach Rom, noch nach Wien, — aber vor der Kataſtrophe — daß ich frei ſei, daß ich jede Verbindung eingehen könne, wenn ich dadurch glücklich würde, daß ſie ſich auf eine endliche Trennung gefaßt mache. Gerade, weil

sie dies tat, verehrte ich sie; gerade, weil sie mich freisprach, fühlte ich mich gebunden, denn sonst hätte ich ihr bei der dem Weibe in Lebensverhältnissen angeborenen Klugheit und bei den zehn Jahren, die sie mir voraus hatte, das Unnatürliche in unserer Situation ganz anders zur Last gelegt. Hören Sie nun, wie sie sich benommen hat. Kaum hatte ich in meinen Briefen an sie den Namen des Fräuleins Enghaus genannt, als sie mir, scheinbar naiv, aber unmöglich ohne Absicht, ich sage: unmöglich, eine der niedrigsten Verleumdungen mitteilte, die jemals über ein weibliches Wesen, ich sage nicht: über ein edles weibliches Wesen ersonnen worden sind. Ich antwortete ihr mit jener Heftigkeit, die natürlich ist, wenn eine Dame, die man hochachtet, über ein Mädchen, das man liebt, Dinge schreibt, welche ihr selbst um so mehr schaden, je weniger sie diesem zuschaden vermögen; mit jener Heftigkeit, die ihr nach zehnjähriger vertrauter Bekanntschaft mit mir gewiß nicht unerwartet kommen konnte; ich teilte ihr zugleich meine Neigung mit. Seit diesem Moment lernte ich eine ganz neue Seite ihrer Natur kennen; keine Idee, daß ihre Handlungen auch nur im entferntesten ihren Versicherungen glichen, keine Spur, daß sie sich mit einiger Würde in das Notwendige fände. In die jämmerlichsten Sophismen sich einspinnend, behauptete sie anfangs, es sei nicht die Sache, die sie verletze, sondern die Art, wie ich ihr die Sache mitgeteilt habe; dann, ich sei allerdings freigewesen, aber nur für den Fall, daß ich ganz glücklich hätte werden können, und ganz glücklich würde ich nicht; jetzt, nach der Trauung, verirrt sie sich zu den gröbsten Insulten, rechnet es sich als große Tat an, daß sie die Gerichte nicht gegen mich in Bewegung gesetzt habe, was sie bei dem Inhalt meiner Briefe nicht konnte, überschüttet mich mit Auszügen aus meinen Briefen, die begreiflicherweise etwas ganz anderes sagen als die Totalität der Korrespondenz, und fordert von mir, von mir, der ich sie seit Jahren ernähre, der ich mich ihretwegen in Italien mit Schulden beladen habe, gerichtliche Erklärungen über meine Bereitwilligkeit, für mein Kind zu sorgen. Natürlich fühle ich mich innerlich jetzt viel freier, als ich getan haben würde, wenn

sie sich entgegengesetzt benommen hätte, aber ich gestehe Ihnen, daß mir diese Erfahrung sehr bitter ist, denn ich weiß nicht, soll ich sagen: so ist sie! oder: so ist der Mensch!

Hier ist in wenigen Worten eine vollständige Darstellung der wichtigsten Krisis meines Lebens. Bewahren Sie diesen Brief auf; ich werde keinen zweiten dieser Art schreiben."

Bamberg erwiderte darauf mit seiner Zurückhaltung am 1. August: „Die Mißstimmung, in welche mich Ihr längeres Stillschweigen und namentlich der Umstand versetzt hat, daß mir die Mitteilung von Ihrer Verheiratung auf Umwegen zukam, wurde durch den neuen Beweis des Zutrauens, den Sie mir in Ihrem letzten Schreiben gegeben haben, wieder aufgehoben. Sie haben mich durch Ihr ebenso energisches als taktvolles Benehmen einer großen Verlegenheit entzogen, da mich das wahrhaft brüderliche Interesse, das ich für Sie fühle, vielleicht doch hätte bewegen können, über die Krisis, in der Sie sich befanden, offen meine Meinung auszusprechen; obgleich ich die mißliche und in der Regel wirkungslose Stellung, die ein Dritter bei dergleichen Verhältnissen einnimmt, sehr wohl kenne. Empfangen Sie nunmehr den herzlichsten Glückwunsch zu der so wichtigen Verbindung und empfehlen Sie mich Ihrer Frau, die ich gern persönlich möchte kennenlernen, aufs beste.

Ich hatte nach Durchlesung Ihres letzten Schreibens sozusagen die beiden Pole Ihres Verhältnisses zu Frl. Elise vor mir, denn ich erinnerte mich, als ich sah, daß Sie ihr für immer verloren waren, jenes Augenblicks, in welchem Sie nach einem schmerzlichen Verluste, der Sie beide betroffen hatte, ihr durch Zartgefühl so nahe getrieben wurden. Wenn ich Sie damals selbst abzuhalten suchte, einen aus keinem normalen Zustande hervorgegangenen Entschluß auszuführen, so bitte ich Sie jetzt, mit dem damaligen Überschuß die Lücken auszufüllen, die in dem sympathischen Bande zwischen Ihnen und ihr entstanden sind. Den Opfern so grausamer Naturverhältnisse muß selbst der Fremde Teilnahme schenken; wie sollte ich gleichgültig gegen eines bleiben, von dem ich weiß, daß es auf Ihre Bildung und Richtung einen so wesentlichen Einfluß gehabt hat.

Das Schicksal Ihrer einstigen Freundin hat, offen gesagt, einen tief erschütternden Eindruck auf mich gemacht. Daß ihre Zärtlichkeit aufhörte, als sie sah, daß Sie ihr auf immer entrissen waren, daß sie sich, wie Sie mir schreiben, bis zur Verleumdung vergaß, ist mir aus jenem schrecklichen Zustande erklärlich, den ich aus eigner Erfahrung kenne: aus der Eifersucht. Mit dem Verluste kann sich ein Weib aussöhnen, nie aber mit dem Gedanken, daß eine andere das Verlorene besitzt. Ich darf hier meine Erörterungen nur auf die bedrängte Partei des Verhältnisses ausdehnen; eine Mitteilung meiner Gefühle und Gedanken über das Ganze würde ich nur dann machen, wenn ich wüßte, daß sie Ihnen wünschenswert wäre. Fassen Sie darum von der Beschaffenheit meines Urteils gar keine Meinung, denn ich kann Sie, obgleich ich über die einzelnen Punkte im klaren zu sein glaube, dennoch versichern, daß es mir bisher unmöglich war, ein letztes Resultat zu ziehen. Vielleicht ist es mir noch aufgespart, mich einmal mündlich über alles das auszusprechen, worüber ich bis jetzt selbst noch nicht im klaren bin."

Es ist nur zu bedauern, daß Bamberg diese Zurückhaltung nicht auch noch in dem Augenblick gewahrt hat, als ihm die sämtlichen Dokumente über den Fall Hebbel-Elise in die Hand gegeben waren. Aber vielleicht hat er auch in Rücksicht auf die Witwe des Dichters gehandelt, der die Vorgeschichte ihrer Ehe ein schmerzliches Moment gewesen sein muß. Denn es ergab sich in dieser Brautzeit, die an inneren Kämpfen reich war, und in der es, bei Hebbels leidenschaftlichem Temperament, auch an äußeren nicht gefehlt haben mag, daß die aufs tiefste gekränkte Frau die Partei der Beleidigerin ergriff, daß Christine Elisen gegen Hebbel verteidigte, daß sie ihm erklärte, was er als Mann nicht verstehen, was aber sie als Frau, die auch Mutterschmerzen erlitten, die auch verlassen worden war, nachfühlen und entschuldigen konnte. Denn Hebbel war in allen Dingen streng und anspruchsvoll. Nicht nur eine künstlerische Idee, sondern eine menschliche Forderung war es ihm, wenn er im Winter 1845, noch in Italien, in sein Tagebuch notierte:

„Ein edles Mädchen: so wie sie sieht, daß ihr Geliebter sich von ihr entfernt, in demselben Grade, um ihm Schmerz und Vorwürfe zu ersparen, entfernt sie sich von ihm, und als ihr das Herz bricht, sagt sie, ohne daß er ihr Opfer ahnt: wir taugen nicht füreinander, widersteht seinen Bitten, scheint alle Schuld zu tragen, macht ihn frei, usw."

Elise erfüllte diese Ansprüche nicht, aber Christine war alles, was er nur immer forderte, und unendlich viel mehr noch. Auch sie hatte eine unsäglich schwere Kindheit durchlebt und durchlitten. Sie war 1817 zu Braunschweig geboren, hatte wenige Jahre nach ihrer Geburt den Vater verloren und schon als ganz kleines Kind die Mutter unterstützen müssen. Da die gewöhnliche Kinderarbeit nicht einträglich ist, so war sie ins Kinderballett des Hoftheaters eingetreten, wo sie monatlich $1^1/_2$ Taler Gage erhielt. Zuweilen trat sie in Kinderrollen auf, dafür gab es dann noch 3 Taler extra. Ihr älterer Bruder wurde Zuckerbäcker, ihre jüngere Schwester war jahrelang schwer krank, fast erblindet, mußte in den dunkelsten Räumen sich aufhalten und wurde fast immer von der Mutter getragen. Auch Christine lernte früh den Hunger kennen, aber auf der Bühne mußte sie immer ein frohes Gesicht zeigen. Sie lebte in den Phantasien, die die frühen Bühneneindrücke in ihr geweckt hatten, und fand in ihnen einen Trost. Sie fühlte sich ganz als Aschenbrödel und wartete immer, wie in der Oper, die sie manchmal gesehen, auf den Zauberer, der singen würde: „Mein gutes Kind, sei nur zufrieden, dir ist ein beff'res Los beschieden! Dir wird es einst noch wohlergehn!"

Unter den „Kollektaneen, Gedanken und Erinnerungen" finden sich noch — ohne Datum — „einige Jugendreminiszenzen meiner lieben Frau", aufgezeichnet: — „Als in Braunschweig das Schloß in Brand gesteckt wird, heißt es, auch das Theater solle daran, und alles, was zum Theater gehört, werde massakriert werden. (Das war im Jahre 1830 bei der Vertreibung des Herzogs Karl von Braunschweig; Anm. d. Hersg.) Sie war im Ballett und hatte monatlich einen Taler, ihre Mutter zittert aber doch für sie, und sie muß sich bei Nacht und Nebel

zu Fuß nach Wolfenbüttel aufmachen. Dabei kommt sie in ein Gehölz, in dem ein Schlachter einmal ermordet worden ist; große Angst trotz der Begleitung einer alten Tante. In Wolfenbüttel Nachtlager an der Erde bei armen Verwandten; neuer Schreck durch die Knarre des Nachtwächters. — Der Onkel, der wahnsinnig wird, weil die erwartete Erbschaft aus Amsterdam nicht kommt. Es ist einmal ein Vetter nach Amerika geflüchtet, weil er mit seinem Bruder in Streit gekommen ist und diesen erschlagen zu haben glaubt, worin er sich täuscht. Dieser heiratet dort eine Schwarze, führt die Silberflotte, stirbt kinderlos in Holland, hinterläßt Tonnen Goldes. Aber seine Verwandten können seinen Taufschein nicht liefern, weil die Kirche abgebrannt ist, worin er getauft wurde, und nun steht das Geld in Amsterdam bei der Waisenkammer. — Ihr Vater, schöner Mann, aber leichtsinniger Patron, der sich eben deshalb mit seiner Frau nicht vertragen kann und plötzlich davongeht, ohne daß man je wieder von ihm hört."

Mit 14 Jahren wurde sie konfirmiert. Sie erzählt von diesem in ihrem Leben epochemachenden Ereignis: „Ich weiß es noch wie heute, ich sollte tags darauf in einem Ballett als Knabe tanzen, es widerstrebte meinem Gefühl als junge Christin so sehr, daß ich dem Ballettmeister erklärte, ich würde jetzt, nachdem ich erwachsen, nicht mehr als Knabe tanzen. Ich mußte seinen ganzen Zorn darüber empfinden, er schalt mich und wies mir die Tür. Mit weinenden Augen ging ich hinaus. Da traf ich den Dr. Köchy, der Dramaturg des Theaters war; er hatte mir oft Freundliches über meine kleinen Rollen gesagt, ich klagte ihm mein Leid, ich bat ihn, mich zu prüfen, ob ich nicht Talent zur Schauspielerin hätte. Er bestellte mich auf den andern Tag in seine Wohnung, wo ich ihm einige Gedichte rezitieren sollte. Es geschah, er sagte mir darauf, ich hätte nicht allein Talent, auch ein gutes Organ und äußere Mittel, er wolle mir mit Freuden einige Rollen einstudieren. Wer war glücklicher als ich!"

Dr. Köchy studierte nun mit ihr auf ihren besonderen Wunsch die Jungfrau von Orleans, dann die Louise in Kabale und

Liebe. Er verschaffte ihr darauf ein Engagement-Gastspiel in Bremen, bezahlte ihr die Reisekosten dahin und schenkte ihr das weiße Kleid, das sie als Louise brauchte. Das Kostüm der Jungfrau hatte sie sich selbst zusammengestellt. Sie hatte großen Erfolg und wurde engagiert. Amalie Haizinger, die sie dort sah und deren Interesse sie weckte, war entsetzt, wie sie in Bremen beschäftigt wurde, denn sie bekam die Rollen der ältlichen Liebhaberinnen, während eine alte Schauspielerin die jungen Partien spielte. Die Haizinger brachte sie nun nach Hamburg zu Direktor Schmidt, wo sie sich bereits sehr mit Hebbels Judith beschäftigte, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, diese Rolle zu spielen. Von Hamburg kam sie 1840 nach Wien an das Burgtheater. Auch dort bekam sie zuerst fast nur alte Rollen. Erst nachdem Hebbel schon in Wien war, änderte sich das. Ihrer dämonisch-leidenschaftlichen Art lagen Hebbels Rollen besonders gut, sie war geradezu für sie prädestiniert. Daß sie später Hebbels Schaffen beeinflußte und gestaltete, ist selbstverständlich, und er selbst hat sich darüber vielfach geäußert.

Zuerst aber gestaltete sie sein Leben, oder richtiger, sie wurde das Werkzeug, um es umzugestalten. Sie fesselte ihn an Wien. Wie sie auf ihn wirkte, das sagt außer den Briefen an Bamberg auch noch ein Brief an Charlotte Rousseau in Ansbach vom 11. April 1846:

„Meine italienischen Eindrücke habe ich in einem Band von Epigrammen und anderen Gedichten, die ich erst in einiger Zeit erscheinen zu lassen beabsichtige, niedergelegt. Es werden sich meine besten Sachen darin finden, und ich muß meine Freunde darauf verweisen. Ihnen werden sie schon aus dem Grunde größere Befriedigung wie manches Frühere von mir gewähren, weil sie hellere Stimmungen ausdrücken. Ich glaube, Jonas. der Prophet, hat sich zuletzt an den Walfischbauch gewöhnt und es sich bequem darin gemacht; wie sollte man sich nicht auch nach und nach an die Welt gewöhnen!

Eins der Epigramme heißt:

Fromm verlangt ihr mich, Götter? so macht mich glücklich! ich werd euch

Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Eine kecke Herausforderung, nicht wahr? Aber — sie hat geholfen! Wie? werden Sie fragen. Hier die Antwort. Ich habe eine Braut und wahrscheinlich schon in vier Monaten eine Frau. . . .

Hiermit ist alles gesagt. Was meine Braut als Künstlerin bedeutet, wissen Sie vielleicht, und ich wünschte Ihnen den Genuß, sie einmal in einer ihrer großen Rollen zu sehen. Ich selbst habe nie einen mächtigeren Eindruck im Theater erfahren als von ihrer Chriemhild in Raupachs Nibelungenhort, so über alles Maß elend das Machwerk an sich auch ist. Sie werden es mir zutrauen, daß ich nicht mit den Augen des Liebhabers, sondern des Dichters sah. Aber das kommt gar nicht in Betracht gegen ihren menschlichen Wert. Sie war schon sehr unglücklich und ist unendlich schwer geprüft worden, aber solange die Welt steht, haben wohl nur wenige einen solchen Seelenadel, ein so reines, edles Herz aus einem Flammenbad wie das ihrige gerettet. Ich glaube nicht, daß ihr jemand ins Auge sehen kann, ohne sie zu lieben, die Güte ihres Wesens ist unwiderstehlich. Könnte ich Ihnen nur ihr Bild schicken! Aber so oft sie schon lithographiert wurde, auch nicht als Schattenriß kann ich eins dieser Portraits anerkennen! Ich liebe sie, wie ich noch nie geliebt habe, und werde ebenso von ihr geliebt. Ein Tag bringt mir jetzt mehr Glück wie ehemals ein ganzes Jahr. Sie ist lebenslänglich mit 5000 Gulden C. M. beim Hofburgtheater engagiert, ihre Stellung erlaubt uns daher, uns zu heiraten, sobald wir wollen, und es wird in wenigen Monaten geschehen. Auch ich selbst habe die ausgezeichnetsten Aussichten. Alles, was Dumpfheit und Bosheit mir in den Weg legte, ist beseitigt, ich finde in bezug auf mich ein ganz anderes Deutschland vor, als ich vor drei Jahren verließ, die Nation fängt an, den tiefen sittlichen Gehalt meiner Produktionen zu ahnen. Die Maria Magdalena, die man unmoralisch zu nennen den Mut hatte, während sie die echte Moral gerade aus ihrer dicken unmoralischen Kruste herausschälen will, ist von der Kritik mit Enthusiasmus aufgenommen worden, man hat sie in Gotha, Oldenburg, Königsberg schon

gespielt, die ersten Schauspieler in Berlin geben sie jetzt auf eigene Hand in einem Privattheater, und ohne Zweifel wird eine öffentliche Aufführung bald folgen. Man kann mich nicht länger ablehnen, es geht nicht; selbst hier, wo ganz andere Hindernisse zu besiegen sind, werden meine Werke Breschе schießen. Das ist mir, weniger meinet- als der Sache selbst wegen, lieb, denn für die Kunst gibt es nur noch eine Rettung auf dem Wege, den ich einschlug, jeder andere geht im Ring herum."

Und unter gleichem Datum schreibt er an seinen hilfsbereiten Freund Gurlitt in Rom: „Ich liebe sie unendlich, sie ebenso mich, und wir werden uns sehr bald verheiraten. Die bürgerliche Gesellschaft verlangt es, nur der Unabhängigste kann ihr trotzen, und warum es tun in gleichgültigen Dingen? Jedenfalls im Anfang Juni, wenn nicht früher, wird alles zum Schluß kommen. In einem Punkt, den Du berührtest, muß ich Dir freilich unbedingt recht geben. Man hat, unter uns gesagt, jetzt ein Mittel in Händen, mich schnell zu töten. Man richte auf sie die Pfeile und ich werde schnell fallen. Doch das ist kaum zu fürchten, denn sie ist der Liebling des Publikums, und, Du magst mir glauben, daß nicht der Liebhaber, sondern der Dichter diesen Ausspruch tut, jetzt die einzige große Schauspielerin in Deutschland. Ich nahm noch nie einen Eindruck aus dem Theater mit mir fort wie aus dem elenden Raupachschen Nibelungenhort von ihrer Chriemhilde. Man gebe ihr nur Rollen, und sie wird riesenhaft in ihrer Kunst dastehen wie je eine, denn die dämonische Kraft in ihrer Seele ist gewaltig. Auf die Judith brennt sie seit Jahren, obgleich hier in Wien, wo kein Bibelstoff auf die Bühne kommen darf, nicht daran zu denken ist. Der Judith verdankte ich ihre Bekanntschaft; aus meiner Tragödie entfaltet sich mir also wirklich das ganze volle Leben. Übrigens wird ihre Wahl hier allgemein gebilligt, die Wiener haben nichts dagegen, daß ich hier bleibe, sie verzeihen es wenigstens."

Die glühende Sprache, die Liebesfreude, die sich in diesen Briefen zeigt, beweist, wie berechtigt und notwendig Hebbels Handlungsweise war.

Am 6. Juni schrieb er einen wundervollen Brief an Regie-

rungsrat Rousseau in Ansbach, an den Vater seines verstorbenen Jugendfreundes, um die Schuld an ihn endlich zu begleichen, die er gemacht hatte, um sein Doktordiplom zu erlangen und um nach Kopenhagen reisen zu können. Darin teilte er ihm auch seine am 26. Mai vollzogene Vermählung mit und spricht es aus, daß sich dabei zwei Menschen wirklich gegenseitig geholfen haben: „Meine Frau ist die edelste Seele von der Welt, und wie sie die Verwirrungen meiner Lebenslage, so habe ich die ihrigen gelöst. Ich liebe sie unendlich, und was ist Höheres zu finden als ein Wesen, das alle im Irren schweifenden Wünsche magnetisch an sich fesselt? Wo sich zwei Menschen umarmen, da bilden sie einen Kreis!"

Da ist es fast erstaunlich, daß Hebbel sich in der Jahresübersicht über das Jahr 1846 so verhältnismäßig kühl ausdrückt, und seine Kälte erscheint gemacht:

„Ich verlobte mich mit Fräulein Enghaus; ich tat es sicher aus Liebe, aber ich hätte dieser Liebe Herr zu werden gesucht und meine Reise fortgesetzt, wenn nicht der Druck des Lebens so schwer über mir geworden wäre, daß ich in der Neigung, die dies edle Mädchen mir zuwendete, meine einzige Rettung sehen mußte. Ich zögere nicht, dieses Bekenntnis unumwunden abzulegen, soviel ich auch dabei verlieren würde, wenn ich einen deutschen Jüngling zum Richter hätte; auf eine unbesiegbare Leidenschaft darf man sich nach dem dreißigsten Jahre nach meinem Gefühl nicht mehr berufen, wenn man nicht ein völlig inhaltloses Leben führt, wohl aber auf eine Situation, die, ein Resultat aller vorangegangenen, das Dasein selbst mit seinem ganzen Gehalt ins Gedränge bringt, wie es in jedem Sinn mein Fall war. Es ist meine Überzeugung und wird es in alle Ewigkeit sein, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die die bedeutendste ist, denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist in mir die poetische: wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten und wie hätte ich diesen Kampf ohne sie auch nur notdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Un-

Friedrich Hebbel nach einem Gemälde

fähigkeit zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewissens die Probe des Handelns ist, so habe ich nie besser gehandelt, als indem ich den Schritt tat, aus dem Elise mir eine Todsünde macht; ich will aber, so sehr sie sich auch in Sophistereien verstrickt, um den ungeheuren Abstand zwischen ihren Resignationsversicherungen und ihrem Betragen zu verkleistern, nicht den Stab über sie brechen, sondern darin nichts als den Beweis erblicken, daß der Mensch auf alles, nur nicht auf die Grundbedingung seiner Existenz Verzicht zu leisten vermag, und mich der Hoffnung ergeben, daß sie einmal, früher oder später, zu einer klareren Einsicht in das Sachverhältnis gelangen wird. Ich verheiratete mich, wie mir mein Trauring sagt, den ich in diesem Augenblick abziehe, am 26. Mai mit meiner Braut; ich geriet dadurch in eine singuläre Stellung zur Gesellschaft, ich werde es aber nie bereuen, mir um diesen Preis das edelste Herz erkauft zu haben, denn nie schlug ein besseres in einer weiblichen Brust, davon hab ich die vollgültigste Probe. Indem ich dies schreibe, liegt sie mit meinem kleinen Sohn, den sie mir vor vier Tagen gebracht hat, in ihrem Bett und gibt ihm die zärtlichsten Namen; ich kann mir nicht helfen, aber ich empfinde für dieses Kind ganz anders wie für die beiden früheren, die Natur macht mehr von der Liebe, von dem unwillkürlichen Zug zweier Menschen zueinander abhängig, als man denkt, doch soll dies mich nie abhalten, meine Pflichten gegen mein Kind von Elise zu erfüllen. ‚Wie er mich immer ansieht, der kleine Schnuckel! Bist du zufrieden mit deinem Plätzchen? Du wirst kein besseres finden!' sagt meine Frau zu ihrem Ariel und hätschelt ihn; kann ich dafür, bin ich ein schlechter Kerl deswegen, daß mir das Herz dabei überläuft, während es mir sonst gefror, wenn — weiter."

Sicher braucht er sich keine Schuld beizumessen, daß diese Frau so anders als andere auf ihn wirkte, er hat es in einer Tagebuch-Bemerkung vom Juni 1846 selbst erklärt: „Noch nie hat mir ein Weib durch Tiefe des Geistes imponiert, aber wohl durch die Tiefe des Gemüts. Im Gemüt wurzelt die Kraft des

Geſchlechts, mag die Kraft einzelner Individuen auch allerdings im Geiſt wurzeln. Reizenderes gibt es nicht, als das weibliche Gemüt durch den weiblichen Geiſt beleuchtet zu ſehen."

Tauſend kleine Erlebniſſe aus ihrer Schwangerſchaft, die ihm Symbole ihres ganzen edeln und gütigen Weſens waren, zeichnete er in ſein Tagebuch ein. Da ſteht am 7. Dezember: „Über Nacht hatte Chriſtine wegen der zu ſtarken Bewegungen des Kindes unter ihrem Herzen nicht ſchlafen können. ‚O wie habe ich den armen Wurm bedauert!' ſagte ſie am Morgen mit ihrem engelfreundlichen Geſicht. Gutes Weib, gutes Geſchlecht! Ein Mann hätte ihn verwünſcht."

Ihn rühren die Einblicke, die er durch ihr Weſen in die Frauennatur im allgemeinen tun darf. Er iſt ihr dankbar für die Schlüſſe, die er von ihr aus auf das Weſen der Menſchen überhaupt machen kann. Und es iſt kein Wunder, daß ſie und ihr Kind ſo anders auf ihn einwirken, als Eliſe mit ihrem Kinde es ehemals tat. Er hat ſelbſt die Erklärung dafür in den beiden erſten Tagebucheintragungen über die Geburt ſeines erſten ehelichen Sohnes vom 27. und 29. Dezember gegeben:

„Heute, den 27. Dezember 1846, den Sonntag nach Weihnachten, nachmittags, zehn Minuten vor zwei Uhr, gebar meine teure Frau mir einen geſunden Knaben, den wir, da es ja auch ein Mädchen hätte ſein können, lange vorher ſcherzend ſchon immer Ariel genannt hatten. Die erſten Wehen ſtellten ſich um halb zwölf Uhr ein, die Geburt war alſo eine ſchnelle und glückliche, obgleich ſo ſchwer, daß ich mich am Ende der bitterſten Tränen nicht enthalten konnte. Jetzt iſt es ſieben Uhr abends, und die Wöchnerin befindet ſich ſo wohl, wie ſie nur kann, ebenſo das kleine Kind; möge es ſo fortgehen!"

„Bis jetzt geht alles gut. Das Kind iſt wieder mein treues Abbild, und ich mache jetzt eine Erfahrung, an die ich nie geglaubt habe, daß man nämlich die Mutter lieben muß, um ein Kind lieben zu können. Der kleine Max war gewiß liebenswürdig, das erkannte ich, das ſagte mir mein Verſtand; aber erſt mit ſeinem Tode erwachte mein Gefühl für ihn, und auch da nur in der Form der Reue; bis dahin war ſein Daſein für mich

nichts als eine Fessel des meinigen. Darum sündigt ein Weib, das Liebe gibt, ohne Liebe zu empfangen; die Strafe trifft nicht sie allein. Wie ganz anders ist es jetzt!"

Wie er das neue Jahr 1847 in der Pflege des Kindes willkommen heißt, ist charakteristisch für alles, was er an tiefster Liebe Christinen und seinem kleinen Sohn entgegenbringt: „Meine liebe Frau (wozu das Adjektiv? und doch, wer läßt es aus, ohne ein ganz eigenes Gefühl zu haben!) meine liebe Frau befindet sich so wohl, als das Milchfieber und die damit verbundene Schlaflosigkeit es zuläßt, an eine Rückkehr zu meinem in der letzten Szene unterbrochenen Trauerspiel ist für mich aber noch nicht zu denken. Der Gemütszustand, in dem ich mich befinde, ist noch immer zu gespannt. Über Nacht werde ich die Obhut des Kindes übernehmen, ich habe die Mutter endlich so weit gebracht, daß sie in diese äußerst notwendige Trennung für die nächsten zwölf Stunden eingewilligt hat. Der kleine Schelm ist schon bei mir, sein Wiegenkorb steht auf meinem Sofa, und die Magd liegt hinter mir auf ihrer Matratze. Merkwürdige Situation zwischen mir und meiner Frau: sie liebt meinen Namen Friedrich und spricht ihn gern aus. Ich kann ihn nicht ausstehen; an wem ist es nun, Rücksicht auf die Empfindungen des anderen zu nehmen und seine eigenen zu opfern? Ich glaube, an ihr, auch zweifle ich nicht, daß sie es gern tun würde, wenn sie wüßte, daß ich, der ich durchaus nicht friedereich bin, mich so äußerst ungern Friedrich nennen lasse."

Diese Kämpfe um den Namen waren nicht tragisch; ernster und schmerzlicher in dieser jungen Ehe waren die Kämpfe um Elise, die durch ihre leider vernichtete Korrespondenz hervorgerufen wurden. Am 19. Januar hat Hebbel einen Brief an sie in sein Tagebuch kopiert, der von Bamberg herausgeschnitten wurde. Hebbel schreibt dazu:

„Den vorstehenden Brief abgeschrieben für dies Tagebuch, da er alle Punkte befaßt, die für das betreffende Verhältnis in Betracht kommen, und mich fest entschlossen, ihn morgen auf die Post zu geben. Er ist mir abgedrungen und würde mir, wenn ich ihn wieder zurückhielte, noch abgedrungen werden,

denn jede Mäßigung von meiner Seite wird mir verkehrt ausgelegt; auch ist er, gegen den Brief, den ich empfing, noch sehr mild. Weh tut es mir bei alledem, daß ich ihn absenden muß, denn alle diese Widersprüche in Elisens Benehmen mögen nun zusammenhängen, wie sie wollen: ihre Seele ist und bleibt in meinen Augen eine edle. Aber sie ist so sehr unglücklich!"

Es könnte unbegreiflich scheinen, warum Bamberg alle die Dokumente zerstörte, die den Philister-Richtern sicher den Vorwand zu ihrer abfälligen Kritik über Hebbels Charakter genommen hätten, wenn nicht zur Zeit der ersten Veröffentlichungen über Hebbel, zur Zeit der Abfassung von Hebbels Biographie durch Kuh, Christine noch im öffentlichen Wirken an der Wiener Hofbühne gestanden, wenn nicht Hebbels und Christinens Tochter leben würde. Wir wissen, daß Elisens Angriffe sich zuerst gegen Christine richteten, — da war es ein Taktgebot, gegen diese schwergeprüften Frau nicht aus dem Grabe noch eine verleumdende, beleidigende Stimme wachzurufen. Und wer die vorhandenen Denkmale genau prüft, wer vor allem die weitere Handlungsweise Hebbels und Christinens Elisen gegenüber in Erwägung zieht, der wird in seinem Urteil nicht unsicher sein können.

Glück und Ruhe im Hause Hebbel blieben nicht lange ungetrübt. Am 20. Januar schrieb Hebbel: „Welch eine Freude mir mein kleines Kind macht, ist kaum zu sagen. Daran sehe ich, wie ich die Mutter liebe. Könnte ich der Welt zeigen, wie sehr sie es verdient!" und am 27. Januar: „Eine unendliche Freude macht mir mein Kind. Es ist gesund und gedeiht sichtlich; die größte Wohltat der Natur. Das Leben legt so viele Lasten auf; wenn es auch noch an sich eine Last ist, muß es nicht zu ertragen sein oder nur deshalb, weil Menschen, denen dies fürchterlichste Schicksal auferlegt wird, keinen besseren Zustand kennen. Mit hellen, stahlblauen Weltspiegeln in dem regelmäßigen, schon völlig entwickelten Gesicht schaut es mich an; sein kurzes Atmen rührt mich, es ist, als hätte es schon Mühe um sein Dasein." Am 1. Februar beobachtet er: „Ein kleines Kind und eine Mutter zusammen: ob noch gleiche Extreme von unbegrenztem Egoismus und ebenso unbegrenzter Aufopferung zu finden sind?"

Aber am 18. Februar steht: „Auf dem zweiten Kirchhof zur Schmelz, Nr. 1776 oberhalb des Grabes von einem zehnjährigen Knaben, so daß man, wenn man sich mit dem Rücken gegen den Grabstein des letzteren stellt und mit dem rechten Fuß einen Schritt tut, auf das Grab tritt, ruht mein Ariel, mein teures, heißgeliebtes Kind. Diese Adresse glaubte ich in diesem Tagebuch nicht sobald einzutragen. Sonntag, den 14. Februar, abends 9 Uhr ist der Engel gestorben, ohne vorher krank gewesen zu sein, an den Fraisen, oder am Herzkrampf, wie der Arzt sagte. Den ganzen Tag hielt ich mich, meines Schnupfens wegen, zu Hause, ab und zu besuchte ich, von meiner Arbeit an dem Rötscherschen Aufsatz aufstehend, das Kind, zuweilen brachte seine arme Mutter es mir herein. Nachmittags nach dem Kaffee hatte ich es bei mir auf dem Sofa, es schlief ein, wachte aber noch einmal wieder auf und lächelte mich himmlisch süß an, dann ward es fortgetragen. Abends nach 7 Uhr ging ich in die Kinderstube, wo Eine sich befand, eben hatte das Kind mit Appetit gegessen, ich nahm es auf den Arm, scherzte, sagte: solange als deine Mutter dich getragen hat, wird dich keiner wieder unausgesetzt tragen, gab es an das Mädchen zurück und ging in unser Wohnzimmer, um meinen Kaffee zu trinken. Eine Viertelstunde später, ehe ich noch mit dem Kaffeetrinken fertig war, ging ich wieder hin und traf meine Frau in der größten Aufregung; das Kind schrie heftig, es hatte die Augen im Kopf verdreht, wie ich hörte, und um sich geschlagen; ich ahnte nicht, daß der Zufall etwas Schlimmes bedeuten könne, aber es ward zum Arzt geschickt. Der Arzt erschien in wenigen Minuten, ich kannte ihn nicht, er war aus der Nachbarschaft, wir hatten sonst einen anderen, er sprach von der größten Gefahr; ich hielt ihn für einen rohen Charlatan und sagte das zu meiner Frau, als sie zusammensank. Es wurden dem Kinde kalte Umschläge auf den Kopf und ein Senfpflaster auf den Rücken gelegt; nach und nach hörte es zu schreien auf, ich sah darin einen Beweis, daß ich den Arzt richtig beurteilt habe, und fragte ihn: nicht wahr, es geht besser?, er antwortete: ich fürchte, daß alles zu spät ist, ja, es ist zu spät, sehen Sie, es

ist aus! Das Kind hatte zu atmen aufgehört. Den ganzen Tag hatte ich mich, meines Schnupfens wegen, enthalten, es zu küssen, nun —. Ich will nicht mit meiner Lebensphilosophie in Widerspruch treten, ich habe einen raschen Tod immer für den besten erklärt, und er ist es. Aber nur für den Sterbenden selbst, auf den man freilich auch allein sehen soll, nicht für die Hinterbliebenen; diese werden sich unendlich viel eher mit ihm versöhnen, wenn er als Wohltat erscheint, als das Ende schwerer Leiden und bittrer Kämpfe. Was man leidet, wenn man sich so plötzlich ohne Vorbereitung und Übergang an die äußerste Grenze der Menschheit gedrängt sieht, ist nicht auszusprechen; aber ich halte es für Pflicht, die Lebenskräfte zu sparen und zusammenzuhalten, darum gestatte ich es der Erinnerung nicht, in der Wunde zu wühlen, obgleich die Wollust, die darin liegt, der Wonne des Besitzes fast gleich ist. Das einzige Mittel, dieser Pflicht genugzutun, ist dasjenige, das der Instinkt von selbst ergreift, sich mit Gewalt zu zerstreuen, wie es die Sprache so außerordentlich tiefsinnig nennt, das heißt, sich nicht in den Schmerz zu vertiefen, ihn nicht in seine Einzelheiten aufzulösen; den Gedanken: Dein Liebling ist tot! konnte ich in seiner nackten Allgemeinheit schon während der letzten drei Tage ertragen, aber stromweis rannen meine Tränen, wenn mir irgendein konkreter Zug, das Lächeln des Kindes, sein Auge, vor die Seele trat, ja, wenn ich nur etwas, das ihm angehört hatte, erblickte, sein Mützchen oder was es war. Unendlich haben wir gelitten, die arme Mutter und ich, denn wir haben das kleine Wesen geliebt, als ob es statt sieben Wochen sieben Monate, ja Jahre alt gewesen wäre; ich habe es nie geahnt, wie fest die Natur bindet, wenn menschliche Verhältnisse nicht durch den Zwang der Umstände herbeigeführt, sondern auf die rechte Basis gegründet sind, und den Trost entbehre ich jetzt nicht wie einst, die schuldige Vaterempfindung aus vollstem Herzen gezahlt und mein Kind für ewig, mag es mir nun wiederbegegnen, in welcher Gestalt es will, an mich gefesselt zu haben. — Gestern um 4 Uhr nachmittags wurde es beerdigt bei Regen und Wind, in seinem eigenen Grabe, das ich für 35 Gulden kaufte, so daß

ich jetzt Landbesitzer geworden bin. Ach, all dies Drum und Dran, dies Füllen gieriger Fäuste, dies Abfinden der durch Kirche und Staat privilegierten Bettler! Getauft war der Engel nicht, an seinem Todestag setzte seine liebe Mutter ihm das für die Taufe bestimmte Mützchen auf und sagte: ‚Mach, Vater, daß dein Söhnchen getauft wird, sonst wird das Köpfchen für das Mützchen zu groß', nun trägt er dies Mützchen im Sarg! Der protestantische Pfarrer, der übrigens mit der Beisetzung protestantischer Leichen nichts zu schaffen hat, riet meinem Schwager, dem katholischen zu sagen, das Kind habe die Nottaufe empfangen, um großen Unannehmlichkeiten zu entgehen; dies ist denn geschehen, sonst wäre die Erde vielleicht noch nicht zu dem Ihrigen gekommen. — Nun ruhe sanft, du holdes Wesen, Freude hast du deinen Eltern gemacht, Freude hast du, soweit dein Traumleben dafür erschlossen war, selbst genossen, gelitten hast du nicht viel, und wieder begegnen werden wir dir, so oder so, gewiß."

Und am 20. Februar steht da: „Öde! Öde! Und die Mutter! Die Mutter! Diese plötzlich in einer Träne zerspringenden Augen!" Wie dieser Todesfall noch jahrelang in Hebbel nachklang, beweist sein Brief aus dem Jahre 1862, den er Ludwig August Frankl auf dessen Brief vom 31. Juli antwortete. Frankl hatte ihm den Tod seines ältesten Knaben mitgeteilt in einem menschlich schönen Brief, der in den Worten ausklang: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, wie sehr würde ein Wort von Ihnen uns trösten, selbst da, wo es keinen Trost gibt." Ich schrieb für den kleinen Grabstein:

Seiner Eltern Glück
Einen Augenblick;
Ihre Trauer
Für des Lebens ganze Dauer.

und

Ein kaum erwachter, schon verhauchter Geist —
Ein Zeiger dieser Stein, der stumm die Richtung weist."

Hebbel antwortete darauf: „... Ich kenne Ihren Schmerz, ich teile ihn und bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie ihn gegen

mich ausgesprochen haben. Nichts Verächtlicheres in meinen Augen als das feige, eigensüchtige ‚Sichwegdrücken' der guten Kameraden, die zu ‚stören' fürchten, wenn der Mensch mit allem Schauder der Welt, mit Tod und Teufel allein ist und jede Fliege, die an ihm vorbeischwirrt, mit den Blicken verfolgt, um nur nicht zu erliegen. Damals machte ich die Bekanntschaft dieser zarten Gemüter, die das Zerspringen des Brustkastens nicht zu riskieren wagen, in meiner eigenen Familie und mußte denjenigen, der mir die bitteren Gänge zu Tischler und Totengräber abnahm und die Leiche mit mir zum Kirchhof begleitete, mit barem Gelde wegen ‚Zeitversäumnis' entschädigen."

Christinen konnten alle Beweise von Hebbels Schmerz nicht genügen. In ihr war alles wund und zerrissen, sie konnte nicht fassen, daß er schon am 23. Februar im Instinkt der Selbsterhaltung eine neue Arbeit, die an der Mariamne, begann. Er notiert am 26. ihre Aussprüche im Tagebuch: „So muß ich Deine Schmerzen übernehmen!" und das wunderbar Gläubige und Tiefe: „Nun ist ein Teil, ein Hauch von mir selig!"

Sie mußte am 27. wieder an die Arbeit, mußte in Maria Stuart auftreten, und Hebbel schreibt in das Tagebuch: „Tine vortrefflich. Aber daß selbst ein Mann wie Schiller auf feuchte Schnupftücher spekulierte, ist entsetzlich. Und was tut er anders im fünften Akt!" Trotzdem hatte Christine nicht überwunden wie er. Als er einige Wochen später erst nach 7 Uhr abends heimkam, fand er sie in Tränen, sie konnte nach dem Tode des Kindes die Abend- und Dämmerstunden nicht allein verbringen, und am 12. März „in einer innig-schönen Stunde sah Tine mir lange ins Gesicht und fing dann auf einmal heftig zu weinen an: ‚Dein Auge erinnert mich so oft an das Auge des Kindes!' Es war das beinahe gesetzmäßige Erleben, daß der Vater trotz tiefsten Leides sich bald wieder in das Leben und die Realität des Alltags zurückfindet, während die Mutter, die doch noch in intensiverer Art den Zusammenhang mit dem Kinde, das so lange nur in ihr und durch sie lebte, empfinden

muß, immer noch das Gefühl hat, als sei ein Stück ihres eigenen Lebensnervs durchschnitten, als sei nicht nur etwas von ihr selig, als sei auch etwas von ihr abgestorben und sie müsse dieses tote Seelenglied immer mit sich herumschleppen.

Aber schon traten neue Aufgaben in Hebbels und Christinens Leben. Noch vor dem Todesfall verzeichnet er in seinem Tagebuch am 10. Februar: „Abends zwei Briefe; von Campe und von Elise. Jener voll erfreulicher Nachrichten; dieser wie immer und ohne die Erklärung, daß der Inhalt nicht wieder ehrenrührig sei. Ich wollte ihn zurückschicken, Tine gab es nicht zu. Die Ärmste! Schon wie ich in die Türe trat, sah ich, daß etwas vorgefallen sein müsse; auf meine Frage reichte sie mir das Kuvert und zerfloß in Tränen, dennoch hielt sie mich ab zu tun, was recht war und notwendig dabei, weil es ihr zu hart schien!" Und am nächsten Tag: „Elisens Brief gelesen und menschlicher gefunden, als der Anfang erwarten ließ."

Nun am 1. Mai schreibt er ihr, und seine Antwort läßt erkennen, was ihr Brief enthalten haben muß. „... Viel ist dem Schmerz zu verzeihen, ob so viel, entscheide Gott. — Mein armes Kind! Was soll ich sagen? Wenn ich bei ihm wäre, könnte ich nicht helfen, wie denn jetzt? Du suchst die Kraft des Herzens in Worten, denn Du kannst es mir nicht verzeihen, daß ich im vorigen Jahr in einem gleichen Fall keine machte; ich mache auch jetzt keine, ich habe auch keine gemacht, als ich im vorigen Winter so hart auf die Probe gestellt wurde. Ich halte es für Pflicht, daß der Mensch seinen Schmerz darnieder zu halten suche; Du das Gegenteil. Ich spreche mich einmal über das Tiefste aus und niemals wieder; Du kennst nicht den Wert und die Würde des Schweigens. Ich hoffe, ich darf hoffen nach der Nachschrift Deines Briefes; wenn diese Hoffnung mich dennoch täuschen sollte, so müßten wir uns finden, das ist sicher besser, sittlicher, als wenn wir uns ganz und gar in Schmerz verlieren. Was ich aber mit Bestimmtheit erwarte, ist eine baldige Nachricht. Bleibt sie aus, sehe ich darin das Zeichen eines guten Ausgangs und atme wieder auf.

Du liebst Dein Kind. Dein Kind, oder in Deinem Kinde Dich

selbst? Es wird sich zeigen bei dem Vorschlag, den ich Dir jetzt zu machen gedenke. Die Hamburger Luft ist so ungesund, wie sie sein kann; die hiesige ist vortrefflich. Längst, längst habe ich gewünscht, mein Kind bei mir zu sehen, und ich nicht allein; ich habe diesen Wunsch unterdrückt, so lange für sein Leben keine Gefahr war. Das ist aber jetzt entschieden der Fall, denn Du sagst selbst, daß das arme Wesen sich in Berlin ganz anders befunden habe wie in Hamburg Soll es lieber bei Dir — oder bei mir leben? Es würde in Christine eine zweite Mutter finden; sie ist es, sie, die diesen Gedanken zuerst gehabt hat. Wenn Du Dir wieder Sophistereien erlauben willst, so kannst Du ihre Teilnahme für Dein Kind wieder in Teilnahmslosigkeit für Dich verdrehen und meine heiligen Vatergefühle ebenso in Rücksichtslosigkeit und Liebelosigkeit auflösen. Wenn Du den Vorschlag aufnimmst, wie er menschlich aufzunehmen ist, so kannst Du sie nur hochachten, daß sie ihn tut, und in mir nur einen Vater sehen, der eine Pflicht gegen sein Kind erfüllt, daß ich ihn nicht länger zurückhalte. Sie fügte sogar hinzu: Laß sie selber nach Wien kommen. Geschähe es, so würdest Du, das sag ich Dir noch einmal, wie ich es schon oft sagte, sie verehren lernen. Bedenke, was auf dem Spiele steht, und entscheide! Wir gehen im Sommer nach Leipzig, das ist nah an Hamburg; dort oder hier würde ich meinen Engel in Empfang nehmen, und wenn Du die Mutter bist, für die ich Dich halte, so würdest Du im fröhlichen Wachsen und Gedeihen Deines Kindes den Lohn Deines allerdings sehr großen Entschlusses finden. — — Gott gebe das Beste!"

Der Entschluß, zu dem Elise sich aufraffen sollte, war grausam schwer, aber die Ereignisse überhoben sie der Notwendigkeit, ihn zu fassen. Das Befinden des Kindes verschlimmerte sich. Am 9. Mai schrieb ihr Hebbel wieder darüber und unterrichtete sie über seine mißlichen Vermögensumstände, die ihn ganz von Christine abhängig machten. Er schlägt ihr vor, erst nach Berlin, dann nach Wien zu gehen, da er ihr durch den Verkauf des Diamant die nötigen Gelder hiefür zur Verfügung stellen kann, falls das Kind wirklich sterben sollte. Und er

schließt: „Eben sage ich meiner Frau, was ich Dir geschrieben habe. Sie antwortet mir: warum erst nach Berlin, warum nicht gleich zu uns? Es ist wahr! Ich bitte Dich inständigst: wenn das Entsetzliche eintritt, so laß Dir sogleich von Campe die 6 Ldor. geben und komm zu uns! Die edelste, liebevollste Seele wird Dich empfangen, und was in Menschenkräften steht, wird geschehen. Deine Mutter, jeder, der es wohl mit Dir meint, wird Dir zuraten! Laß in Hamburg alles stehen, wie es steht, und eile! Nur Veränderung der Umgebung stimmt den Schmerz so weit herab, als er herabgestimmt werden kann! Ich bitte Dich innigst, tu's, und tu's schnell! Herzlichst grüßt Christine Dich. Die Zeit drängt! Antworte mir sogleich und folge unserer Bitte. Hier ist der Frühling so schön! Dein Freund Fr. Hebbel."

Und am 16. Mai richtet Hebbel den letzten Brief an die alte Freundin: „Soeben kommt Dein Brief! Wir saßen gerade beim Essen. Meine arme Frau zitterte krampfhaft, sowie sie ihn nur erblickte. Von mir ist nicht die Fassung zu verlangen, daß ich etwas anderes als das Notwendigste schreiben soll. Ich erwartete keinen anderen Ausgang, dennoch trifft's!! Nun, man muß sich finden, wie man kann. Für uns liegt eine große Beruhigung darin, Dich hier bei uns zu sehen. Wir können nichts sagen als: je eher, je lieber! Ich darf hinzusetzen: Du wirst ein Wesen kennenlernen, vor dem wir alle uns beugen müssen! Und auch ein Kind, ein liebes, gutes Kind, wirst Du finden!

Reise daher gleich auf der Stelle! Wie schnell bist du hier! Du schreibst an Christine, auf wie lange Du kommen sollst? Mein Gott, das versteht sich ja von selbst! Meine Briefe, und was sich dort an wichtigeren Papieren von mir noch findet, bringe mit, das übrige von mir, ich meine die Papiere, übergib den Flammen, auch die an mich eingegangenen und aufbewahrten Briefe. Doch nein, die nicht. Du wirst schon selbst sehen.

Eine Anweisung auf 6 L. lege ich bei. Ich wünsche aber, daß Du sagst, wohin Du gehst. Spotten kann nur jener Pöbel, den ich verachte und vor dessen Richterstuhl mein Handel leider un-

orajschtig gebracht worden ist. Jeder andere wird von dem Augenblick an, wo er das erfährt, wissen, wer ich und meine Frau sind, wenn sie es früher noch nicht wußten.

Ein paar Zeilen schreibst Du mir wohl am Tage vor Deiner Abreise, damit ich weiß, wann ich Dich erwarten darf. Ruhe den Toten, Friede den Lebendigen! Dein Freund

Friedrich Hebbel."

Und in sein Tagebuch verzeichnet er: „Auch mein kleiner Ernst in Hamburg! Den 12. Mai! Ich sah ihn nie!" Und gleich dahinter: „Was war das erste, das meine Frau sagte, als sie die Todesbotschaft wegen meines Kindes erfuhr? ‚Laß sie — die Mutter — zu uns kommen, laß sie gleich kommen!' Und aufs tödlichste war sie von der gekränkt und beleidigt. Lebt noch eine zweite auf Erden, die so spräche und gleich ein Zimmer einrichtete, Betten besorgte usw.? Ich zweifle!"

Er hatte wohl recht daran zu zweifeln, und er wußte, warum er mit dieser unendlichen Liebe und Hochachtung zu Christine emporblickte, aber auch gegen Elise war er nicht ungerecht. Am 30. Mai notiert er: „Gestern morgen um 8 Uhr kam Elise! Gewiß ist sie edel und gut, nie habe ich das bezweifelt! Möge sie sich in unserem Hause, wohl fühlen, möge sie sich die Lebensaufgabe nicht zu schwer gestellt haben!"

Und so weilte Elise denn bis zum 28. August 1848 bei Hebbels im Hause und als sie es dann verließ, nahm sie das „liebe, gute Kind", von dem Hebbel in seinem Brief schrieb, mit sich. Es war Karl Hebbel, Christinens uneheliches Kind, das er adoptiert hatte. Bei ihrem Abschied notierte Hebbel in sein Tagebuch: „Heute abend reiste Elise wieder nach Hamburg zurück und nimmt den Knaben mit. — Eine Periode, von der ich nicht weiß, ob sie segenbringend war oder nicht. Der erste Zweck wurde freilich erreicht: sie wurde ihrer Selbstquälerei entzogen." Und noch ein Zweck war erreicht, aber freilich vielleicht in höherem Grade, als Hebbel ursprünglich angestrebt haben mochte: zwischen Elise und Christine wurde eine Freundschaft begründet, die dazu führte, daß Christine allein die Verbindung mit Elise aufrecht erhielt und oft zwischen dem Gatten und seiner ehema-

ligen Herzensfreundin vermitteln mußte. Das beweist eine Stelle aus einem Brief, den Hebbel von Leipzig aus im Juli 1853 an Christine nach Hamburg richtete, als diese dort bei Elisen zu Besuch weilte: „Elisen sage von mir, sie soll sich ganz wahr und ohne Rückhalt gegen mich geben, sie soll ein Interesse, das sie nicht hat, und das wenigstens nicht tief bei ihr sitzt, auch nicht an den Tag legen, sie soll dies wohlgemeinte Wort am allerwenigsten übelnehmen, und sie wird zufrieden mit mir sein."

Das beweisen noch mehr Briefstellen von Elisen an Christine, die Kuh zur Charakterisierung des Verhältnisses in seiner Hebbel-Biographie anführt: „Daß unser Verhältnis sich so rein gestaltete, verdanke ich meinem Dortsein, Eurem Ruf, nach Wien zu kommen. Soviel Schmerzensstunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch bestimmt waren — nimmer würde es sich so gewendet haben, hätt' ich nicht Dich und alles dort selbst kennengelernt. Jetzt ist unser Verhältnis gewiß eines von denen, deren es wenige gibt. Bleib Du und die Deinen gesund, das ist ja die erste Lebensbedingung, genießt Euer Glück, denn ihr seid glücklich! Wie so manche schöne Stunde wird durch nicht zu beherrschende Leidenschaft getrübt, die auch ohne diese Qual hätte vorübergehen können. Wenn man sagt, der Mensch ist Schöpfer seines Lebens, so ist dann wohl am mehrsten von denen zu fordern, denen die größte Kraft gegeben ist ..."

„... Die Natur sollte wenigstens diejenigen, welche sie sich zu ihren Opfern erlesen hat, auch mit mehr Kraft ausrüsten und von vornherein Temperament und Charakter danach gestalten ..."

„... Du, meine süße Tina, Du bist wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb uns erscheint, selbst doch rein ist."

So klang ein tragisch begonnenes und tragisch durchgeführtes Verhältnis dank dem versöhnenden und liebevollen Einfluß, den Christine auf Hebbel ausübte, milde und wehmütig aus, und so verzeichnete Hebbel in der Jahresübersicht von 1854 ihren Tod mit den schönen, ehrlichen und tiefen Worten: „Elise ist nicht mehr; am 18. November 1854 gegen Morgen ist sie verschieden. Lange vorher schon war für sie nichts mehr zu

hoffen, und also nur der Tod zu wünschen; so erschütterte mich die Schmerzenskunde denn im Moment des Eintreffens nicht so sehr, als sie in mir nachzitterte und nachzittern wird! Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen."

Elise hatte Freude und Leid bei ihrem Wiener Aufenthalt miterlebt und Kämpfe mit angesehen, die tief in Hebbels und Christinens Leben eingriffen und die er in seinem Brief an sie, in dem er sie zur Reise nach Wien einlud, andeutete. Die Geldsorgen waren aus dem Hause nicht gewichen. Nur durch äußerste Sparsamkeit war es Hebbel und Christine möglich, ihren vielen Verpflichtungen nachzukommen, und im Sparen war Hebbel Meister. Freilich, Christinens Verwandte und früheren Freunde nahmen es nicht wenig übel, daß der Haushalt der berühmten und bedeutenden Burgtheater-Tragödin auf den Standpunkt eines allereinfachsten Bürgerhauses zurückgeschraubt wurde, aber sie selbst fand sich darein und fügte sich Hebbel unbedingt. Wie sich die Ihren dazu stellten, das ersieht man aus den Bemerkungen in dem Bericht über den Tod von Hebbels und Christinens kleinem Sohn und mehr noch in der Jahresübersicht von 1847, nachdem wieder ein kleines Kind, diesmal ein Töchterchen, zu Weihnachten geboren war. Über diese Geburt verzeichnet Hebbel am 25. Dezember 1847: „Mit einem Herzen voll Dank und Freude schreibe ich es nieder, daß meine teure Christine mir heute am ersten Weihnachtstag nachmittags, eine Viertelstunde vor 5 Uhr, ein kleines Mädchen geboren hat. Möge alles fortgehen, wie es anfing." Am 31. Dezember kommt die Bitterkeit über die Angehörigen zum Ausdruck: „Silvesterabend. Ich bin jetzt Tag und Nacht auf den Füßen, denn Elise, auf deren Hilfe wir stark gerechnet haben, ist selbst erkrankt, weil sie sich zu unvorsichtig der Erkältung ausgesetzt hat. Meine arme Frau muß sich nun grausam anstrengen und alles selbst besorgen; für die Verwandten, die sie ernähren muß,

existiert sie nicht; ihre Mutter hat noch nicht ein einzigesmal nach ihrem Befinden fragen lassen, geschweige daß sie selbst gekommen wäre. Möge der Himmel schlechte Folgen verhüten. Ich übe mich in den Pflichten eines Johanniters bis zu den niedrigsten herab, deren Schiller in seinem Distichon erwähnt, und gehe von Krankenbett zu Krankenbett. Da bleibt mir denn zu dem gewöhnlichen Rückblick wenig Zeit; im allgemeinen darf ich sagen: ich bin vorwärts gekommen, äußerlich wie innerlich, mein Leben hat also noch immer einen Zweck. Harte Schicksalsschläge haben mich getroffen, zwei Kinder sind mir gestorben, was ich doppelt schwer empfinden mußte, da mich jetzt die Sorge um mein Auskommen nicht mehr so quält wie früher. Ein Ersatz ist in einem freundlichen, kleinen Mädchen wieder da; möge dies kleine Wesen so gesund sein, als es aussieht."

Noch kam er zu keiner rechten Freude an dem Besitz dieses Kindes, er war immer in Sorge, und in seinem Tagebuch stehen in den nächsten Wochen öfters Eintragungen wie: „Welch ein ängstlicher Besitz ist der eines geliebten Kindes! Bis jetzt ist mein kleines Mädchen nicht krank, aber auch nicht gesund. Mich schreckt jedes Geschrei, das es von sich gibt, und ich komme weder bei Tage noch bei Nacht zur Ruhe. Diesen Zoll will ich gern bezahlen, wenn es mir nur erhalten bleibt. Ist das Schicksal aber noch einmal so grausam gegen mich, so steht mein Entschluß fest. Ein fünftes Kind will ich nicht haben." „O, welche Qualen knüpfen sich an den Besitz des Kindes! Es gedeiht so schön, ist schon so ausgebildet und doch — das Übel gibt sich nicht; schon zeigen sich gelinde Krampfanfälle, und der Arzt verordnet Senfpflaster! Nie, nie wieder eins! Solche Schmerzen soll meine arme Frau durch mich nicht wieder leiden, und müßt ich ——. Das steht fest." Am 9. Februar verzeichnet er: „Tines Geburtstag. Elise hatte den guten Einfall gehabt, das kleine Kind sehr früh anzukleiden, wie es bei der Taufe gekleidet war, ihm einen Blumenstrauß in die Hand zu geben und es der Mutter beim Erwachen zu bringen. Es war allerliebst."

Mit häuslichen Sorgen und Schwierigkeiten war aber das Ungemach nicht erschöpft. Auch der Rausch des Erfolges, der ihn

in Wien in der ersten Zeit nach seiner Ankunft umfangen hatte, war bald verflogen. Er schreibt darüber schon im Oktober 1846 an Bamberg nach Paris: „Ihr Brief, lieber Bamberg, hat mir viel Freude gemacht. Die Nummer der ‚Revue nouvelle' habe ich jedoch nicht erhalten und bitte Sie sehr, sie mir noch zu senden. Ich lebe hier jetzt sehr einsam und habe mich fast von allem Umgang zurückgezogen, eben darum sind mir Briefe, von den rechten Menschen natürlich, ein doppeltes Bedürfnis. Die ‚Empfänglichen', die sich bei meiner Ankunft in Wien zu mir drängten, haben sich in Würmer verwandelt und die Würmer zum Teil in Schlangen. Niederträchtigkeiten sondergleichen habe ich erlebt; Ideen-Diebstähle, manuskriptliche Veruntreuungen und viel Schlimmeres. Eine momentane Verstimmung darüber war verzeihlich, längst ist sie vorüber. Für alles, was ich tue, wünsche ich mir gar keinen größeren Lohn mehr, als daß man mich dafür nicht steinigen, oder wenn auch steinigen, doch nicht mit Kot bewerfen möge. Ich werde mich jedoch auch in dieses Schicksal finden, wenn es mir beschieden sein sollte, denn ich weiß, daß der Himmel immer zur rechten Zeit regnen läßt. Diese Heiterkeit, womit ich allem entgegensehe, kommt zum größeren Teil auf Rechnung des engelguten Weibes, womit mich Gott beglückt hat. Ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich noch mehr forderte."

So wund wurde Hebbel gegen die fortgesetzte Mißachtung und Negation seiner Persönlichkeit wie seiner Kunst, gegen die Verständnislosikeit, die ihm auf allen Seiten entgegentrat, daß er im November 1847 mit bezug auf völlig mißverstehende, aber dafür desto anmaßendere Kritiken, die sich gegen ihn richteten, auch an Bamberg die Bitte stellte: „Schreiben Sie mir über solche Dinge nur dann, wenn es Mittel gibt, ihnen zu begegnen oder zuvorzukommen. Ich weiß, wieviel Dumpfheit mir Widerstand leistet und ich schlage das Quantum gewiß eher zu hoch als zu niedrig an. Es lähmt mich auch durchaus nicht, daß ich alles, was mir in den Köpfen und Gemütern trotzt und trotzen muß, genauer kenne wie andere; im Gegenteil ich habe mir, wie Ihnen einige Sonette in meinen neueren Gedichten bewei-

Chriſtine Hebbel in mittlerem Alter

sen werden, das ethisch aufzulösen gewußt. Wie wir aber den Tod sehr wohl in seiner Notwendigkeit begreifen können, ohne darum das Krankſein und das Sterben schmerzlos zu finden, so ist es mir auch peinlich, wenn diese Dumpfheit Physiognomie annimmt und sich in bestimmten Äußerungen bestimmter Personen umsetzt. Sie werden mein Gefühl sicher zu würdigen wissen. Wenn die Herren gegen mich drucken lassen, sind sie allerdings nicht zu ignorieren, aber was kümmert uns ihr Geschwätz, was kümmern mich z. B. die Urteile eines Meißner? Goethe wußte sehr wohl, was er tat, wenn er sich gegen dergleichen absperrte. Wozu einem die Kugeln, die hinter einem niederfallen, an den Kopf werfen?"

Da kann es nicht erstaunen, wenn Hanslick, der bekannte Musik-Schriftsteller, in seinen Lebenserinnerungen erzählt: „Von Hebbels aufbrausender Empfindlichkeit machte ich gleich im Anfang unserer Bekanntschaft manche Erfahrung. Im juridischen Leseverein war mir das neueste Heft der ‚Tübinger Jahrbücher' zuerst in die Hände gefallen, worin ein großer kritischer Aufsatz von Fr. Vischer über Hebbels Judith und Maria Magdalena stand. Der Aufsatz enthielt neben begründeten Einwürfen doch auch volle Anerkennung von Hebbels genialer dramatischer Kraft und mußte, wie mir schien, als das Urteil des bedeutendsten und berühmtesten Ästhetikers für Hebbel von Wichtigkeit sein. In meiner Unschuld brachte ich Hebbel, der im Nebenzimmer saß, das Heft. Ich kannte noch nicht die ganze Reizbarkeit seines Selbstgefühls, das absolut keinen Tadel vertrug. Nachdem er den Aufsatz gelesen, kam er in zorniger Erregung dicht an mich herangeschritten: ‚Junger Mann,' herrschte er mich an, ‚wenn Sie mir noch einmal eine Wespe ins Gesicht setzen wollen, so werde ich Ihnen dafür ein ganzes Wespennest bringen.' Sprach's und ließ mich ganz niedergedonnert stehen. Ich hatte eine Kritik von Vischer doch für mehr angesehen als einen Wespenstich und Hebbels künstlerischen Ernst und Wahrheitsdrang für größer als seine Eitelkeit. — Zu den Gegenständen seines besonderen Hasses gehörten Julian Schmidt und Gutzkow. Eines Tages betraf mich Hebbel auf der Lektüre einer sensationellen

neuen Flugschrift von Gutzkow, ‚Deutschland am Vorabend seiner Größe oder seines Falles'. — ‚Junger Mann!' fuhr er wieder zornig los, ‚mit was für Zeug verderben Sie Ihre Zeit! Merken Sie: man muß nur zweierlei Schriften lesen; will ich mich über die Fabrikation von Stiefeln belehren, so lese ich das Werk eines Schusters, also eines Fachmannes. Alles übrige nur von den wahrhaft großen, führenden Geistern der Literatur. Gutzkow ist ein niederträchtiger Bursche!'"

Hanslick verstand den Ursprung derartiger Äußerungen Hebbels nicht, mußte ihn vielleicht auch aus seiner eigenen Natur heraus mißdeuten, und um Hebbels Stellung gegenüber von Leuten von Gutzkow und Julian Schmidt zu begreifen, dazu fehlte ihm offenbar die Distanz. Überhaupt beging er wohl beim Schreiben dieser Erinnerungen den Fehler, den halbgroße Naturen so leicht begehen: sie meinen, jeder muß ihnen schon in der Jugend anmerken können, was sie später einmal, wenn ihr Wein ausgegoren ist, werden können, und wundern sich noch in der Erinnerung, wie sie sich in ihrer jugendlichen Arroganz wunderten, wenn man ihre Kritik und ihre Erleuchtungen zurückweist. Sie vergessen aber dabei, daß selbst Genies, wie Hebbel eines war, jahrelang unter dem Verkanntwerden zu leiden haben, und daß solch Mittelgut oder auch Gut und sogar Sehrgut keine Ansprüche machen darf!

Was übrigens Julian Schmidt betrifft, so hatte er sich in den Grenzboten einen Aufsatz über Hebbel geleistet, aus dem hervorging, daß er Hebbel zwar sehr hoch, sogar über Kleist stellte, aber ihm auch prognostizierte, daß er dereinst wahnsinnig werden müsse. Hebbel bemerkt das in seinem Tagebuch und fügt hinzu: „Seltsame Manier, mit einem lebendigen Menschen umzugehen! Also nur darum ein Nebukadnezar der Literatur, um mit der Zeit auf allen Vieren zu kriechen und Gras zu fressen! Nein, da weiß ich's besser! Das wird nie geschehen, nie, ich fühle etwas von einem ehernen Reifen im Kopf und habe in Todkrankheiten schon die Erfahrung gemacht, daß selbst die wildesten Fieberphantasien das Bewußtsein in mir nicht überwuchern konnten, daß ich, wenn ich sie auch nicht ganz zu ersticken ver-

mochte, sie doch innerlich bespöttelte und verlachte. Übrigens ist ein solches Urteil nicht ganz ohne Grund, indem es doch auf einiger Einsicht in die schöpferischen Prozesse des dichterischen Geistes beruht und es nur darin versieht, daß es die befreiende Kraft des Darstellungsvermögens, die doch im subjektiven wie im objektiven Sinne damit verbunden ist, nicht in Anschlag bringt. Ich habe es oft gesagt und werde nicht davon abweichen: die Darstellung tötet das Darzustellende zunächst im Darsteller selbst, der das, was ihm bis dahin zu schaffen machte, durch sie unter die Füße bringt, dann aber auch für den, der sie genießt!" Hebbel hat sich mit Julian Schmidt in seiner ‚Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers', die er seiner Julia voranschickte, auseinandergesetzt.

Zu den Freunden, die sich Hebbel bei seiner Ankunft in Wien näherten, die aber standhielten und nur durch das völlige Abweichen der beiderseitigen politischen Ansichten im „tollen Jahre" 1848 vorübergehend von ihm getrennt wurden, gehörte der Wiener Journalist und Schriftsteller Siegmund Engländer. Er hatte gleich bei Hebbels Ankunft in Wien einen Artikel über diesen geschrieben, und Hebbel hatte ihn dann aufgesucht. Sie waren in regen gedanklichen Austausch miteinander gekommen, und Engländer wandte sich an ihn um Kritik über einen Roman. Hebbel schrieb darüber in sein Tagebuch, wie schwer es ihm falle, das Buch zu beurteilen, da er es nur zum Teil kenne, und meinte, es sei im einzelnen oft ebenso gelungen wie im ganzen verfehlt. Er hat Engländer schließlich doch seine Meinung gesagt und wie diese auf Engländer wirkte, das geht aus einem Begleitbrief zu Autographen hervor, die Hebbel im Jahre 1851 an Varnhagen v. Ense sandte: „Er hatte mir damals einen Roman zugeschickt, über den er mit der ihm eigenen Feierlichkeit mein gewissenhaft-strenges Urteil verlangte. Ich bin überhaupt der Meinung, daß man angehende zweifelhafte Talente nicht verhätscheln soll; in diesem Fall aber fühlte ich mich doppelt verpflichtet, mich schonungslos und unumwunden auszusprechen. Denn Engländers Roman, geistvoll und eigentümlich an sich, war doch dem Gehalt nach so bizarr und der Form

nach so unorganisiert, daß er mich in ein Chaos hineinschauen ließ und in ein Chaos, das nie und nimmer zur Welt werden zu können schien. Er stellte einen Egoisten darin dar, aber er zeichnete nach Art aller Geister, die zwischen Spekulation und Intuition in der Mitte stehen, nur die Resultate, nicht die Motive. Darauf machte ich ihn aufmerksam, und da er augenblicklich erkannte, daß diesem Fehler des Werks ein Mangel seiner Natur zugrunde liege, so erklärte er mir, unter Umständen, die seinem sittlichen Charakter in hohem Grade zur Ehre gereichen, deren Ausführung aber zu weit führen müßte, daß er nie wieder etwas Poetisches schreiben würde. Dies Versprechen hielt er mit eiserner Konsequenz, veränderte sich auch nicht im mindesten gegen mich, was gewiß sehr für ihn spricht, hatte aber offenbar seit diesem Tage den Mittel- und Zielpunkt seines Strebens verloren und fand leider in wissenschaftlichen Studien, die er mit großer Energie betrieb, keinen genügenden Ersatz. Doch glaube ich, daß er sich wieder gesammelt haben würde, wenn der Weltsturm nicht gekommen wäre, und daß wir dann bei seinem außerordentlichen Blick für das spezifisch Poetische und bei seinem bis zur Genialität anschaulichen Stil einen Kritiker in ihm erhalten hätten, wie wir ihn gerade brauchen. Aber die Revolution riß ihn aus allen Fugen heraus, und wohl mag seine tolle, völlig vernunftlose Beteiligung an dem Treiben der Ultrapartei eher ein Akt der aus Lebensüberdruß hervorgegangenen Verzweiflung gewesen, als aus Absicht und Entschluß entsprungen sein. Wenigstens sagte er mir selbst im Jahre 1848 einmal, als ich, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, über die empörende Richtung seines ‚Deutschen Charivari' ihn zur Rede stellte: ‚Was wollen Sie, Ihr Element ist die Luft mit Sonne, Mond und Sternen; das meinige der Sumpf mit Kröten, Fröschen, Schlangen und Molchen!'" —

Engländer selbst charakterisiert sich in einem Brief vom Januar 1848, den er nach oder während schwerer Krankheit an Hebbel schrieb, und der die geistige Freiheit und zugleich Abhängigkeit von dem Freund und Meister bezeichnet: „Jeder Ihrer Briefe hat Duft für meine Seele. Der letzte hat mich

ganz besonders erquickt. Ihr Entschluß, die Julia bekanntzugeben, hat mich deshalb so innig und herzlich erfreut, weil ich den überaus günstigen Erfolg, welchen sie haben wird, wie ein Axiom in der Tasche trage. Alles Lebendige und Gestaltete an dieser Ihrer Dichtung, welche in Ihrem Zyklus nicht fehlen durfte, wurde mir in diesen Tagen wieder so recht klar, und es konnte nicht fehlen, daß Gestalten und Ideen Ihrer übrigen Werke als freundliche Erscheinungen mir knapp an die Brust rückten. Je trübere Gedanken an mir nagen und besonders jetzt beim Jahreswechsel, wo ich in ein erschreckendes Nichts zurückblickte, mich eine wahre Selbstverachtung umklammerte, desto menschlich schöner und herrlicher sind Sie in meiner Nähe. Ich halte Ihre Hand fest wie ein Untersinkender, und ich verspreche Ihnen, Sie sollen sie fortan ohne Ekel in der Ihrigen spüren. Das Schicksal hat mir durch diese Krankheit mit drohender Miene eine Frage vielleicht zum letztenmal vorgelegt. Ich habe sie ganz verstanden und begriffen, wer sich nicht zusammenflicken und zur Energie peitschen kann, verdiene keine Teilnahme und müßte zugrunde gehen. Darum künftig ein neues Dasein oder gar keines! Mein brennender Dornbusch! Wie viele, die sich Dir genähert, haben sich an Deinen Stacheln verletzt, während ich mit Wollust die dornichte Umarmung genossen, wie viele haben dein Feuer nicht begriffen, während ich mit nackten Füßen auf der Glut, die ich einmal erkannt, stehen konnte. Nie habe ich das Band, das mich an Sie festhält, so lebhaft gefühlt und deshalb hat mir Ihre Teilnahme noch nie so wohlgetan wie in diesen Tagen. Ich danke Ihnen herzlichst dafür und bitte Sie dringend, auch Ihren lieben teuren Angehörigen meine wärmsten Grüße auszurichten."

Das war kurze Zeit, ehe der Revolutionssturm sie trennte. Jahre später haben sie sich zusammengefunden, und im Jahre 1862 schreibt Hebbel an Engländer: „Glauben Sie mir, als den Hauptgewinn meines Londoner Aufenthalts betrachte ich die Erneuerung meines Verhältnisses mit Ihnen. Wenn menschliche Beziehungen sich von selbst auflösen, so ist nichts dagegen einzuwenden; die wenigsten sind für die Dauer ausreichend, und ein Kotillon,

bei dem es ziemlich gleichgültig ist, ob man mit einem Fräulein oder einem Leuchter tanzt, scheint mir das treffendste Symbol des sozialen Verkehrs. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn ein wirklicher Goldfaden durch die Brutalität einer von außen herankommenden Schere zerschnitten wird, da ruht man nicht eher, bis er wieder angeknüpft ist, denn der Mensch ist auf die Notwendigkeit eingerichtet, nicht auf den Zufall. So stand es mit uns. Sie sind in London einsam; glauben Sie, daß ich es in Wien weniger bin? Ich kann Umgang haben, so viel ich will; Sie natürlich auch. Ich weiß es auch zu schätzen, daß ich mich über alles mögliche, wenn ich es gerade brauche, auf dem nächsten Wege unterrichten kann, indem die Wissenschaft mir mit allen ihren Häuptern zu Gebote steht. Aber was kommt sonst dabei heraus?"

Das Jahr 1848 hat auf Hebbel seltsam gewirkt. Wer seine interessanten Berichte über die Wiener Ereignisse von den Märztagen an in der Augsburger Allgemeinen Zeitung liest, der wird sich wundern, daß Amalie Schoppe seinerzeit von Hebbel behaupten konnte, er interessiere sich nicht für Politik. Freilich war er weit entfernt von allem politischen Kannegießern und ebenso weit von jeder leidenschaftlichen Parteinahme. Er sah sich die Vorgänge ruhig an, registrierte sie gleichsam in seinem Geiste, ließ sich von ihnen zu gesteigertstem Schaffen anregen, nahm auch daran teil, soweit er glaubte, nützlich und aufbauend wirken zu können, aber er ließ sich nicht in den Wirbel der Leidenschaften hineinreißen. Er schaute zu weit. Am 15. März verzeichnet er in seinem Tagebuch: „Ich lebe jetzt in einem anderen Österreich, in einem Österreich, worin ich sicherer bin wie Fürst Metternich, wo Preßfreiheit proklamiert, Nationalbewaffnung eingeführt, eine Konstitution versprochen ist! Wer hat Zeit, das Nähere niederzuschreiben, aber so viel muß hier stehen! Ein ganz neues Stück habe ich, gleich nach dem letzten Plakat des Kaisers, erfunden. Wenn nur ein anderer die Ideen für mich niederschriebe!" Und am 25. März: „Auch in Preußen ist alles durchgesetzt, jedoch nur nach einem furchtbaren Blutvergießen in Berlin! Der König von Preußen wußte nichts davon,

daß Blut ein ganz besonderer Saft ist und Blut der Untertanen noch mehr wie jedes andere Blut. Gleichviel, man ist am Ziel. Was aber weiter wird, ist schwer zu sagen, und jubeln kann ich nur, wenn ich an eine spätere Generation denke, die jetzige ist wohl zu schweren Dingen bestimmt!" Und weiter: „Österreich kommt mir wie ein Leichnam vor, der vorm Sterben die Geier, die ihn zerhacken sollten, selbst mit Ketten an sich befestigte: Ungarn, Böhmen, Lombardei. — Nun zeigt sich's."

Die veränderte politische Lage hatte auch auf sein persönliches Leben einen gewissen Einfluß. Am 28. März notiert er: „Die großen Weltereignisse greifen auch in meinen kleinen Privatkreis hinein. Das Hofburgtheater wird meine Stücke spielen. Julia ist angenommen, Holbein zeigte es mir heute morgen persönlich an. Wer Kind genug wäre, sich darüber freuen zu können! Mir schmeckt das Ei nicht, das der Weltbrand geröstet hat!" Und er erlebt die große Enttäuschung, die jeder außerhalb und darüber Stehende bei jeder Revolution erlebt: er macht die Erfahrung, wieviel Kleines, Persönliches da mitläuft, wie harmlos die gefährlichsten Vereinigungen von Weltbeglückern schließlich sind, wenn man sie in der Nähe sieht.

Dabei setzte er sich innerlich und in Bezug auf seine geplanten Arbeiten mit den großen Gedankenrichtungen auseinander, die in jener Zeit die Welt bewegten, oder vielmehr: er hatte Gelegenheit, seine alten Gedanken über soziale Fragen auf ihre Richtigkeit zu prüfen, und er fand, daß die Tatsachen seine Anschauungen meist bestätigten. Schon in Paris hatte sich ihm die Frage aufgedrängt, ob es nicht vielleicht „eine Illusion sei, daß, wenn das Geld richtiger verteilt wäre, es nicht soviel Armut und Not geben könnte! Es wird ja alles konsumiert, was die Erde produziert, die Früchte des Feldes, der Wein, das Getreide kommen nicht um und werden nicht in den Kellern und Scheunen der Reichen aufgespeichert und gelagert, sondern alles wird verzehrt — woher denn für die Darbenden den Bedarf nehmen, da kein Überschuß vorhanden ist?" Durch diese Denkweise dokumentierte er, daß er nur in seinem Schicksal Proletarier war und in seinem Werk, soweit es von seinem

Schicksal bestimmt oder beeinflußt wurde, — nicht in seinem Geiste. Und ebenso charakteristisch für seine Denkweise ist eine Tagebuchnotiz aus dem Jahr 1846, in der er einen Dramenplan notiert: „Ein König, der sich selbst seiner Würde begibt, weil er als kronenlos umherirrender Prätendent mit der Institution des Königtums kämpfen mußte und ihre negativen Seiten kennenlernte. Ein Weltzustand wird angenommen, der Kommunismus und alles schon durchgemacht hat und wieder zur Besinnung gekommen ist." Der Plan, den Konstitutionalismus herzuleiten aus dem sittlichen Gewissen eines Fürsten, der, durch den Absolutismus zu einem Verbrechen verführt, nun in sich geht und entweder die Königswürde überhaupt aufhebt oder wenigstens eine Verfassung gewährt, hat Hebbel auch viel beschäftigt und sich ihm im Anschluß an Emilia Galotti aufgedrängt. Auch dieser kehrte im „tollen Jahr" wieder und nahm allerlei Gestalten an. Und den Gedanken des Kommunismus wollte er, um ihn ganz zu widerlegen, in seinem geplanten großen Lustspiel „Zu irgendeiner Zeit" so weit auf die Spitze treiben daß er auch jeden geistigen Besitz aufhöbe, daß keiner Autor seiner Werke sein dürfte, sondern jede Dichtung, jedes Gemälde, jede Symphonie nur noch „die Menschheit" zum Verfasser nennen dürfte, kein einzelner aber sich eines geistigen Eigentums rühmen sollte. Mit Fragen des Malthusianismus hatte er sich für dieselbe Komödie beschäftigt: „Eine Stadt, wo nur eine gewisse Anzahl Kinder ins Leben gerufen werden darf, weil nur eine gewisse Zahl Menschen darin leben kann, und wo jeder, der die Zahl überschreitet, zum Tode verurteilt wird, damit das Kind an seine Stelle treten kann."

Das alles war der 1848er Revolution in seinem Geiste vorausgegangen, da kann es nicht erstaunen, daß er in diesem Jahr Maß zu halten vermochte, daß er sich nicht von tollen Phantastereien hinreißen ließ. Ganz im Sinne seines Lustspielplanes notierte er im Ernst im Jahre 1848: „Der Kommunismus kann momentan siegen, das heißt er kann sich so lange behaupten, bis er alle seine Schrecknisse entfaltet und die Menschheit mit einem für alle Zeiten ausreichenden Abscheu getränkt hat."

Trotzdem und nicht weil er so gemäßigt blieb, erwarb er sich doch einiges Vertrauen und wurde im Mai zu der nach Innsbruck entsandten Schriftsteller-Deputation an den Kaiser neben Saphir und Prechtler erwählt. Er berichtet darüber wie überhaupt über seine innere und äußere Stellung zur Revolution und den von ihr angeregten Fragen in der sehr interessanten Korrespondenz mit Bamberg in Paris. Am 15. Juni 1848 schreibt er:

„Als Ihr Brief bei mir einging, befand ich mich, wie Sie vielleicht aus der ‚Allgemeinen Zeitung' ersehen haben werden, in Tirol, und zwar an der Spitze einer von der Stadt Wien an den Kaiser von Österreich abgesandten Deputation. Die Reise war für mich in mehr als einem Betracht wichtig. Sie führte mich auf ein Terrain, das ich nur vom Hörensagen kannte, und ließ mich Blicke in einen Lebenskreis tun, dem bis jetzt noch jeder fernsteht, der nicht wenigstens ein Baron ist. Es erscheint heute oder morgen von mir in einer hiesigen Zeitung ein Bericht darüber, den ich, der Natur des Gegenstandes gemäß, aktenmäßig abgeschlossen habe. Ich hoffe, ihn beschließen zu können; er hat mir zwei Tage gekostet.

Jetzt sind wir hier mit den Wahlen für den Reichstag beschäftigt. Ich beteilige mich an diesem Akt sehr, denn von ihm hängt es ab, ob die revolutionären Zuckungen bei uns endlich ein Ende nehmen sollen oder nicht. Ich selbst würde ohne Zweifel als Kandidat für ihn in Betracht kommen, wenn ich schon Staatsbürger wäre. Allein das bin ich nicht, kann es auch noch nicht werden, da ich zuvor in Schleswig-Holstein aus dem Nexus entlassen sein muß und dort jetzt für innere Angelegenheiten der Art keine kompetente Behörde existiert. Es tut mir sehr leid. Sie verweisen mich auf die Kunst und haben in der Idee freilich recht, denn der Mensch nützt der Welt ohne Zweifel durch seine primitiven Kräfte am meisten, und das sind bei mir die poetischen. Aber wer kann während eines Erdbebens malen? Und wer kann das Erdbeben malen? Ohnehin wird für mich die Politik jetzt um so sicherer zur Poesie, je gründlicher ich sie selbst durchmache. Sie würden sich verwundern, was ich Ihnen

über diesen Punkt alles mitzuteilen hätte, wenn wir einmal persönlich wieder zusammenkämen. Schreiben läßt sich's nicht. So können Sie z. B. ein politisches Drama: ‚Ein Todesurteil' im nächsten Winter von mir erwarten, das ich im Geist gleich während der drei Märztage mitten in der Bewegung konzipierte. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es mit dem Zwitterding, das man bisher politisches Drama nannte, nicht die geringste Ähnlichkeit haben wird. Übrigens bleibt das entre nous. Zu dichten, dramatisch zu gestalten, werde ich erst aufhören, wenn mir der Schädel mit einer Axt oder einem Kolben zerschmettert ist, ein Moment, der vielleicht nicht lange mehr auf sich warten läßt. Es ist meine innerste Natur, mein Ausatmen, nicht Resultat eines Willensakts. Das andere, die einfache Mannestätigkeit, gewährt mir aber auch Genuß, und sobald sich mir die Gelegenheit bietet, werde ich mich ins Geschäftsleben stürzen. Ich bereite mich jetzt schon dafür vor durch Studien, deren Trockenheit unsre jetzigen Herren von zweiundzwanzig Jahren mit Entsetzen erfüllen würde. Sehen Sie darin nicht bloß die Influenza der Zeit oder gar des Tages. Ich habe es von jeher für wichtig gehalten, daß der Mensch alles, was in und an ihm ist, entwickle."

Daß sich bei ihm auch das erregendste politische Erleben in künstlerische Produktion und Produktivität umsetzen mußte, dafür gibt auch der Brief an Bamberg vom 22. August 1848 einen Beweis: „Nur für den Fall, daß ich selbst ein Journal begründete, was früher oder später im wissenschaftlichen oder artistischen Gebiet wahrscheinlich geschehen wird, würde ich mir erlauben, Ihnen Vorschläge zu machen. Sonst würden Sie — ich möchte dies trotz Ihres langjährigen Aufenthalts in Paris verbürgen! — sich sicher in Wien gefallen, und wir würden alte Zeiten und alte Gewohnheiten zusammen auffrischen. Da die Welt jetzt jedoch beweglich ist und ich, obgleich bei meiner Überzeugung, daß sich mit christlichen Institutionen eine republikanische Verfassung nicht dauerhaft vereinigen läßt, kein Radikaler, wohl nicht ewig müßig am Markt stehen bleibe, so kann manches geschehn, und sobald sich eine solide Situation für Sie fin-

det, werde ich Sie reklamieren. Ich bin in den letzten vierzehn Tagen wieder als Poet tätig gewesen und habe den dritten und vierten Akt von Herodes und Mariamne in einem Zuge geschrieben. Seit der Genoveva habe ich eine so mächtige Aufregung meines ganzen Wesens nicht mehr verspürt; ich glaubte längst, ihrer nicht mehr fähig zu sein. Rötscher scheint recht behalten zu sollen; es wird mir jetzt selbst wahrscheinlich, daß dieses Werk meine bisherigen Arbeiten bei weiten übertreffen wird. Wenn Sie nun noch hinzurechnen, daß ich jetzt alles, was ich schreibe, auf dem hiesigen Hoftheater durch die entschieden ersten Kräfte Deutschlands zur Aufführung bringen kann, sobald es mir gefällt, und daß der Hauptcharakter nicht bloß für meine Frau geschrieben, sondern meine Frau selbst ist, so begreifen Sie, daß ich mich trotz des allgemeinen Erdbebens persönlich nicht ganz übel befinde. Ich könnte hier sogar, wenn ich wollte, auf der Stelle Dramaturg werden, aber ich zweifle, ob ich mich darauf einlasse, denn die Schauspieler sind an ein strenges Regime zu wenig gewöhnt, um nicht alle möglichen Intrigen zu machen, und ich kann keinen Ärger ertragen, wenn ich produzieren soll. Einstweilen habe ich den Julius Cäsar von Shakespeare für die hiesige Bühne eingerichtet, dem ich, um die Wiener einen vollständigen politischen Kursus durchmachen zu lassen, den Coriolan, Richard III. und Antonius und Kleopatra nachfolgen zu lassen gedenke, wenn Herr von Holbein seine bisher bewiesene Willfährigkeit nicht verliert. Unter Einrichten verstehe ich nichts weiter als ein simples Umschreiben der durchaus nicht sprechbaren Schlegelschen Übersetzung; ich nehme dem Dichter nichts als hin und wieder eine unverständliche Trope, schenke ihm aber dadurch, daß ich ihn durchaus verständlich mache, sehr viel. Die Arbeit ist sehr mühsam und zeitraubend. Was sagen Sie dazu? Meine Judith wird jetzt einstudiert! Ist das nicht schon ein Beweis für die Gründlichkeit der Wiener Revolution? Gleich nach der Mariamne werde ich ein politisches Drama: ‚Zwei Todesurteile!‘ in einer Manier schreiben, die bis jetzt noch nicht existierte, und dann ein Lustspiel, das den ganzen modernen Staat umfassen soll. Im Kopf sind beide Stücke

schon fertig, wie ich denn jetzt unausgesetzt produziere und eben darum so manches, z. B. die Kötschersschen Jahrbücher, ganz verabsäume. Maria Magdalena ist jetzt schon achtmal bei immer steigendem Beifall gegeben. Meine hiesigen sogenannten Freunde sind außer sich vor Verdruß.

Von meiner Frau einen freundlichen Gruß. Mein kleines Töchterlein wird nächstens acht Monate. Sie glauben nicht, was mir das Kind ist."

Dieses Bild von 1848 wird abgerundet durch die Jahresübersicht im Tagebuch: „Das Jahr ist wieder herum. Es hat Deutschland eine Revolution gebracht; ob mehr, soll sich erst zeigen. Alle Erbfehler unserer Nation stehen wieder in voller Blüte: hie Guelf, hie Ghibelline! Mich wundert nur, daß in dem Körper eines Deutschen Einigkeit herrscht, daß sich nicht das Herz gegen den Kopf, der Arm gegen das Bein empört. Zu einem imponierenden, wohlgegründeten Staatsbau werden wir es wohl nicht bringen, das ist unmöglich, wo jeder Stein Schlußstein werden will. Aber der Absolutismus ist doch, wie es scheint, beseitigt, und daß der nicht wiederkehren kann, möchte ich hoffen. Das ist denn freilich schon ein unendlicher Gewinn. Hier in Wien machte ich den Oktober mit durch; ich schloß meine Mariamne in dieser Zeit, sonst hätte mich das Element des Widerwärtigen vielleicht erstickt. Furchtbare, ekelhafte Tage man erfuhr, was das Chaos eigentlich für ein Ding ist, und lernte das Pflaster der Sozietät, von dem niemand mehr weiß, wie schwer es zu legen war, gründlich schätzen. Ich sah in die Vergangenheit hinein bis in den mit Bären bevölkerten deutschen Urwald. Ein Tagebuch hätte ich führen sollen, doch durch zu ängstliche Bemühungen, außerordentliche Eindrücke festzuhalten, stumpft man sich selbst ab und raubt ihnen ihr Frisches ... Als Deputierter des Schriftstellervereines machte ich im Mai eine Reise nach Tirol zum Kaiser und war Sprecher bei der Majestät; über diese verfaßte ich einen in der Donauzeitung veröffentlichten Bericht. Gearbeitet: die letzten drei Akte der Mariamne, den ersten Akt eines Schauspiels: die Schauspielerin; zwei Kritiken in den Wiener Jahrbüchern über

Schillers Briefwechsel mit Körner und über Holtymanns Übertragung indischer Gedichte usw. .... So steht's! Möge mir nur bleiben, was ich habe, mehr will ich vom neuen Jahr gar nicht fordern!"

Details über die interessanten Erlebnisse erfahren wir noch aus zwei Briefen Hebbels an Bamberg, von denen der eine am 3. Februar 1849 geschrieben wurde: „Was sich in Wien ereignet hat, seit wir uns zum letztenmal schrieben, wissen Sie. Ich habe alles mit durchgemacht: Studenten- und Pöbelherrschaft, Belagerung, Bombardement und Einnahme der Stadt. Meine Frau und mein Töchterlein ebenfalls. Auf welcher Seite ich mich befand, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, eher würde ich mich noch dem russischen Zaren anschließen als der scham- und sittenlosen Brutalität, die hier für die Trägerin der Freiheit galt. Ich stand eigentlich allein und tu es jetzt, nun das Heft in andere Hände gekommen ist, schon wieder.

Um mich von dem Widerwärtigen, das in den unvernünftigen Zuständen für mich lag, zu befreien, flüchtete ich mich in die Kunst. Mein Talent hat mir nie größere Dienste geleistet, es war die Schwimmblase, die mich über dem Wasser erhielt. Während der schlimmsten Zeit schrieb ich die Hauptsachen des fünften Aktes meiner Mariamne. Acht Tage nach Einnahme der Stadt schloß ich das Stück. Es ist ohne allen Zweifel mein bestes, und ich beklage sehr, es Ihnen noch nicht mitteilen zu können.

Am ersten dieses Monats ist meine Judith zum erstenmal über das Hofburgtheater geschritten, natürlich in der Hamburger Umarbeitung, was den fünften Akt betrifft. Seit Jahren fand ein solcher Zudrang zu einer Vorstellung nicht mehr statt; schon um elf Uhr morgens waren alle Plätze vergeben. Die Aufnahme war so günstig wie möglich; das Stück griff noch tiefer ein wie Maria Magdalena. Freilich wurde die Judith aber auch von meiner Frau auf eine Weise dargestellt, die schwerlich wieder erreicht, nie überboten werden wird. Bei jedem Schritt, jeder Bewegung ein neues Bild und immer ein antik-statuarisches. Es ist ein Verlust für Sie, ein unersetzlicher,

diese größte und jetzt einzige tragische Künstlerin Deutschlands nicht sehen zu können.

... Mariamne wird, wie ich hoffe, die Spannung zwischen mir und dem Publikum völlig beseitigen. Sie ist schön, wie Judith erhaben. Nun kommt Moloch daran. Kennen Sie aus der Europa die erste Szene? Ich fragte Sie schon einmal!"

Bamberg antwortet darauf am 12. Februar: „Sie sind ein Glücksmensch, mein lieber Hebbel. Großen Malern hat man Schiffe in Brand stecken lassen, damit sie sich's absehen können, für Sie übernimmt das Schicksal das Lehrgeld: sind Sie in Hamburg, brennt Ihnen zuliebe die Stadt ab, und in Wien wird massakriert und bombardiert, damit sich auch das in Ihre Phantasie niste. Ja, Sie haben was erlebt! In dem Ärger, von Ihnen getrennt zu sein, ist es mir immer eine Art von Trost gewesen zu denken: ‚nun, er büßt's, nicht in Paris zu sein, dafür hat er auch den Februar und den Juni nicht gesehen'; jetzt aber können Sie mich auslachen, lieber Freund, denn die organisierte Anarchie habe ich allerdings noch nicht gesehen. Und dann ist so ein Franzose selbst in seiner Wildheit ein liebenswürdiges Wesen, den Wiener Pöbel aber stelle ich mir ekelhaft vor. Würde ich aus der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung' nicht ersehen haben, daß Sie leben, so hätte ich Ihnen Brief auf Brief geschrieben, bis ich Antwort gehabt hätte."

Und Hebbel erwidert am 6. März: „Sie haben recht, das Schicksal läßt mich manches sehen, was mir für meine Kunst zustatten kommt; ob ich ihm aber dafür dankbar sein soll, weiß ich kaum, da ich wenigstens das letztemal nahe daran war, mit Haut und Haar für meine Studien bezahlen zu müssen. Sie glauben nicht, welche reizenden Alternativen die Wiener Oktobertage einem vernünftigen Menschen brachten, denn darin urteilen Sie nur zu richtig, daß Deutsche und Franzosen sich in Revolutionen ebensosehr voneinander unterscheiden wie in friedlichen Zeiten. Wäre ich nicht ein Sklave der Kunst, besäße ich das Vermögen, flüchtige Eindrücke ebenso flüchtig, wie sie kommen, wiederzugeben, löste sich nicht alles Elementarische bei mir durch einen oft äußerst unbehaglichen Prozeß in etwas

Höheres auf, so hätte ich à la Auerbach ein Tagebuch geführt und daraus ein ohne allen Zweifel interessantes Buch zusammengestellt. Was sagen Sie z. B. zu der nachstehenden Situation, in der sich zu Wien 24 Stunden lang alles, was an die Wand p..., befand? Der Kommandant in der Stadt befahl jedem waffenfähigen Mann bei Standrecht, Waffen zu tragen; der Kommandant vor der Stadt befahl bei Standrecht, sie abzulegen, und der erstere autorisierte durch sein Plakat jeden Bewaffneten, den Unbewaffneten ohne Umstände niederzuschießen, wo er ihn träfe, und dasselbe Schicksal dem bewaffneten Kameraden angedeihen zu lassen, sobald er durch Worte oder Blicke Verzagtheit an den Tag lege. Dies Plakat erschien eines Abends um neun Uhr, als ich mich gerade im juridisch-politischen Leseverein befand, und machte viele Gesichter totenbleich. Ich sagte: so grausam hätte ich mir unseren Messenhauser nicht vorgestellt, daß er nicht einmal die paar Schneider ausnehmen würde, die uns geblieben sind, um uns die Hosen zu flicken, wenn sie an einem gewissen Ort platzen sollten. Aber nur wenige waren für einen Spaß empfänglich, auch war die Sache ernsthaft genug, denn zum gegenseitigen Totschießen reichten die Pulvervorräte noch eben hin, wenn auch nicht zur Verteidigung der Stadt.

... Hier in Wien geht Mariamne noch diesen Frühling in Szene; die Regisseure haben sie sich nämlich zu ihrem Benefice ausgebeten, und sie wird schon einstudiert. Das ist denn das erstemal, daß zwischen einem Werk von mir und meiner künstlerischen Bildungsstufe volle Kongruenz stattfindet."

Die Hoffnungen, die Hebbel an die Mariamne knüpfte, sollten sich nicht erfüllen. Dieses Werk, in dem ein seltsam persönliches Leben pulsiert, das eine neue und über alles bisherige Maß hinaus gesteigerte Kunst Hebbels bezeichnet, ist bei der ersten Aufführung — durchgefallen. Hanslick erzählt davon in einer kindisch-schadenfrohen Manier: „Sehr stolz waren wir, als eines Morgens Hebbel uns in unserer Studentenwohnung vier Treppen hoch aufsuchte und uns einlud, der ersten Aufführung seines Trauerspiels Herodes und Mariamne im Burgtheater mit ihm

beizuwohnen. Zimmermann und ich nahmen nicht ohne Selbstgefühl in Hebbels Parterreloge Platz. Aber es sollte uns teuer zu stehen kommen. Nach dem ersten Akt rührte sich keine Hand; im zweiten erregten einige Stellen ironische Heiterkeit. ‚Das Stück fällt durch,' sagte Hebbel mit erzwungener Fassung. Wir suchten ihm zu widersprechen, aber wie es in solchen Fällen geht, klang unsere Einwendung so kleinlaut, daß man den eigenen Unglauben heraushören mußte. ‚Das Stück fällt durch!' wiederholte Hebbel mit stärkerer Betonung, und er behielt leider vollständig recht. Die erste Aufführung von Herodes und Mariamne am 19. April 1849 ist auch die letzte geblieben. Es war ein nicht zu beschönigendes Fiasko. Das Sichbedanken und Adieusagen nach einem solchen Mißerfolg gehört zu den gräßlichsten Empfindungen. Sie ist mir tief sitzen geblieben, und ich habe seither nie wieder eine Premiere an der Seite des Autors durchgemacht."

Hebbel berichtet darüber am 19. April: „Herodes und Mariamne wurde gegeben. Das Spiel war vortrefflich, die Inszenierung glänzend, die Aufnahme im höchsten Grade kühl. Das Publikum war sichtlich nicht imstande, der Komposition zu folgen, auch spielte das Stück zu lange, bis $^3/_4$ auf 11 Uhr. Das Verwirrende lag für die Masse der Zuschauer in dem zweiten Moment des Dramas, in dem historischen, dessen Notwendigkeit bei der großen Gleichgültigkeit der meisten gegen alle und jede tiefere Motivierung sie nicht begriffen. Zu Hause lag mein Töchterlein an den Blattern, den natürlichen, darnieder, dabei mußte meine arme Frau spielen und erhielt für ihre wunderbare Leistung nicht den geringsten Dank. Ein schmerzenreicher qualvoller Abend für mich als Mensch."

Wie war das möglich bei diesem Stück, das uns heute eine so hohe und reife Kunst darstellt, daß wir in einer stummen, wenn auch ängstlichen Bewunderung davor stehen? Bei diesem Stück, von dem uns Hebbel kaum zu sagen brauchte, daß er es nicht nur für seine Frau geschrieben, nein, daß die Mariamne eben die edle, stolze, herbe und weiche Agnes selber sei? Ich kann es nur dadurch erklären, daß eben auch Herodes Hebbel selbst

Chriſtine Hebbel als Mariamne

ist, daß der Zweifler, der aus Zweifel am eigenen Ich grausam wird, der Mann mit den außergewöhnlichen Kräften und Mächten, der durch seinen Dämon genötigt ist, sein eigenes Leben zu vernichten, als Selbstporträt erscheint. Alle Helden Hebbels, vom Holofernes an, haben etwas von seinem Ich mitbekommen, haben den tragisch-herben Zug der inneren Unsicherheit, die trotz aller hohen Stellung im geistigen wie im materiellen Leben sie immer wieder zwingt, sich in ein Verhältnis zur Gesellschaft, zur Allgemeinheit, zu den „Anderen" zu setzen, sich bestätigen zu lassen, sich zu messen und zu vergleichen, — wie es in Hebbels Wesen lag, wie es das notwendige geistige Erbe seines Proletariats war. Nicht die Probleme des proletarischen Lebens haben sein Werk beherrscht, aber der proletarische Kampf um das eigene Ich, der Zweifel an den Rechten und Ansprüchen seiner Persönlichkeit, den der geborene Aristokrat — wie etwa Kleist — nicht kennen kann, weil er die Rechte und Forderungen seiner Persönlichkeit als etwas notwendigerweise von vorneherein Gegebenes ansieht und nur die Widerstände der äußeren Welt gelegentlich als so ungeheuerlich empfindet, daß er an ihnen scheitern kann. Ebensowenig kann ein Patrizierjohn wie Goethe sie ahnen, der in seinem Kreis sich als Aristokrat fühlt, der als geborener Sieger in die Welt tritt. Nur wer völlig rechtlos vom ersten Schritt an immer sich durchkämpfen und durchringen mußte, wem jede Äußerung der Persönlichkeit als Anmaßung ausgelegt wurde, der wird Probleme wählen müssen, wie Hebbel es tat. Stoffe, bei denen die Helden zugrunde gehen, weil sie im Zweifel an der Liebe und Treue der Gattin diese unters Schwert stellen, damit sie ihnen in den Tod folge, oder weil sie an ihrem eigenen Urteil über ihre Schönheit zweifeln und sich diese vom Freunde bestätigen lassen müssen, so daß sie lieber die keusche Scham in ihrer Heiligkeit beleidigen als an der Qual des Zweifels weiter leiden wollen. Und das quält den Leser oder Zuschauer viel mehr als ein Kunstfehler in der Komposition, eine Wiederholung ohne entsprechende Steigerung, wie sie in Herodes und Mariamne vorkommt, denn das Publikum läßt sich ungeheuerliche Kunstfehler

oft grade von seinen Lieblingen gefallen, und man überschätzt es wirklich wenn man ihm die Ablehnung eines so gewaltigen Werks, wie Herodes und Mariamne ist, aus verfeinert-kritischen Motiven zumutet. Aber der Wiener zu Hebbels Zeiten mochte noch weniger als das große Publikum heute an Gefühle und komplizierte Seelenvorgänge gemahnt werden, die ihm fremd waren, mochte sich nicht von einer überernsten, überschweren und überempfindlichen Proletarierseele — dieses Wort darf aber nicht mißdeutet und hier gegen seinen tieferen Sinn verdreht werden — an innere Kämpfe erinnern lassen, die er mit einem bequemen: Was geht's mich an? abzutun beliebte.

Fein und tief hat der treue verstehende Freund Bamberg das Werk aufgefaßt. Er schreibt darüber am 12. Mai 1850: „Ich glaube, je länger Sie dichten werden, desto mehr werden Sie die Unschuld in der Schuld darstellen, und wenn ich sage, daß dies in Mariamne mehr der Fall ist als in irgendeinem Ihrer anderen Stücke, so habe ich damit mein Urteil vielleicht in der gedrängtesten, jedenfalls aber in der für Sie verständlichsten Form ausgesprochen. Was kann man der Kunst höheres nachsagen, als daß sie den Zweck erreicht hat, die Wahrheit des Lebens, daß es nämlich jeden Schritt bedingt, das heißt abhängig von seinen Vorgängern macht, in einem diese furchtbare Wahrheit ganz aussöhnenden Bilde darzustellen!"

Das mußte doppelt erfreulich für Hebbel sein, nachdem ihm der Wiener Mißerfolg so weh getan hatte. Darum antwortete er am 31. August: „Ihre Auffassung der Mariamne hat mir sehr wohl getan. Besonders Ihre Bezeichnung der heiligen drei Könige als sprechende Wachsfiguren trifft ganz meine Intention, die hier auf den Holzschnitt-Stil ging. Übrigens bricht das Stück sich rascher Bahn, als ich bei den Bemühungen meiner Gegner, es herabzusetzen, erwartet hätte. Ich erhalte manchen Beweis, daß es zündet."

Während die Mariamne auf dem Wiener Hoftheater mißfiel, hatten Maria Magdalena und Judith, die nach der Revolution auch hier gegeben werden durften, große ernste Erfolge. Denn für sie, die künstlerisch und psychologisch minder vertieft und

kompliziert erschienen, war ein besserer Boden. Auch waren die Aufführungen mit Christine in den weiblichen Hauptrollen außerordentlich gelungen. Als die Judith gegeben wurde, kam sogar ein alter 66jähriger Pfarrer aus Siebenbürgen zu Hebbel, um ihm seine Begeisterung für das Werk und für die Darstellerin auszudrücken. „Dergleichen tut mir wohler als alle Kritiken der Welt!" bemerkte Hebbel dazu.

Bald danach erlebte Hebbel das tragische Ende einer Freundschaft, die durch die Judith entstanden war: Wilhelm Zerboni di Sposetti, der sich ihm in so phantastischer Verehrung genähert hatte, war von seinem unbeherrschten Phantasieleben so weit fortgerissen worden, daß er jeden Boden unter den Füßen verloren hatte. Schon im Jahre 1848 hatte Hebbel ihn mit einer Kleinigkeit unterstützt. Im Jahre 1849 erfuhr er, daß er selbst im Schuldgefängnis, seine Frau in einem ärmlichsten Gasthof kampierte, und derselbe Mann, der ihn, den bettelarmen abgerissenen Schriftsteller, bekleidet und ihm ein Obdach geboten hatte, war jetzt auf seine Mildtätigkeit angewiesen, die ihn freilich vor dem Verhängnis, das in seiner eigenen Natur lag, nicht auf die Dauer schützen konnte. Er war zwar keiner von den „Empfänglichen" die sich in Schlangen verwandelt hatten; aber Hebbel trennte sich schließlich von ihm, weil er erkannte, daß dieser maßlosen, aller Wirklichkeit unzugänglichen Natur auf die Dauer doch nicht zu helfen war. Zerboni mag ihm zu orientalisch geworden sein, seine norddeutsche Strenge und Gewissenhaftigkeit, seine proletarische Sparsamkeit verstand diese phantastische Verschwendungssucht nicht. —

Um gleichsam noch die Reste der orientalischen Farben zu verarbeiten, die Hebbel von Herodes und Mariamne her auf seiner Palette hatte, schrieb er, nach einer alten Idee, die er in München schon in einer Märchennovelle zu fassen versucht hatte, das Märchenlustspiel: Der Rubin. Es enthält sehr viel Reizvolles und Poetisches und ist im Gegensatz zum Diamant mit unendlich mehr Behagen und Liebenswürdigkeit geschrieben, — die veränderten Lebensumstände, der Einfluß eines heiteren

Lebens machen sich bemerkbar, — dennoch hat es bei der Aufführung nicht angesprochen. Hebbel berichtet darüber in der Jahresübersicht: „Wieder ein Jahr zu Ende. Im allgemeinen dieselbe Unsicherheit der Zustände wie im vorigen Jahr; nirgends eine Hoffnung auf endliche Lösung des ungeheuren gesellschaftlichen Rätsels; nirgends auch nur ein ernstlicher Versuch; dagegen wieder überall die Furcht, die Krankheit beim rechten Namen zu nennen und die Wunden zu sondieren; überall der alte Haß gegen die Männer, die als redliche Ärzte das tun. Man lebt so hin und genießt, wie am Abend vor einer Schlacht, was sich eben bietet; selbst dem Künstler wird es schwer, sich in seiner Montgolfiere über den Dunstwolken zu halten. Gearbeitet: den Rubin und geendigt den ersten Akt des Moloch. Viele Aufsätze, eine Erzählung: ‚Die Kuh', einen Prolog zu Goethes Jubiläum. Ein paar Gedichte. Aufgeführt wurden am Burgtheater von mir: Mariamne und der Rubin. Beide sprachen wenig an, aber größtenteils aus äußeren Gründen; jedoch ist es wohl ratsam, wenn ich alle meine Dramen vorher drucken lasse, Gewissenhaftigkeit in der Motivierung und Tiefe im Bau sind dem Publikum zu fremd geworden, als daß es den Blick in die Totalität eines Werks, wenn es ihn nicht ins Theater schon mitbringt, im Theater erlangen sollte."

Hebbels politischer Scharfblick, sein klares Darüberstehen, das ihn weder zu der einen noch zu der anderen Partei mit Unbedingtheit sich zählen ließ, weil er zu kritisch war, um „absolut" in diesem oder jenem Sinn werden zu können, hat sich auch viel später noch bewährt. Als im Jahre 1859 der österreichisch-französische Konflikt ausbrach und sich zuungunsten Österreichs und zu Gunsten Italiens und Frankreichs entschied, da machte der Norddeutsche Hebbel, der sicher nicht österreichisch, sondern nur großdeutsch patriotisch fühlte, Preußen den bitteren Vorwurf, nicht energisch genug zu Österreichs Gunsten eingegriffen zu haben, um Großdeutschland zu retten, das ihm von der Lombardei aus bedroht schien. Und Hebbel hat damals in seinen Briefen an seinen Freund Uchtritz Dinge vorhergesagt, die sich freilich erst 60 Jahre später, aber dann um

so tragischer für Deutschland bewahrheiten sollten. Hebbel hat wohl Napoleon III. überschätzt, aber die Gesinnung in Frankreich und das tragische Verhängnis Deutschlands, das den geeigneten Augenblick zum Handeln verpaßte, hat er völlig richtig beurteilt. Er schreibt darüber ausführlich am 25. Juli 1859. Und im Januar 1861 kam er auf das Thema zurück in einem Brief an Uchtritz, seinen preußisch gesinnten Freund:

„Ich war im Herbst in Paris und Ihr Brief mit mir, indem ich Ihnen von dort aus antworten wollte. Mein Aufenthalt dauerte nicht so lange, als ich gedacht hatte, jedoch lange genug, um mich zu überzeugen, daß ich den Frieden von Villafranca und seine Konsequenzen für Deutschland vollkommen richtig beurteilt habe. Nicht zwar, als ob ich die Sturmglocke läuten gehört hätte, im Gegenteil, es fehlte nicht an Friedensversicherungen, und in den Tuilerien sagte mir der Herzog Tascher de la Pagerie, den ich seit Jahren kenne, ausdrücklich, der Rhein sei keineswegs die Losung Frankreichs, fügte aber als ehrlicher Mann auf mein bescheidenes Lächeln vorsichtig hinzu: wenigstens noch nicht! Das glaubte ich ihm nun von Herzen gerne, denn Napoleon wird nie, wie ein deutscher Demokrat, den dritten Schritt vor dem zweiten tun wollen. Dagegen wurde ich an mehr als einem Ort gefragt, ob in Preußisch-Polen die armen polnischen Mütter wirklich in den Kerker geworfen würden, wenn sie ihre Säuglinge mit einem polnischen Liede einwiegten, und ob die Beamten auf den Kirchhöfen jedes Denkmal umrissen, das eine polnische Inschrift trüge, anderer haarsträubender Greuel zu geschweigen, mit denen ich meine Feder nicht beflecken mag. Daß der Widerspruch von meiner Seite keinen Glauben fand, brauche ich Ihnen bei Ihrer Kenntnis der ‚großen Nation' nicht erst zu bemerken, und daß das wenige, was ich, der Schleswig-Holsteiner, unter Anknüpfung an den Artikel der Revue des deux Mondes über die Dänenwirtschaft in den deutschen Herzogtümern aus den besten Quellen und in der bemessensten Weise zur Aufklärung beibrachte, gleichfalls zurückgewiesen wurde, bedarf noch minder der Erwähnung. Genug, es ist für mich kein Zweifel, daß, nun die ‚edlen' Italiener von dem Joch

der deutschen Barbaren erlöst sind und die ‚hochherzigen' Magyaren ihrer Befreiung mit einiger Aussicht auf Erfolg entgegensehen, auch die ‚ritterlichen' Polen nicht zu kurz kommen werden, sondern daß im stillen bereits rüstig an ihren Ketten gefeilt wird."

Hebbels Ansichten schienen durch die Zeitereignisse ein Augenblick völlig widerlegt, und er, der die Welt von seiner künstlerischen Warte des Dramatikers aus sah, konnte damals nicht ahnen, daß das Weltgeschick durch eine geschickt eingeschobene, die „Spannung" erhöhende Pause von einem halben Jahrhundert die Katastrophe verzögern würde. Der große Gegenspieler Napoleons III., Bismarck war damals noch nicht hervorgetreten. — Auch der Revolution gegenüber stand er mit seinen Ansichten vereinsamt da. Er fand sich den Weltfragen gegenüber ab mit dem großen Satz: „Die Krankheiten, die das Wachstum der Menschheit bezeichnen, nennt man Revolutionen." Seine persönliche Stellung in der politischen Bewegung hat Bamberg im Oktober 1854 mit den Worten charakterisiert: „In bezug auf Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse haben Sie, glaube ich, einige Fehler begangen, was ich jedoch auch nicht eher bestimmt behaupten will, als bis ich Sie einmal über alles gesprochen habe. Nur will es mir scheinen, als ob Sie überhaupt unrecht gehabt hätten, in politischen Dingen Partei zu ergreifen. Den Konservativen sind Sie viel zu revolutionär und den Revolutionären viel zu konservativ. Sie werden nie in die Reihen der einen oder der andern treten können." So war es wirklich, und so wird es wohl immer demjenigen ergehen, der zu reif und zu besonnen ist, um sich an den Schlagworten der Parteien berauschen zu können.

Für Hebbels Stellung in Wien war durch die Folgen der Revolution jede Errungenschaft der Revolution aufgehoben worden, als an Stelle des ihm und seiner Frau wohlgeneigten alten Direktors Holbein vom Burgtheater der zum „Jungen Deutschland" gehörige Dr. Heinrich Laube trat. Hebbel schreibt darüber im Jahresabschluß von 1850: „Meine Privatverhältnisse haben sich verschlechtert, seit der Doktor Laube das Burgtheater dirigiert; der Mann ist vom ersten Augenblick an aufs gehäs-

sigste gegen mich und meine Frau aufgetreten und sucht uns bis zur Stunde den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Was mich betrifft, so begann er damit, daß er meine Bearbeitung des Julius Cäsar für die Bühne ohne alle Umstände beiseite warf und seine eigene spielen ließ, ja meiner Frau sogar die bereits studierte Rolle der Portia wieder nahm und ihr die erst zu studierende der Calpurnia zuteilte. Später entschuldigte er sich, er habe von meiner Bearbeitung gar nichts gewußt, was ich gelten lassen mußte, was aber, da die Rollen schon ausgeteilt waren, gar nicht denkbar ist. Weiter lehnte er die Darstellung der Julia, ja sogar die Wiederholung des Herodes unter den nichtigsten Vorwänden ab, während er die miserabelsten Machwerke dutzendweise zur Aufführung bringt und Birchpfeiffereien neu einstudieren läßt. Damit verletzte er sogar den Rechtspunkt, da jedes angenommene Stück wenigstens honoriert und selbst ein durchgefallenes dreimal wiederholt wird. Was meine Frau anlangt, so nahm er ihr ihre besten Rollen und gab ihr auch nicht eine einzige neue, ja, er zwang sie, auf einen alten, von Holbein selbst für ungültig erklärten und nur aus Versehen, wie ein unzerrissen gebliebener aber bezahlter Wechsel noch unter den Akten befindlichen Revers gestützt, Großmütter und Ammen zu spielen. Das ist denn ein Versuch zum moralischen Mord, da eine Künstlerin, die ihre Kräfte ungebraucht ruhen lassen muß, sich bewußt oder unbewußt selbst verzehrt und natürlich auch verliert. Bezeichnend für den Mann ist es, daß er auf den Tag, wo wir von unserer Hamburger Reise zurückkommen sollten, weil der Urlaub abgelaufen war, den Uriel Acosta, worin meine Frau die Judith spielt, angesetzt hatte; morgens traf sie ein, abends mußte sie auftreten, und wenn wir unterwegs ein Unglück gehabt hätten, also ein paar Stunden länger ausgeblieben wären, würde sie das Repertoire gestört, also Gott weiß was zu erwarten gehabt haben. Wahrlich bei solchen Erfahrungen ist das Wort des Pharisäers: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser da! am Ort; Individuen, die dieser Kleinlichkeit fähig sind, wollen Dichter sein!"

Auch gegenüber Bamberg äußerte er sich ähnlich am 18. August 1852: „Auch ist es wahr, daß sich im Laufe der Zeit die Lebensverhältnisse verschieben und daß die richtige Ansicht derselben, ja die Kenntnis des Details zur gegenseitigen Würdigung manches beiträgt. Darüber läßt sich nun leichter reden als schreiben, doch ist letzteres auch nicht gradezu unmöglich. Ich habe mich schon einmal gedrungen gefühlt, Ihnen einen Abriß meiner Lage zu geben. Sie hat sich seitdem wenig verändert und nur verschlechtert, indem es dem Fünfteil von Jungdeutschland, das sich im Burgtheater den Direktorposten erkrochen hat, durch Anwendung der allernichtswürdigsten Mittel geglückt ist, mir diese Bühne wieder zu verschließen. Das wird nicht ewig so bleiben, aber für längere Zeit ist mir die am reichlichsten fließende Erwerbsquelle verstopft, und dies habe ich nicht etwa der Regierung, sondern einzig und allein der persönlichen Niederträchtigkeit eines literarischen Gegners, den der Adler deckt, wie jener in der Fabel die Schlange, beizumessen. Ich schreibe jedes Wort wohlbedächtig nieder und habe mir zur Entscheidung zwei volle Jahre Zeit genommen, werde auch, wenn der Tag der Rechenschaft einmal kommt, die Beweise beibringen, wenn ich gleich aus naheliegenden Gründen wünschen muß, daß mein Urteil unter uns bleibe. Die Sache geht natürlich noch weiter, da ich eine doppelte Seite darbiete, wo ein Theaterdirektor mich verletzen kann; doch sapienti sat!"

Aber nicht nur Abwehr rief der neue Chef des Burgtheaters hervor; aus den schwierigen, mißlichen Verhältnissen entstand eine Dichtung, die zu den allerfeinsten, allerpersönlichsten und allerkünstlerischsten gehört, die Hebbel überhaupt produziert hat, das war das „satyrische" Drama, der Michel Angelo. Wie sehr es persönliche Beichte ist, das sprach Hebbel im Brief an Engländer im Mai 1854 aus, der ihn um seine Vermittlung bei einem deutschen oder österreichischen Journal gebeten hatte und dem er erklären wollte, wie vollkommen isoliert er war. „Sie wollen wissen, wie es mir in den letzten fünf Jahren ergangen sei? Ich glaube, der Michel Angelo, der jetzt sicher in

Ihren Händen ist, wird Ihnen darauf die beste Antwort geben. Innerlich bin ich vorwärtsgekommen, äußerlich steht alles, wie es stand: ich werde nach wie vor von den literarischen Coterien als vogelfrei behandelt und von den Theatern ignoriert, soweit nur immer möglich, aber ich finde mich darein, denn ich habe mich trotzdem einer gewissen stillen Wirkung zu erfreuen und bin zufrieden damit. Ich fühle meine isolierte Stellung nur dann, wenn ich Freunden dienen soll und nicht kann; wie oft wird mir ein Manuskript zugeschickt, dessen Verfasser einen Verleger wünscht, oder ein Buch, das einer Empfehlung bedarf, und wie wenige mögen mir glauben, wenn ich ihnen schreibe, daß ich außerstande bin, sie zu fördern. So möchten Sie durch meine Vermittlung mit deutschen Zeitungen und deutschen Bühnen in Verbindung treten, und ich habe zu keinem einzigen Redakteur oder Theaterdirektor eine Beziehung. Hier in Wien würde es anders stehen, wenn der alte Holbein an der Spitze des Instituts geblieben wäre, denn Judith und Maria Magdalena wurden Lieblingsstücke des Publikums, aber seit dem Wechsel ist die Maria Magdalena ganz vom Repertoire verdrängt und die Judith, die wir übrigens schon an dreißigmal hatten, geht einmal im Jahr über die Bühne. Erlassen Sie mir das Nähere, ich wäre nicht so weit auf die Misere eingegangen, wenn ich in demselben Augenblick, wo ich Ihnen die leere Hand reiche, nach meinem Gefühl nicht auch die Taschen vor Ihnen umkehren müßte. Es ist nun einmal, wie es ist, und wäre ich nicht mit auf den Erwerb angewiesen, so würde ich die Welt schon jetzt nicht mehr inkommodieren, als ob ich im Sarge läge; ich würde in aller Stille ausführen, was mir noch am Herzen liegt, aber so wenig etwas drucken als spielen lassen."

Engländer erkannte, vielleicht besser noch als Hebbel selbst, daß das kleine Drama weit mehr ist als nur eine persönliche Beichte, daß darin die wundervollsten ewigen Wahrheiten über Kunst und Künstler und ihr Verhältnis zu Welt und Menschen ausgesprochen sind. Er schreibt darüber am 24. Mai 1854: „Verehrtester Meister, ich habe endlich Ihre Julia und den Michel Angelo, die durch ein Mißverständnis solange Zeit in Wien

zurückgeblieben waren, erhalten und danke Ihnen bestens für den Genuß, den Sie mir bereitet haben. Vorrede und Abfertigung der Julia, die mir neu waren, sind Meisterstücke, über die ich nichts zu sagen brauche, als daß jeder Leser nach jeder Lektüre Neues aus denselben lernen muß und daß Sie Ihre Kunst, jedes Wort Ihrer Prosa zur Spitze einer unausgesprochenen Gedankenseite zu machen, beibehalten haben. Ihr Michel Angelo hat einen symbolischen Inhalt, es ist dies nicht ein Künstlerdrama à la Coreggio, in dem der Künstler an einem großen Sack Geld, den er zu schleppen hat, zugrunde geht, und nicht à la Torquato Tasso, in dem nicht die Symbolik der Kunst gegeben wird. Sie haben den Typus des künstlerischen Daseins und, insofern der Künstler die Spitze der Menschheit ist, den Typus der höheren Menschheit geschaffen. — In Michel Angelo haben Sie die erste Tragödie der Kunst sowie in der Maria Magdalena die erste Tragödie der bürgerlichen Familie gegeben. Dieses Drama ist ein Aufschrei der Kunst mitten im Verfall der Zeit; die beiden Reden Michel Angelos am Ende des Stückes und sein erster Monolog sind die strengsten Strafpredigten, welche die Kunst dem Jahrhundert gehalten hat. Allein das Werk hat seinen allgemeinen ideellen Gehalt, von dem mir eine Seite am tiefsten ausgedrückt erscheint. Der Mensch versteht nicht den Menschen, wir sind alle unbegriffen, der Künstler ist es am meisten. Er steht auf seinem grausamen Isolierschemel und ist dazu verurteilt, Kritiken anzuhören, die ihm so peinlich sein müssen als dem Stummen, dessen Zeichen von denjenigen, die ihn umgeben, nicht verstanden werden und ganz falsch aufgefaßt, und der kein anderes Mittel hat, sich verständlich zu machen. In dieser Beziehung besteht ein Zusammenhang zwischen Ihrer Dichtung und der Abfertigung Julian Schmidts, dem Sie nachweisen, daß er das Spezifische der Kunst nicht begreift. Sie haben nicht bloß ein Symbol der Kunst geliefert, Sie haben Ihre Biographie geschrieben, und der Zusammenhang mit der Zeit ist in keinem Ihrer Werke größer als im Michel Angelo."

Neben der Fülle der Ideen, neben der Schärfe der Satyre,

die das nur räumlich kleine Werk auszeichnen, erhält es seinen besonderen Reiz durch die Liebenswürdigkeit, durch den Humor, die bei aller Schärfe doch sieghaft darin zum Ausdruck kommen. Hier waren keine bitteren Anklagen, keine heftigen Auseinandersetzungen, hier ist Hebbel souverän geworden, unberührt oder richtiger, überlegen gegenüber allen kleinlichen Quälereien, steht er auf einer so hohen Warte der Kunst und der Persönlichkeit, daß nichts an ihn heran kann.

Was war es nun, das ihm diese innere Freiheit geben konnte? War es wirklich nur die Befreiung von der materiellen Knechtschaft der täglichen Not, die er seiner Ehe mit Christine verdankte? Wenn Hebbel auch irgendwo in seinem Tagebuch den Satz verzeichnet hat, daß derjenige wohl ein kleiner Mensch sein müsse, der an einem großen Schicksal zugrunde gehe, aber gewiß der nicht, den ein kleines vernichte, so war er doch in sich zu groß, um an der materiellen Not zu scheitern und durch ihre Aufhebung so über sich hinaus zu wachsen. Doch der Einfluß eines reinen hohen Weibes, das ihn ganz verstand, einer Künstlerin, für die er schaffen konnte, aus deren Augen er sein Urteil ablas, und vor allem, der Einfluß der Liebe, die er bisher noch nicht kennengelernt hatte, — denn er kannte nur die Freundschaft und die befriedigte oder unbefriedigte Sinnlichkeit, — haben ihn gewandelt. Er blieb sich selber treu vom ersten bis zum letzten Tag, aber er wurde doch ein anderer. Er fühlte das und genoß es und konnte seiner Frau nie genug dafür danken. Mag es auch Stürme in dieser Ehe gegeben haben, wie sie bei Hebbels Anfällen von „Berserkerwut", unter denen er selbst am bittersten litt, gar nicht zu vermeiden waren, — eine kühle gleichgültige Fremdheit, ein Nebeneinander ohne inneren Zusammenhang, eine Lieblosigkeit und Verständnislosigkeit hat es in dieser Ehe sicher nie gegeben. Wie er schon in der allerersten Zeit seiner Ehe im Brief an Bamberg einen Teil seiner Ruhe auf den Besitz des „engelguten" Weibes schob, so hat er in allen seinen Briefen an Christine und über sie immer wieder eine so unendliche Liebe, eine so innige Zusammengehörigkeit ausgedrückt, daß es erschütternd und beglückend zu-

gleich ist, davon zu lesen. Unzertrennlich mit ihrem Bild war ihm das seiner kleinen Tochter verknüpft, deren geistiges, aber auch körperliches Wachstum und Gedeihen er getreulich in seinem Tagebuch vermerkt.

Ganz andere Töne hat er bei diesem Liebesleben gefunden als bei seiner Gewissensehe, auf die er den Satz prägte: „Nur das ist Sünde, was so wenig aus einer Leidenschaft als aus der Tugend hervorgeht." Sein Verhältnis zu Christine ging aus Tugend und Leidenschaft hervor. Dafür sind kleine Tagebuchnotizen charakteristisch wie die vom Dezember 1850: „Am ersten Weihnachtstage trank ich mit meinem alten Freunde Fritsch auf du und du. Heute morgen sagt mir meine Frau: ‚Im ersten Moment war mir das nicht recht, mir war — dabei traten ihr die Tränen in die Augen — als ob's ein Raub an mir wäre!' Ein allerschönster Zug des tiefsten Gemüts, wert, an einer Julia, einer Desdemona zu leuchten! Und vollkommen berechtigt!"

Und die Briefe, die er an Christine bei seiner Abwesenheit richtet, z. B. aus München im Jahre 1852, sind so voll von einer zarten und heißen, bewundernden und erfüllten Liebe, daß man sich freut, diese Dokumente des Glücks nach aller Not und allem Kampf zu lesen. Am 25. Februar schreibt er: „Heute sind es nun schon acht Tage, daß ich fort bin. Aber sehr unrecht würdest Du mir tun, wenn Du glaubtest, daß ich Dich, Deine liebevolle Nähe und Dein freundliches Walten um mich her, jetzt weniger vermißte wie in der ersten Stunde. Der Tag geht mir im Wirbel der Geschäfte, wegen deren ich hier bin, und der Zerstreuungen, die sich daran knüpfen, rasch und eilig dahin; er läuft mir fast unter den Händen weg. Aber des Abends und des Morgens, wo ich zur Besinnung und zum Aufatmen komme, packt mich eine unendliche Sehnsucht, und es ist mir jedesmal ein Fest, wenn ich mich niedersetze, um an Dich zu schreiben.

Wie ich mich gestern freute, als ich Deinen lieben Brief empfing, kann ich Dir gar nicht sagen. Deine bloßen Schriftzüge sind für mich elektrisch, mir ist, als ob ein Teil Deines Wesens

in sie übergegangen wäre, so daß ich nie einen Zettel von Dir, und wenn's ein Waschzettel sein sollte, zerreißen könnte. Das weißt Du und hast oft darüber gelacht; es ist aber so. Darum kommt es gar nicht darauf an, ob in Deinen Briefen viel oder wenig steht; mir sind sie wie lebendige Boten Deiner Seele, die mir in ihrer bloßen Existenz immer viel mehr bedeuten als alles, was sie bringen oder melden. Das vergiß nicht; wenn Du mir ein bloßes weißes Blatt mit Deinem Namen schicktest, so wäre ich schon zufrieden. Dein gestriger Brief war nun aber auch obendrein gar lieb und herzig. Mach' Dir ja keine Sorge um mich; wohl kann ich mich nur da fühlen, wo Du bist, aber die Reise habe ich bis auf einen kleinen Schnupfen schon verwunden. Über Titele habe ich gelächelt; seltsam und unerklärlich ist und bleibt es doch immer, daß dem Kinde in so zartem Alter solche Einfälle kommen. Küß ihn, wenn Du dies liesest, recht ab in meinem Namen, den kleinen Narren; gewiß gefallen ihm meine Küsse besser, wenn ich sie ihm nicht unmittelbar, sondern durch Dich aufdrücken lasse . . ."

Und in den ersten Märztagen: „So wurde ich in der Lecouvreur durch das Andenken an Dich aufs tiefste gerührt. Das prunkt da mit Pariser Garderobe herum, die allein mehr kostet als die ganze Gage. Da sah ich Dich auf einmal an einem Tischchen sitzen, wie Du flickst und zusammenstückelst und von mir wohl noch gar mit finstrem Gesicht betrachtet wirst, weil mir das Notwendigste überflüssig scheint. Edles, edles, so oft verkanntes Herz, ich gäbe einen Finger darum, wenn ich Dich in diesem Augenblick an die Brust drücken dürfte!" Dann heißt es wieder einmal: „Wie ich mich sehne, so bald als irgend möglich wieder bei Dir zu sein, kann ich Dir gar nicht sagen; mir blutet jetzt das Herz sogar, wenn ich Dir schreibe, was mich sonst immer beruhigte. Nein, ich kann ohne Dich nicht leben; meine Augen werden feucht, wenn ich nur an Dich denke, und ich sehe Dich immer vor mir, wie Du bald dies tust und bald das. Ich fühle eine schreckliche Öde in mir, obgleich man mich hier wirklich mit Huldigungen der treugemeintesten Art überhäuft; ich bin wie ohne Mund. Ich habe mit mir zu kämpfen,

daß ich nicht noch zuguterletzt einen dummen Streich mache und, ohne die Aufführung abzuwarten, in den Reisewagen steige; mir ist oft, als hört' ich durch die weite Ferne Deine Stimme: komm, komm! ... O Gott, wie tief erkenne ich's, daß zwei Menschen, die sich lieben, sich nie trennen und sich auch aus der äußeren Misere, die immer wiederkehrt, sei's nun in dieser oder jener Gestalt, nichts machen sollten! Halten wir an diesem Glauben fest!" Am 12. März sagt er ihr: „Ich denke und träume hier nichts als Euch. Wenn ich's noch nicht gewußt hätte: jetzt würd' ich's wissen, daß ich ohne Euch gar nicht existieren kann. Bin ich in einer Gesellschaft, so sehe ich Dich, wie Du in unserem Hause unter Deinen Gästen walltest. Geh' ich spazieren, so rede ich mit Dir, als ob Du's hören könntest. Hüpft ein Kind an mir vorüber, so werd ich traurig und frage: was macht Titele!" Dann in der Hoffnung, sie recht bald zu sehen: „Ich muß schließen! Mein Herz, mein teures, teures Herz, lebe wohl. Wir sind jetzt wie ein zerbrochener Ring. Die eine Hälfte liegt hier, die andere dort, aber bald werden sie wieder zusammengeschmiedet! Darauf verlaß Dich, am 25. ist Agnes und am 27. segle ich ab ..." Aber die Hoffnung täuscht ihn, die Aufführung der Agnes Bernauer wird verschoben, und so schreibt er am 25. März: „Zu Tränen hat mich gerührt, was Du mir von Titele und seinem in meinem Zimmer hergesagten Spruch schreibst; ich glaube mit Dir, daß der liebe Gott Menschen, wie wir, lieben muß, mich wenigstens Euretwegen! Es bestätigt sich auch überall; ich brauche mein ehrliches Gesicht nur zu zeigen, und bis auf die Schufte reicht mir jedermann warm und herzlich die Hand. Das ist doch auch was wert.

Ich muß schließen! Verlaß Dich auf alles, was im Brief steht, und komm mir Mittwoch, wenn Ruh die Stunde der Ankunft mit einiger Bestimmtheit erfahren kann, auf der Post entgegen. Von mir erhältst Du morgen einen Detailbericht; von Euch verlange ich jetzt keinen Brief mehr! Ich küsse Dich, wie am Hochzeitstage!"

Als er dann am 30. März in Wien anlangte, berichtet er am

1. April an den Freund Dingelstedt nach München: „Mein teuerster Freund! Gestern nachmittag zwischen zwei und drei langte ich in Wien wieder an und wurde von Frau und Töchterlein auf dem alten Fleischmarkt empfangen. Klopstock würde auf den Moment gleich eine Ode gemacht haben, wenn er ihn erlebt hätte; Leute unsrer Art begnügen sich zu sagen: er war schön! Das war er aber auch wirklich, ein Wiedersehn wird mit einer Trennung nicht zu teuer bezahlt. Dies soll uns auch trösten, denn ich habe mich trotz dessen, was mich erwartete, von Euch nur schwer losgerissen. Nun, im Juli bin ich wieder da!"

Nicht nur menschlich in ihrer innigen, warmen Liebe bedeutete sie ihm so viel, auch als Künstlerin gab sie ihm Unendliches. Schon in ihrer ersten Ehezeit verzeichnet er ein dafür charakteristisches Erlebnis in seinem Tagebuch. Es war am 15. März, bald nach dem Tod ihres kleinen Sohnes: „Wunderschöner Tag. Meine Frau deklamierte in einer Akademie mein Gedicht ‚Liebeszauber'! Sie wurde zum Deklamieren, ich zur Hergabe meines Gedichtes aufgefordert von einem Komitee, das zum Besten der Pester Schauspieler zusammengetreten war: ungern willigten wir beide ein, ich nur, weil ich durchaus nicht umhin konnte, wenn ich nicht für allzu bescheiden gehalten werden sollte. Ich ging nicht hin, obgleich meine Frau in ihrem weißatlaßnen Kleide mit der Blumenkrone im Haar erhaben schön war wie die Muse selbst; statt dessen begab ich mich in den Prater und dichtete mit Glück an der Mariamne fort. Als ich zurückkam, stand sie, noch in ihrem Kostüm, am Fenster; ich flog die Treppe hinauf und umarmte sie, und sie rezitierte nun auch mir das Gedicht, das erstemal, daß es überhaupt geschah, denn sie tut es nie. Warum, dachte ich, wird das Schöne in einer Seele, die es so ganz empfindet, nicht auch geboren, wozu der Umweg durch mich in sie!"

Im August 1847, als er sie im Raupachschen Nibelungendrama sah, notierte er: „Tine als Kriemhild: eine schwarze Flamme! Groß! Übergewaltig!" Und er erläutert den Satz noch: „Schwarze Flamme, Weltgerichtsflamme! die rote Flamme verzehrt zwar auch, aber sie hat doch die Farbe des

Lebens, denn rot ist das Blut, und aus dem Blut kommt alles Leben!" Und diesen gewaltigen Eindruck von ihrer Kunst und ihrer Persönlichkeit behielt er immer. Als sein Nibelungendrama in Weimar mit Christine aufgeführt werden sollte, da schrieb er im Sommer 1861 an den Freund Dingelstedt: „So viel ist gewiß: wenn es dazu kommt, so wirst Du sie als Darstellerin erst kennenlernen, denn im Tragisch-Dämonischen hat sie ihresgleichen nicht, und ihre Kriemhild im Raupachschen Nibelungenhort war ja gerade der Blitz, der vor 15 Jahren bei mir einschlug und mich in Wien festhielt."

Aus dieser Stimmung der Bewunderung heraus hat er ihr einige wunderschöne Gedichte geschrieben, darunter auch das herrliche Widmungsgedicht zu der Nibelungentrilogie. Das gab ihm die Kraft zum Widerstand, hob ihn über alles Persönliche hinaus: sein Familienleben, seine Ehe mit der größten Schauspielerin, die er kannte. Als er im Jahre 1850 das Gedicht „An die deutsche Künstlerin" schrieb, da führte es zuerst den Untertitel, „als ich die Maria Stuart der Madame Rachel gesehen hatte". Also selbst über diese berühmteste Tragödin stellte er die geliebte Frau in ihrer Kunst!

An diesem wundervollen, reichen und innigen Familienleben durften einige Freunde teilnehmen, am intimsten Emil Kuh, der sich bei Hebbel im Jahre 1849 durch Deinhardstein hatte einführen lassen, dann der Musiker Debrois van Bruyck, der Jurist Julius Glaser, der Germanist, später Gymnasialprofessor und dann Schulinspektor Karl Werner, der übrigens bald nachdem er mit Hebbel bekannt wurde, nach Olmütz an das dortige Gymnasium kam. Diese jungen Leute bildeten einen Kreis andächtiger Jünger um den Meister, dem die Art des Leitens, wie sie nun von ihm erwartet und vorausgesetzt wurde, ein Bedürfnis seiner innersten Natur war, das sich von frühester Jugend an immer wieder unter den verschiedensten Lebensverhältnissen Befriedigung geschafft hatte. Hebbel gab mit der ganzen Intensität seiner großen Persönlichkeit, und er forderte auch, daß man mit der gleichen Intensität von ihm nehme. Das geschah am leidenschaftlichsten und unbedingtesten von seiten Emil Kuhs.

Dafür ist bezeichnend ein Brief, den er im März 1852 an Hebbel richtete: „Hochgeehrter Herr!

Schon eine volle Stunde nach Mitternacht ist verstrichen, und ich springe aus dem Bette und setze mich an den Schreibtisch, um an Sie zu schreiben. Staunen Sie nicht über diesen wunderlichen Anfang! Ich habe Ihnen keine wichtigen Neuigkeiten mitzuteilen, aber ich hielt es auf meinem Lager nicht länger aus, und zwar vor Aufregung und Leidenschaft, durch das Denken an Sie hervorgerufen. Ihr Bild schwebte um, neben und über mir, ich mußte mit Ihnen sprechen, da ich schon einmal eine so verflucht unbändige Natur bin und mich in jede Stimmung wie in das All auflöse. Es ist gut, wenn ein Wesen, das man heiß liebt und tief verehrt, von Zeit zu Zeit von einem scheidet, denn man kann sodann das schreiben, was gesagt für Wahnsinn ausgelegt werden müßte. Das Gefühl, das mich an Sie dämonisch fesselt, muß meiner Ansicht nach das heiligste sein, dessen ein Erdensohn fähig sein kann. Liebe ist nicht so rein, Freundschaft nicht so flammend, und doch trägt es, ich kann mich nicht anders ausdrücken, einen sinnlichen Charakter an sich.

Ich glaube an eine Bestimmung im höchsten Sinn, die sich mir in dem wahlverwandtschaftlichen Verhältnis, das durch die ganze Natur geht, majestätisch enthüllt. Und ich bin deshalb der festesten Überzeugung, daß ich mit Ihnen zusammenstoßen mußte, weil ich sonst ein halber Mensch geblieben wäre. Deshalb lebe ich auch stets in einer gewissen unheimlichen Angst, Sie könnten sich einmal von mir abwenden, und diese unerklärliche Angst trübt mir oft die schönsten Momente, die mich von dem Gegenteil gerade überzeugen. Mir ist physisch dabei zumute, wie wenn man für einen Augenblick zuweilen fürchtet, blind zu werden. Soll ich es aufrichtig gestehen, ich empfinde Ihnen gegenüber, wenn ich Ihre übrigen Freunde vor meine Seele führe, Eifersucht! Und obgleich es der schönste Moment meines Lebens war, als Sie sich äußerten, ich sei Ihnen der Liebste von Ihren Freunden in Wien, so stachelt der Gedanke an diesen Ausspruch meine Leidenschaft nur desto stärker auf,

weil der Unglaube sein bleiches Antlitz zeigt, ohne daß ich über all dies mir Rechenschaft zu geben imstande wäre.

Darum, Teurer, schlage nicht zusammen
Das Gefäß, daß heil'ge, leicht und kühn!
Wisse, daß es in sich birgt die Flammen,
Die mich nähren können und verglühn!

Ich komme aber auch, Sie für all das um Verzeihung zu bitten, wenn es auch leichter Art und unbewußt geschehen ist, was ich beging, und verlange dagegen, daß Sie mir unbedingt vertrauen und fest auf mich bauen mögen, denn ich sage es stolz und sicher: daß außer Ihrer Frau kein Mensch auf Erden lebt, der Ihnen so angehört wie ich. Ich juble schon, daß ich mit Ihnen die Triumphe jetzt feiern werde und daß mir jeder die goldenen Schalen, die für Sie bestimmt sind, reichen wird, wie ich den Wermut trank, der Ihnen oft gespendet wurde.

Doch genug — ich habe getrunken, indem ich den Becher ausgoß, und mich kümmert's nicht, wenn Sie verwundert dreinschauen und über die vielen Handbewegungen lachen, welche ich jetzt vielleicht gemacht habe. In Liebe Ihr Emil."

Kuh hat später einmal in einem Brief an Hebbel geäußert, daß er eine etwas weibliche Natur sei, — dieser Brief ist ein Beweis dafür. So werben sonst nur Frauen, und nur, wenn sie sehr jung sind, um die Gunst eines verehrten und angebeteten Menschen. Die Familie Emil Kuhs nahm, wenn auch entfernter, an diesem Freundschaftsverhältnis teil, das zuerst kaum so einseitig inanspruchnehmend gewesen sein kann, wie es Kuh späterhin, als er Hebbels Biographie schrieb, erschienen sein muß. Dafür spricht ein Brief von Emil Kuhs Mutter, der im Jahre 1853 aus Marienbad an Hebbel gerichtet wurde: „Verehrter Herr von Hebbel! Nehmen Sie, verehrter Herr, den innigsten, tiefgefühlten Dank einer Mutter gütigst an, das sind auch die einzigen Worte, die sich über Ihr Benehmen in Beziehung meines Emil in seiner Krankheit sagen lassen. Ich wußte es schon längst, daß Sie all der unendlichen Liebe dieses Menschen nicht widerstehen können, glaubte aber, obwohl ich mir Ihr Herz so reich an Liebe dachte, daß Sie in Ihrer Größe wohl

meines Sohnes Liebe, Verehrung und reine Anbetung sich gefallen lassen, aber nicht so leicht erwidern. Der Vesuv in all seiner Höhe und Unergründlichkeit läßt Millionen Menschen zu sich hinaufsteigen, aber in seine Tiefe schauen nicht: noch viel weniger nimmt er eine Seele auf. Meinem Sohne ist also das so seltene Glück geworden, Ihr Freund zu sein, und Sie, den einst kommende Geschlechter gleich einem Gott verehren werden, Sie sitzen gemütlich an dem Krankenlager eines jungen Menschen, der so gar nichts noch ist, als daß er das große Verdienst hat, Sie sich als seinen Meister errungen zu haben, es kann Sie mein Sohn, ich fühle es, durch nichts lohnen, als daß Sie ihn heranbilden und dann einst die Freude an ihm haben, daß er geistig Ihr Geschöpf ist, und so können Sie sich versichert halten, daß, nachdem ich durch Emils Unvorsichtigkeit erfahren, daß er vier Wochen krank war, nie aufhören werde, Ihnen stets mit Dankbarkeit und Verehrung anzuhängen, und ich zu Gott bitte, mir Gelegenheit zu geben, Ihnen nur einst in freudiger guter Situation beweisen zu können, wie ich stets bin und bleibe ihre dankbare ergebenste Antonie Kuh."

Es ist klar, daß eine Freundschaft, die auf so leidenschaftlicher Verehrung begründet ist, nicht dauern kann. Emil Kuh, so fein und verstehend und bedeutend er immer auch gewesen ist, konnte doch nie für Hebbel als ein gleichwertiger, zu gleichgeartetem Austausch herangereifter Freund gelten. Dazu war er in geistiger Beziehung zu abhängig von Hebbel, fühlte dieser sich ihm zu überlegen. Andererseits ging es Kuh dem Meister gegenüber im Geistigen, wie dieser es von sich selbst in seiner Jugend in bezug auf materielle Wohltaten charakterisiert hatte: „Kein Mensch kann immer gebückt gehen!" Es kam der Tag, da Kuh sich innerlich befreien wollte und mußte, und Hebbel ihn doch nicht freisprechen konnte. Er kam spät, dieser Tag. Beide Naturen waren so stark, so treu, so tief und fein, daß sie auch dieses unnatürliche Verhältnis — denn eine so leidenschaftliche Liebe eines jungen Mannes zu einem älteren kann nicht natürlich sein und daher auch nicht fortdauern — viele Jahre hindurch aufrechterhalten konnten. Freilich waren auch

zwischendurch Perioden intensiver Kämpfe. Und schließlich erfolgte der Bruch, zu dem es kommen mußte. Er wurde beschleunigt durch Kuhs Verlobung und spätere Verheiratung mit Adele Ferrari, die es begreiflicherweise nicht gut ertrug, daß Hebbel den Gatten so oft, zeitlich für lange und geistig höchst intensiv, in Anspruch nahm. Als es zu einer schweren Auseinandersetzung kam, trat Hebbel dicht an Kuh heran, wie dieser erzählt, und zitierte ihm aus Wallenstein: „Gehörst du dir? Bist du dein eigener Gebieter? Stehst frei du in der Welt wie ich, daß du der Täter deiner Taten könntest sein? Auf mich bist du gepflanzt . . .!" Hebbel hatte von seinem Standpunkt ebenso recht, diese Fragen zu stellen, wie Kuh, sie nicht mehr an sich stellen zu lassen. Hebbel hatte einmal an Kuh geschrieben, daß sie beide durch das Unvergängliche und Ewige verbunden seien, was sie mit Ernst und Eifer suchten, — dieser Brief wurde geschrieben nach dem ersten großen Konflikt, als Kuh sich verlobt und Wien verlassen hatte. Aber die Schlüsse, die Hebbel aus diesem seinen Satz zog, waren andere, als Kuh ziehen mußte. Hebbel war eine jener unglücklichen Naturen, die von allen anderen das gleiche erwarten, was sie von sich selbst fordern, — das heißt nicht von allen, nur von denen, die sie achten und lieben wollen. Er war gegen sich selbst von äußerster Strenge und Härte und schien es infolgedessen auch gegen alle anderen, die in seine Lebenssphäre eintraten und nicht nur gelegentliche Gäste darin sein wollten. Er gab sich mit der ganzen verschlossenen, herben Leidenschaftlichkeit des nordischen Proletariers an seine Ideen, — das sollten auch alle anderen tun. Was er unter Freundschaft, unter Sich-Hingeben an einen verehrten Meister, unter geistiger Jüngerschaft verstand und was er davon forderte, hatte er in früher Jugend ausgesprochen. Er sagte damals von sich, daß er die geistige Feuertaufe durch Uhland erhalten und sich in ihm verloren habe. Und er bewies es, als er längst über eine bewundernde Jüngerschaft Uhlands hinausgewachsen war und dennoch seine Gedichte in ihrer Gesamtausgabe mit dem schon angeführten wundervollen Brief Uhland widmete. Aber als Kuh vor Heb-

bel trat und von ihm Anerkennung seiner Selbständigkeit auf Grund einer Gleichberechtigung dem Meister gegenüber forderte, da war er noch nicht der Mensch, den Hebbel mit ehrlichem Gewissen von seiner geistigen Jüngerschaft hätte freisprechen können. Und er mochte nicht glauben, daß Kuh das wirklich forderte, er mußte denken, daß fremde Einflüsse Kuh dazu gegen sein eigenes besseres Ich veranlaßten. Denn sonst war alles, was früher zwischen ihnen bestanden hatte, in sich aufgehoben und vernichtet. Die Jüngerschaft, die Kuh früher mit so glühender Unbedingtheit auf sich genommen hatte, konnte dieser nicht aufgeben wollen, ehe Hebbel ihn für fertig, für reif erklärte. Das drückt sich aus in den Urteilen und Aussprüchen, die Kulke, ein anderer Jünger Hebbels, in seinen „Erinnerungen an Friedrich Hebbel" anführt:

„Von Emil Kuh hat er zur Zeit ihrer Entzweiung immer mit Wohlwollen und mit dem Gefühle väterlichen Bedauerns über den Verirrten gesprochen, aus seinem Herzen hat er ihn nie verdrängt. Wäre dies der Fall gewesen, er hätte sich auch auf dem Totenbette nicht mit ihm ausgesöhnt. ‚Was müßte man von sich selber denken,' — sagte mir Hebbel einmal, als er von Kuh sprach — ‚wenn man einen Menschen, mit dem man zehn Jahre lang persönlich verkehrt hat, plötzlich für nichts achten sollte.' Ich berührte einmal in schonender Weise seine Entzweiung mit Emil Kuh. Er äußerte sich mir gegenüber in folgender Weise: ‚Mit großen Männern umzugehen ist gefährlich; der Umgang mit einem großen Mann ist wie das Wohnen in der Nähe eines feuerspeienden Berges. Da strömt plötzlich die Lava hervor und verschüttet die unschuldigen Bewohner, aber der Vulkan kann nichts dafür, daß er Feuer speit'".

Was aber meine Auffassung von Hebbels Stellung zu Kuh noch mehr begründet als das bisher Gesagte, ist das allgemeine Urteil über Kuhs Begabung: „Kuh ist ein sehr begabter Mensch. Er hat ein schönes poetisches Talent: doch reicht dies nur so weit, daß es ihm vergönnt, ein Kunstwerk poetisch anzuschauen, nicht aber so weit, daß es ihn befähigen würde, selbst ein Kunstwerk zu schaffen."

Hebbel, der so sehr den Mangel an wirklichen Kritikern in einem nicht journalistischen, in einem Lessingschen Sinn bedauerte, hatte es sich wohl zur Aufgabe gesetzt, Kuh zu einem höchsten Kritiker zu erziehen: und Hebbel war es nicht gewohnt, etwas aufzugeben, ehe es erreicht war. Darum mußte ihm Kuhs geistiges Sich-freimachen-wollen wie eine Flucht, wie eine Untreue am eigenen Charakter erscheinen, die er härter verurteilte als jede andere Treulosigkeit. Ganz ebenso war er immer wieder bestrebt, Sigmund Engländer, den anderen jüngeren Freund, dem er das Recht zu poetischem Schaffen absprach und der nun vor sich selbst in die Politik geflohen war, zur künstlerischen Kritik zurückzuleiten, wie ein Brief aus dem Frühling 1854 beweist:

„Lieber Freund! Ihr Brief machte auf mich einen Eindruck wie ein Besuch. Das alte Gesicht, halb treuherzig, halb ironisch, der alte Händedruck, bei dem sich zuweilen ein scharfer Nagel hervortut, und die alte Neigung, jede Lebensäußerung gleich auf der Stelle zu analysieren, ja, die sprechende Zunge selbst mit Vitriolsäure zu bespritzen, um chemisch ihre Bestandteile herauszubringen. Aber Sie tun mir Unrecht, wenn Sie das rein menschliche und freundschaftliche Interesse, was ich selbst damals an Ihnen nahm, als Sie sich in Regionen verloren, in die ich Ihnen nicht zu folgen vermochte, auf ein bloß künstlerisches herabsetzen zu müssen glauben. Nein, nehmen Sie meine Worte im einfachsten Sinne! Ihr Wohl und Wehe lag mir immer am Herzen, und wie ich mich freute, als ich hörte, daß es Ihnen in Paris so gut ergehe, so betrübte es mich außerordentlich, als ich von Ihrem Vater vernahm, daß es damit wieder vorbei sei. Auch sich selbst tun Sie in anderer Beziehung Unrecht, wenn Sie noch immer meinen, daß Ihrer reichen Natur die Spitze des Talents fehle. Sie haben eine Gabe, Zustände, Personen und Bücher zu charakterisieren wie wenige, denn die Ergebnisse des penetrantesten Verstandes und der kältesten Beobachtung treten bei Ihnen in wahrhaft dichterischer Inkarnation hervor und Dargestelltes und Darstellung fallen deshalb bei Ihnen in einem solchen Grade zusammen,

daß der Eindruck Ihrer Aufsätze immer ein künstlerischer ist. Nur einige Schritte von Proudhon und ähnlichen Nihilisten weg zu Goethe und Shakespeare heran, nur etwas Hingebung an das Moment der Welt, das nun einmal im Rationalismus nicht aufgeht, nur ein entschlossener Verzicht auf alle Versuche, die Weltwurzel ausziehen zu wollen, wozu man's um so leichter bringt, wenn man sich's recht deutlich macht, daß man sich selbst ewig eine Chiffre ohne Schlüssel bleibt, mit einem Wort: nur etwas mehr Pietät für das Allgemeine, alles Umflutende, alles Bedingende, und Sie werden zum schönsten Genuß Ihrer Kräfte gelangen."

Worin bestand nun die geistig erziehende Tätigkeit Hebbels? Worin war die faszinierende Kraft seines persönlichen Verkehrs begründet? Mehr noch als Kuh, der in diesen Dingen zu persönlich beteiligt war, hat der viel weniger bedeutende Kulke zu veranschaulichen verstanden, mit welchen Mitteln Hebbel wirkte. Er erzählt: „Wenn man einen Wink Hebbels nicht verstand, so brach er ab. Überhaupt waren seine Urteile mehr allgemein als ins Detail gehend; deshalb war es auch nicht gar so leicht, aus dem Umgang mit Hebbel einen geistigen Nutzen zu ziehen. Man mußte, wenn man mit ihm in einen wirklichen geistigen Verkehr treten wollte, gewissermaßen eine neue Sprache erlernen. Ich möchte sie die Sprache der Abbreviaturen, noch besser die Winksprache nennen. Verstand man einen Wink Hebbels nicht, so verstand man das Beste nicht von dem, was er sagen wollte. Dann entrang sich seinem Herzen ein Stoßseufzer wie etwa: ‚Wie wenig verstehen es doch die Menschen, in das Gedankenleben eines anderen hineinzuschauen!' Wo er aber ins Detail ging, war er äußerst präzis.

In lange ästhetische Auseinandersetzungen sich einzulassen, liebte er bei solchen Beurteilungen nicht; am liebsten wirkte er durch das Beispiel. Wie er im Leben in Momenten, da es sich um bedeutende Angelegenheiten handelte, das volle Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale legte, also zog er auch in seinen Urteilen über Leistungen Mündlichkeit, Kürze, rasche persönliche Verständigung allen langwierigen Diskussionen vor.

Um so mehr können wir hieraus ersehen, welches Opfer er mit den früher erwähnten oft sehr ausführlichen Briefen an ganz unbekannte und ganz unbedeutende Menschen sich auferlegte. Las man ihm z. B. eine Arbeit vor, so unterbrach er den Leser nicht; auch ließ er sich, wenn man fertig war, selten aufs Detail ein, er tadelte nicht diese oder jene Stelle, zeigte auch selten, wie da oder dort ausgebessert werden müßte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, wartete er das Ende ab, und fand er die Sache nur überhaupt der Mühe wert, ein Wort darüber zu verlieren, so sagte er z. B.: ‚So weit kommt jeder Polizeikommissär!‘ oder: ‚Sind sie fertig? Jetzt fängt der Dichter eigentlich erst an!‘ — oder er stand wohl manchmal auch auf, nahm aus seinem Bücherkasten ein Buch heraus und las dem gerne aufhorchenden Kunstjünger ein Stück vor, welches bei der betreffenden Arbeit als Vorbild dienen konnte und fähig war, einen Begriff davon zu geben, wie eine derartige Arbeit ausgeführt werden müsse. Wer ihn da nicht verstand, der konnte von diesem Meister freilich nichts lernen.“

Rulke berichtet auch, welche rührende Geduld Hebbel für literarische Anfragen und Urteilsbitten bewies. Er mag dabei sich seiner eigenen armen Jugend erinnert und deshalb sich diese Handlungsweise zum Gesetz gemacht haben: „Ein junger Mann schickt einen Brief mit einem Pack Dichtungen. Der Schreiber bittet Hebbel um sein Urteil in folgender Weise: ‚Wenn Sie von meinen Gedichten ebenso denken wie ich, woran ich übrigens keinen Augenblick zweifle, so will ich meinen Dienst aufgeben, um mich ganz der Entwicklung meines Geistes zu widmen, was mir das Wichtigere scheint.‘ Nebenbei ersucht der Briefschreiber noch um die Kleinigkeit, die beiliegenden Gedichte sogleich irgendeinem Verleger zu übergeben und ihm von dem entfallenden Honorar einstweilen 1000 Fl. einzusenden. Solche Briefe beantwortete Hebbel sehr ernst, oft sogar sehr ausführlich.“

Es ist übrigens bezeichnend für Hebbels denkerische Natur, die sein Freund Uchtritz dahin charakterisiert hat, daß er phantasievoll fühle, auch wenn er denke, und daß er denke, auch

Hebbel-Büste nach Fernkorn

wenn er phantasiere und fühle, daß seine nächsten und intimsten Freunde, mit denen er die tiefsten und persönlichsten Gedanken austauschte und die ihn am besten verstanden, Juden waren. Hebbels Stellung zum Judentum hat er dichterisch festgelegt in seinem Münchener Jugendgedicht: Der Jude an den Christen. Er hat ethisch-politisch die Juden in ihrer Stellung zu den sie umgebenden Völkerschaften gezeichnet in einer Szene seiner Agnes Bernauer zwischen dem Herzog Ernst und dem Kanzler Preising. Aber am unumwundesten hat er sich ausgesprochen in einem Brief an Emil Kuh, der, von dessen ganz persönlichen Angelegenheiten ausgehend, allgemeine Sätze über diese Frage enthält. Kuhs Familie war nach seiner Verlobung mit Adele Ferrari mit ihm zerworfen, und da sie den christlichen Beziehungen des Sohnes gegenüber das Judentum allzu stark betonte, war in Kuh eine Art Antisemitismus entstanden, wie er sich häufig bei Juden, die über die Grenzen ihres Volkstums hinaus in ein allgemeines Menschentum streben, zu entwickeln pflegt. Hebbel antwortet ihm darauf: „Zu der Herausgabe Ihrer Gedichte gratuliere ich, dagegen verlangen Sie wohl nicht von mir, daß ich Ihre Ansichten über die Juden unterschreibe, da Sie wissen, daß ich mich vor vielen Jahren schon mit einem christlichen Freunde auf lange entzweite, als er ähnliche aussprach, und da Ihnen früher obendrein mein Wort: Der Jude ist gerade so schlecht wie der Mensch! recht wohlgefiel. Der Jude ist freilich als Auserwählter, wie jeder Aristokrat, zu Anmaßung und Undankbarkeit geneigt, und da seine Ansprüche aus historischen Gründen immer derber abgewiesen und stärker darniedergehalten wurden wie die der übrigen Adelskasten, so hat sich auf der einen Seite das in ihm ausgebildet, was ich die kleine Courage nennen möchte und was leichter zur Unverschämtheit im Hause als zur Tapferkeit auf der Straße führt, und auf der anderen hat er sich eine Dialektik angeeignet, die alle ursprünglichen Verhältnisse zu verschieben sucht, um leichter mit ihnen fertig zu werden, und aus der schon der Talmud hervorging. Aber diese Eigenschaften können sich zunächst nie gegen Sie kehren, da Sie ja selbst zu den Aus-

erwählten gehören, und dann denke ich viel zu groß vom Menschen, obgleich ich ihn wahrlich nicht überschätze, um nicht an dem Glauben festzuhalten, daß er die kleinen Hindernisse, welche die Rasse ihm allenfalls in den Weg legen mag, durch die kleinste sittliche Anstrengung überwinden kann. Erwägen Sie diese Gedanken in ihrer ganzen Tiefe und söhnen Sie sich mit Ihrer Nation wieder aus; es tut nicht gut, sich von dem Boden loszutrennen, dem man angehört, und ich sehe Sie nicht gern auf diesem Wege. Ihrer Familie nehme ich nichts übel, sie hat nie Verpflichtungen gegen mich gehabt, und ich finde es natürlich, daß sie jetzt gegen alles Christliche etwas eingenommen ist."

Die Agnes Bernauer, in der Hebbel nicht nur Stellung zur Judenfrage, sondern zu vielen anderen politischen und sozialen Fragen genommen hatte, so daß man dieses Werk als ein Bekenntnisdrama auffassen kann, dichtete er in der Zeit vom 20. September bis zum 17. Dezember 1851. Am Weihnachtsabend desselben Jahres trägt er in sein Tagebuch ein: „Erst jetzt, am Weihnachtsabend, kann ich sagen: Agnes Bernauer ist fertig, solange habe ich doch noch Ratten- und Mäuselöcher zu verstopfen gehabt. Nun, das ist bei alledem noch rasch genug gegangen: in drei Monaten ein solches Stück zustandezubringen, will etwas heißen. Mir ist bei der Arbeit unendlich wohl zumute gewesen, und abermals hat sich's mir bestätigt, was ich freilich schon oft an mir selbst erfuhr, daß in der Kunst das Kind den Vater, das Werk den Meister belehrt. Nie habe ich das Verhältnis, worin das Individuum zum Staat steht, so deutlich erkannt wie jetzt und das ist doch ein großer Gewinn. Nun bin ich auf die Theaterdirektionen und auf die Kritiker begierig. Hier kann man mir doch gewiß nicht vorwerfen, daß ich irgend gegen die gesellschaftlichen Konventionen verstoßen hätte, im Gegenteil. Jetzt werde ich also sehen, ob persönliche Feindschaft oder wirkliche Meinungsverschiedenheit das bisherige Benehmen gegen mich motiviert hat. Die Ultrademokraten werden mich freilich steinigen, doch mit Leuten, die Eigentum und Familie nicht respektieren, die also gar

keine Gesellschaft wollen, ja die konsequenterweise auch nicht den Menschen, das Tier, den Baum usw. wollen können, weil das doch auch Kerker freier Kräfte, nämlich der Elemente sind, habe ich nichts zu schaffen."

Kein Wunder, daß bei diesem Stück Ratten- und Mäuselöcher zu verstopfen waren. Nun erscheint es uns so gefügt, daß wir auch nicht ein Wort daran geändert sehen möchten. Hebbel hat in seinem Tagebuch einmal die drei Steigerungsformen der Kunstwirkung aufgezeichnet. Die erste Stufe ist: es kann so sein; die zweite: es ist so; die dritte: es muß so sein! Nun, bei der Agnes Bernauer hat er überall die dritte Stufe erreicht: es muß so, es kann nicht anders sein. Freilich waren nicht alle seiner Freunde der Ansicht, sie erhoben Einwände, sie fanden vielfach die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit in einer so wichtigen, grundlegenden Frage, wie die der Liebe im Menschenleben, zu streng, zu unerbittlich, sie rügten das Verhalten des alten Herzogs und alles, was sich auf diese Probleme bezog. Es ergab sich hier ein seltsamer Widerspruch: während man es Hebbel sonst vielfach vorzuwerfen pflegte, daß er dem erotischen Moment zuviele Rechte in seinen Werken einräumte, rügte man hier, daß er das erotische Moment soweit hinter das Moment der Pflichten gegen die Allgemeinheit zurücksetzte. Und man erkannte nicht, daß dieses Stück gewissermaßen den Schlüssel und die Rechtfertigung für die übrigen Werke bedeutete. Oder richtiger, daß es gleichsam den Irrtum aufdeckte, in dem sich die oberflächlichen Beurteiler befanden. Denn niemals hätte Hebbel ein Drama auf ein erotisches Problem aufbauen können, das widersprach viel zu sehr seiner ganzen Welt- und Kunstanschauung. Ihm war nur der Dramenstoff, nur das Problem darstellungswürdig, das gewissermaßen ein Symbol für die Gesamtheit des Lebens war, in dem sich ihm das Weltall widerspiegeln konnte. Und ein nur erotisches Problem war für ihn eben nur ein Teil des Lebens, nie die Lebensgesamtheit. Wer aus seinen Dramen auch in erster Linie die erotischen Probleme herausschälen wollte, der täte ihnen Unrecht oder hätte sie nie verstanden. Sie sind

immer darin vorhanden, sowie die Erotik eben einen Teil des Lebens bildet, sie sind aber niemals das alleinwichtige, ja nicht einmal das wichtigste Moment in Hebbels Dichtung, sondern sie sind immer nur auf das ihnen zustehende Maß zurückgeschraubt. Am deutlichsten wird dies in der Agnes Bernauer, in der die Liebe eine so große Rolle spielt, daß sogar die tragische Handlung auf ihr aufgebaut ist — und doch wird nur ein völlig Blinder dieses Werk eine Liebestragödie nennen können.

In der Briefliteratur, die sich von und an Hebbel in bezug auf Agnes Bernauer herleitet, wird diese Frage mehr oder weniger eingehend erläutert. Schön ist die Erklärung, die Gervinus, der von Hebbel um sein Urteil gebeten worden war, abgibt:

„Doch will ich Ihnen darum ein Gefühl nicht unterdrücken, das mich über der beendeten Lektüre nicht los ließ. Es berührt mich seltsam, daß ich, der ich sonst der jungen Dichterschule gegenüber wohl oft in der Lage war, mich gegen das Recht der Natur, das zuweilen bis zur Verzerrung betont wurde, des Rechts der Notwendigkeit anzunehmen, daß ich mich diesem Ihrem Stücke gegenüber auf die andere Seite gedrängt sehe. Daß die Notwendigkeit oder die menschliche Ordnung hier über die natürliche einen Sieg davon trägt, daß das Schöne und Sittliche ihr schuldlos geopfert wird, scheint mir wirklich nur in der Geschichte zu ertragen, wo die einzelne Unebenheit wie die räumliche auf dem Erdball neben dem großen Ganzen verschwindet. Die Kunst aber hat darin ein anderes Gesetz, daß eben jedes Kunstwerk ein Ganzes für sich ist, während die Geschichte aus lauter Episoden besteht. Soll in dem Kunstwerke die menschliche Ordnung gegen die natürliche recht behalten, so muß wohl immer im Verfolgen dieser letzteren irgendein Unmaß statthaben; ich wenigstens kann mich von dem Aberglauben an die sittliche Gerechtigkeit nicht losmachen, die man sinnvoll genug, wenn auch uneigentlich die poetische nennt. Sie werden gewiß Gründe genug für Ihre Auffassung haben, auch andere, als die man, wenn man nicht blind ist, aus Ihrer Dar-

stellung sich entnehmen kann, und doch möchte ich glauben, daß meine Empfindung so richtig ist, daß Sie sich allgemeinen Dank verdienen werden, wenn Sie ihr wenigstens etwas entgegenfühlen wollten. Ein erster Wurf läßt sich schwer ganz umändern; was Sie aber füglich anders stellen könnten und glaube ich, sollten, ist das Hereingreifen von Acht und Bann in der letzten Szene (und wenn Sie es einfach streichen sollten), damit wenigstens die innere Zusammenfassung Albrechts ganz auf einen Sieg über sich selbst hinauslaufe und einer äußeren Drohung auch nicht scheinbar ein Einfluß darauf zufalle. Das sind flache und geringe Bemerkungen; entschuldigen Sie mich, wenn ich mich nicht weiter wage, damit, daß es doch auch meine Überzeugung ist, keine noch so eingehende Kritik eines Dritten könne, ja dürfe eigentlich etwas Wesentliches an der Schöpfung des Künstlers ändern. Etwas weniger bin ich denn auch freilich zum Genusse und zur Beurteilung von Kunstgegenständen in diesem Augenblick disponiert, wo ich angestrengt über einem Wust geisttötender Scharteken arbeite, die ich um jeden Preis gern so bald als möglich hinter mich bringen will."

Aber ebenso schön, stolz und bescheiden zugleich, ist die Antwort, die Hebbel an Gervinus richtet: „Ihre Bemerkungen über die Agnes Bernauer sind mir wichtig, und ich werde Sie vor Herausgabe des Werks zu nutzen suchen, soweit ich kann. Ich bin freilich der Überzeugung, daß der Staat in einer Situation, wie ich sie darstellte und wie sie in aller Form darstellbar möglich ist, das Recht auf ein Opfer hat, wie es ihm in meinem Stück gebracht wird. Aber wohl mag mich die wahnsinnige Emanzipationssucht des Individuums, die sich in unseren Tagen bei Demokraten und Konservativen gleichmäßig äußert, verführt haben, das Gesetz zu scharf zu betonen, und ich hoffe, noch einige Mitteltinten zu finden.

... Nehmen Sie die persönliche Annäherung eines Mannes, der sparsam damit zu sein pflegt, so auf, wie sie sich bietet. Sie geht aus dem Gefühl hervor, daß alle geistigen Kräfte der Nation jetzt mehr wie jemals aufs Zusammenhalten angewiesen sind, und rechnet bei Ihnen auf die Überzeugung, daß auch der

letzte Posten, als den Sie die degenerierte Deutsche Bühne gern betrachten mögen, nicht in schlechten Händen sein sollte."

Tiefer und im einzelnen genauer geht er auf das Problem ein, wenn er die Einwände seines Freundes Ichtritz zu widerlegen, oder richtiger, ihm sein Werk zu kommentieren sucht: „Sie haben ganz recht, daß der Verfasser selbst auf der Seite des alten Herzogs steht, und zwar so entschieden, daß nur dieser ihn für den ganzen Gegenstand entzündet hat. Ich glaube, daß es Momente gibt, wo das positive Recht zurücktreten muß, weil das Fundament erschüttert ist, auf dem es selbst beruht. Nageln Sie mich nicht an diese meine Worte, ich bin nicht der Mann der Definitionen, der Philosoph Jacobi drückt sich einmal, wenn ich nicht irre im Allwill, vortrefflich darüber aus und den Kommentar meines Gedankens bildet mein Gedicht. Dann aber ist ebensowenig wie beim Krieg von einem Mord, sondern von einem Opfer die Rede, und die Ausgleichung der individuellen Verletzung muß, wie bei jenem, in das religiöse Moment, in die höhere Lebenssphäre, der wir alle mit schüchterner Hoffnung oder mit zuversichtlichem Vertrauen entgegensehen, gesetzt werden. Ich glaube, man kann dieser Anschauung der Dinge beitreten, ohne einen Mißbrauch zu besorgen, denn sie kommt überhaupt nur für eine ganz ungeheure Situation in Betracht und muß dann jedesmal, das ist die unerläßliche Probe, mit der Macht selbst, die sie in Anwendung bringt, bezahlt werden, was wohl alle bloße Gewaltinhaber hinreichend abschreckt, sich auf sie zu berufen, oder sie, wenn sie es doch tun, auf der Stelle als Lügner und Heuchler erscheinen läßt. Darum kann der Sohn zum Schluß auch wohl nicht anders als gebeugt und zerschmettert dastehen; bis zum Versuch des Vatermords geht er ja, und ihn wirklich zu vollbringen, ist doch gewiß auch der blindesten Leidenschaftlichkeit nicht mehr möglich, wenn der Vater zum Beweis, daß nichts als das Pflichtgefühl in ihm tätig war, freiwillig alle Waffen streckt und selbst zum Gericht über sich aufruft. Übrigens werden sie in der bayrischen Geschichte, die des ganzen Faktums ohnehin nur ganz flüchtig gedenkt, das Rechtsgutachten meines Stückes

nicht finden; es würde mir aber auch wenig helfen, und ich hätte mein Drama schwerlich darauf gebaut, da die Adoption eines fremden Irrtums sich in dieser Sphäre von einem selbst in die Welt gesetzten wohl kaum wesentlich unterscheidet. Für Ihr liebevolles Eingehen ins Detail danke ich Ihnen herzlich und brauche nicht hinzuzufügen, daß meine Verteidigung weit weniger meiner Produktion als meiner Weltanschauung gilt, deren Ausfluß sie ist."

Sehr interessant sind auch die Äußerungen, die Hebbel über dieses Werk zu Engländer getan hat; sie erklären, warum er, der Proletarier, spezifische Fragen des Klassenkampfes als nicht in den Rahmen seiner Kunst gehörig ablehnte. Er nahm an, daß ein soziales Drama des Klassenkampfes überhaupt nicht künstlerisch wäre, und diese Ansicht ähnelte der von Gervinus, der aus dem Politisch-werden unseres Zeitalters schon damals, also vor 70 Jahren, den Satz abgeleitet hatte, daß die Zeit der Kunst vorüber sei. Nur daß Hebbel nicht sowohl die Kunstfähigkeit des Zeitalters als die der Individuen, die sich mit solchen Problemen abgaben, leugnete. Der Brief an Engländer lautete:

„Lieber Freund, ich danke Ihnen für Ihren Brief und für Ihr Urteil über meine Agnes Bernauer. Sie haben mir dies Stück in eine ganz neue Beleuchtung gerückt, in der es sich viel stattlicher ausnimmt als in der mir bekannten. Für ein soziales Drama habe ich es nie gehalten; mir war die Augsburger Baderstochter immer deshalb so merkwürdig, weil ihr Schicksal zeigt, daß auch die bloße Schönheit, die doch ihrer Natur nach nicht zum Handeln, geschweige zu einem die Nemesis aufrufenden Handeln gelangen kann, also die ganz passive bloße Erscheinung auf der höchsten Spitze ohne irgendein Hinzutreten des Willens, einen tragischen Konflikt zu entzünden vermag, und es reizte mich, diesen darzustellen. Natürlich mußte ich nun den ganzen historischen Apparat mit übernehmen und das tat ich insofern nicht ungern, als ich eine Gelegenheit erhielt, das alte deutsche Reichswesen in seinen imposanten allgemeinen Umrissen vorzuführen, ohne mich auf das bettelhafte

Detail einlassen zu müssen. So entstand die Agnes Bernauer. Auf dem Theater hat sie sich, wo man sie zuließ, überall äußerst wirksam erwiesen, für die Kritik war sie ein Zankapfel, der mir bald die frischeste grüne Petersilie — Sie wissen, das ist der deutsche Lorbeer — bald die ausgezeichnetsten Stockprügel eintrug. Die merkwürdigste Rezension erhielt ich von dem König Ludwig von Bayern, einige Tage vor der Darstellung auf der Münchner Hofbühne. Seine Majestät disputierten stundenlang über das Stück mit mir und sagten zuletzt: ‚Ich würde eher die Krone niedergelegt, als mich zu so einem Schritt entschlossen haben.' Ich erwiderte kurz und trocken: ‚Das würde dann auch allerdings Ihre Pflicht gewesen sein, vorausgesetzt, daß die Geschichte den Fall so zugespitzt hätte wie das Drama, woran freilich viel fehlte.' Übrigens schieden wir als die besten Freunde und ich meinerseits mit dem Eindruck einer zwar verworrenen und nicht überall reinen, aber doch höchst bedeutenden Persönlichkeit.

Begierig bin ich nur, ob auch Gyges Ihnen Interesse abgewinnt. Die Genesis dieses Stücks, um mit dem ‚Kürenberger' zu reden, ist noch viel einfacher. Ich war einmal auf der Bibliothek des Polizeiministeriums und wurde dort von einem schöngeistigen Beamten Knall und Fall gefragt, warum ich die Geschichte von Kandaules und Rhodope nie dramatisiert habe; sie sei ja für mich wie gemacht. Ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß ich sie nicht kenne, der Mann reichte mir den Band von Pierre's Lexikon mit dem betreffenden Artikel, er zündete, und noch denselben Abend entstand eine der Hauptszenen, die zwischen Gyges und Kandaules zu Anfang des zweiten Aktes. Die Theater haben sich bis jetzt nicht daran versucht; die Kritiken gingen noch weiter auseinander wie bei Agnes Bernauer.

Die nähere Entwicklung Ihres Begriffs von der sozialen Tragödie hat mich außerordentlich interessiert, wie ich Ihnen wohl nicht erst zu versichern brauche. Dennoch kann ich meinen ästhetischen Standpunkt nicht aufgeben. Ich kenne den furchtbaren Abgrund, den Sie mir enthüllen, ich weiß, welch eine

Unsumme menschlichen Elends ihn erfüllt. Auch schaue ich nicht etwa aus der Vogelperspektive auf ihn herab, ich bin von Kindheit auf mit ihm vertraut denn wenn meine Eltern auch nicht gerade darin lagen, so kletterten sie doch am Rande herum und hielten sich nur mühsam mit blutigen Nägeln fest. Aber das ist eben die mit dem Menschen selbst gesetzte nicht etwa erst durch einen krummen Geschichtsverlauf hervorgerufene allgemeine Misere, welche die Frage von Schuld und Versöhnung so wenig zuläßt wie der Tod, das zweite allgemeine, blindtreffende Übel, und deshalb ebensowenig wie dieser zur Tragödie führt. Man kommt von hier aus vielmehr zur vollständigen Auflösung der Tragödie, zur Satyre, die der sittlichen Welt ihre schreienden Widersprüche unvermittelt ins Gesicht wirft und zu allererst die tragische Form selbst und den tragischen Dichter, wie er Sandkörner nachwiegt und den Berg, von dem sie abgesprungen sind, nicht bemerkt oder doch vor ihm die Augen zudrückt. Eine solche Satyre kann nun gar wohl als Komödie hervortreten und ein Versuch, wie mein Trauerspiel in Sizilien, mag er an sich wert sein, was er will, findet in ihr seine sonst ganz unmögliche Rechtfertigung. Das indische Kastenwesen, der römische Sklavenkrieg mit Spartakus, der deutsche Bauernaufruhr usw., die Sie mir zitieren, können nur auf dem religiösen oder dem kommunistischen Standpunkt Tragödien abgeben, denn der religiöse kennt eine Schuld des ganzen Menschengeschlechts, für welche das Individuum büßt, und der kommunistische glaubt an eine Ausgleichung. Ich kenne die eine nicht und glaube nicht an die andere."

Die Agnes Bernauer führte Hebbel wieder nach München, wo Dingelstedt die erste Aufführung des Stückes inszenierte. Sie war mit allerlei Schwierigkeiten verknüpft, denn Melchior Meyr hatte in Berlin eine „scheußliche Doppelgängerin" eingereicht, wie Dingelstedt sich ausdrückt, der er mindestens einen Pseudo-Erfolg prophezeit, „erstens weil das Stück schlecht ist, zweitens weil er als Rezensent einen persönlichen succès de terreur sich machen wird, drittens weil dort (in Berlin) mit zwölf Galeriebilletts à la Birch-Pfeifferſche Renommées fabri-

ziert werden". Und wirklich wurde die Aufführung von Hebbels Agnes, die in München, wie er im Tagebuch in der Jahresübersicht verzeichnet, „mit mäßigem, dann in Weimar mit entschiedenem und kürzlich in Stuttgart mit stürmischem Beifall" gegeben ward, zu einer Intrige gegen den „Norddeutschen Theater-Intendanten" Dingelstedt in München und zu einer journalistischen Lügenhetze gegen den Dichter in Wien ausgenützt. Bis auf diese kleinlichen Ärgernisse und Quälereien, die, je kleinlicher sie waren, um so empfindlicher den Dichter schmerzen mußten, verlebte Hebbel eine schöne und erinnerungsreiche Zeit in München. Er hat diese Erinnerungen niedergelegt in dem Gedicht: „Ein Geburtstag auf der Reise", aber am frischesten und unmittelbarsten, mit einer warmen und echten Herzlichkeit kommen sie heraus in den schönen Briefen an Christine, die sich auffallend von den Briefen unterscheiden, die er seinerzeit von hier aus an Elise gerichtet hatte. Sie sind weniger gedanklich, viel persönlicher, viel unmittelbarer, — sie sind Liebesbriefe, — jene waren Bekenntnisbriefe an eine Freundin, oder richtiger, über eine Freundin hinaus! Der Kontrast zwischen jenem ersten Münchener Aufenthalt, als er dort gehungert, als er von Kaffee und Brot gelebt und den Besitz einer ganzen Hose beglückender gefunden hatte als alle Unsterblichkeit, und dieser Zeit, die er als gefeierter Dichter, als Mittelpunkt der Gesellschaft, Gast zweier Könige verlebte, hat erschütternd auf Hebbel gewirkt. Das Märchenhafte dieses Eindrucks klingt nach in den Zeilen, die Hebbel bei seiner Rückkunft am 1. April 1852 an Dingelstedt richtete:

„Wie soll ich Dir und Deiner lieben Frau all die Güte und Liebe danken, womit Ihr mich aufgenommen und bis zum letzten Augenblick überschüttet habt! Ich saß wirklich unter dem Wunderbaum, der durch Gaben reicher wird und für eine Blüte, die er auf den Wanderer zu seinen Füßen fallen läßt, zwei neue aus sich erzeugt, die er ihm ebenfalls herunterwirft! Und ich bedarf dessen so sehr, daß die Wohltat, mir erwiesen, eine zweifache ist, wenn ich es mir auch nur selten merken lasse. Nicht ohne die tiefste Rührung verließ ich die letzte Nacht Dein Haus,

und nicht, ohne Euch aus vollster Seele gewünscht zu haben, was ich mir selbst wünsche, überschritt ich die Schwelle. Ich glaube, ein wahrer Wunsch ist ein Segen! Genug davon! Das Wort, das nicht schon einmal entweiht wäre, ist ja nicht zu finden!"

Nach diesem Werk trat eine Pause in der Produktionsfähigkeit bei Hebbel ein, die er ihrer langen Dauer wegen für den Beweis der Erschöpfung seiner Gestaltungsfähigkeit überhaupt hielt. Er schreibt im Januar 1853 an Dingelstedt: „Ich arbeite diesen Winter nichts ... Werke wie Agnes Bernauer und Michel Angelo kann ich nicht überbieten, auch habe ich die Satisfaktion, von Männern ersten Rangs (z. B. von dem strengen Gervinus) die anerkennendsten Urteile zu erhalten. Aber sie schützen mich nicht vor der unwürdigsten öffentlichen Behandlung und wenn mir der völlig gleichbleibende Ton auch schlagender wie alles beweist, daß es von jeher mit dem Krieg gegen mich nicht besonders ehrlich gemeint war, so wird man das Spießrutenlaufen doch am Ende müde."

Hebbels vierzigster Geburtstag wurde im Familien- und Freundeskreise „zu festlich nach meinem Gefühl" begangen. Das Jahr 1853 verging ihm in der Beschäftigung mit einem neuen Dramenplan, der aber nur ganz langsam reifte, so daß er nur einen Akt der Rhodope arbeitete. Dafür war er wieder in Hamburg und von da auch auf Helgoland bei dem Jugendfreund Apotheker Hahn Franz gewesen, hatte sich mit alten Erinnerungen an die Jugendzeit erfüllt und, ebenso wie in München im Jahre zuvor, stark und deutlich den Unterschied zwischen seinem Jugend- und seinem Mannesleben empfunden. Damit er sich nicht gar zu sehr seiner selbsterworbenen und gewonnenen Freiheit überhebe, wurde er durch die Chikanen von Laube so irritiert, daß er infolge der Aufregung über diesen Gegner und der Angst um seine Frau, die an einem Anthrax erkrankt war und ihm große Sorge bereitete, selbst zusammenbrach und an einer Gelbsucht und Gallenfieber litt, als er die Jahresübersicht am 31. Dezember abfaßte.

Aber schon wenige Tage später, am 4. Januar 1854, schreibt er ins Tagebuch: „Die Jammerperiode ist vorüber, ich fühle

mich in meinen Knochen wie in meinen vier Wänden wieder wohl, kann aber doch eine Betrachtung nicht unterdrücken, die sich mir immer von neuem wieder aufdrängt. Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein teures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens einen wahren erprobten Freund (als solcher galt ihm Emil Kuh! Anm. d. Hersg.); mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt, und meine Tätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht, und bin sogar imstande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugnis darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tages; das Mittagsmahl und besonders die bei einem Glase Bier und einem Butterbrot verplauderte letzte Abendstunde ist mir immer ein Fest, und ich nähre keinen andern Wunsch mehr als den natürlichen, der in allen Verhältnissen übrig bleibt, daß es bleiben möge, wie es ist! Aber es kann nach der Natur der Dinge nur noch heruntergehen; meine Gesundheit wird wankend werden, das Talent wird schwinden usw."

Dieses Jahr brachte die Erstaufführung der Genoveva in Wien, und dieses Stück, von dem er beim Dichten in Hamburg geschrieben hatte: „es wird wohl kein Stück für das Theater", hatte einen ganz großen, viel lebhafteren Erfolg als die Judith. Zu dieser Aufführung mußte Hebbel sich aber entschließen, die Genoveva in eine Magellona umzuwandeln, da die Heilige nicht auf einer Wiener Bühne erscheinen durfte, und Laube sorgte dafür, daß Hebbel zu keiner Freude an diesem Erfolg kam. Wieder wurde eine Journalhetze gegen Hebbel und sein Werk inszeniert. Als Laubes Gattin einmal interpelliert wurde, warum der Direktor des Burgtheaters Hebbels Werke mit solcher Hartnäckigkeit abweise, gab sie die klassische Antwort, daß ihrem Mann Hebbels Dichtungen nun einmal nicht sympathisch seien. Kein Wunder, daß Hebbel und Christine in gleicher Weise unter diesem Bühnenleiter gelitten haben und daß ihre Leiden sich immer gegenseitig steigerten.

Christine zog sich eine Leberkrankheit zu und mußte Marienbad aufsuchen, wohin Hebbel sie begleitete. In diesem Sommer 1854 machte Hebbel die persönliche Bekanntschaft von Uchtritz, mit dem er nachher in einen lebhaften und höchst bedeutenden und interessanten Briefwechsel trat, dessen schon vielfach Erwähnung getan ist. Uchtritz wurde ihm ein geschätzter Kritiker seiner Werke, und wenn ihre Anschauungen auch oft weit voneinander abwichen, so hatten doch beide so viel gegenseitige Achtung und Hochschätzung, daß sie einander duldeten, wenn sie nicht überzeugen und erklären konnten.

Im Herbst nach der Heimkehr aus Marienbad vollendete Hebbel sein „antikes Drama" Gyges und sein Ring. Er war durch den Beamten des Polizeiministeriums Braun von Braunthal (siehe Seite 280, Brief an Engländer, Anm. d. Verf.) mit dem Stoff, der Fabel des Herodot bekannt gemacht worden, und der Dramenstoff hatte ihn gepackt. „Freilich wird die Motivierung der Königin schwer sein", schrieb er ins Tagebuch, als er die Vollendung des ersten Aktes am 14. Dezember 1853 anzeigte. Genau ein Jahr später, am 14. Dezember 1854, schreibt er an Uchtritz: „Ich glaube, mit meinem Gyges zufrieden sein zu dürfen, obgleich ich mit großem Mißtrauen an dies Werk ging und es noch für einen geborenen Torso hielt, als schon drei Akte fertig waren. Griechisch will das Stück natürlich nur in dem Sinne sein, worin Troilus und Kressida oder Iphigenie es sind; ich halte nicht viel von dem Auffüllen neuer Weine in alte Schläuche und finde auch nicht, daß das Experiment ein einziges Mal geglückt ist. Aber ich hoffe, den Durchschnittspunkt, in dem die antike und die moderne Atmosphäre ineinander übergehen, nicht verfehlt und einen Konflikt, wie er nur in jener Zeit entstehen konnte und der in den entsprechenden Farben hingestellt wird, auf eine allgemein menschliche, allen Zeiten zugängliche Weise gelöst zu haben. Auch machte ich bei diesem Stück eine merkwürdige Erfahrung. Ich war mir sonst bei meinen Arbeiten immer eines gewissen Ideenhintergrundes bewußt, wegen dessen ich keineswegs, wie man mir auf eine mißverstandene Vorrede hin wohl Schuld gab, produzierte, der

aber doch wie eine Gebirgskette zu betrachten war, welche die Landschaft abschloß. Daran mangelte es diesmal ganz, mich reizte nur die Anekdote, die mir etwas modifiziert außerordentlich für die tragische Form geeignet schien, und nun das Stück fertig ist, steigt plötzlich zu meiner eigenen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee des Stückes als die alles bedingende und bindende daraus hervor. Ich gestehe, daß ich dies kaum begreifen kann, es bestärkt mich aber nur um so mehr in meiner freilich längst gehegten Überzeugung, daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst dazutritt wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trägt."

Wenn Hebbel über das Entstehen der Idee in diesem Stück erstaunt, so ist das nur ein Beweis für die Unbewußtheit, für den nachtwandlerischen Zustand des Dichters, der sich dann am wenigsten klar ist, wenn er selbst am unmittelbarsten und unbedingtesten beteiligt ist. Denn im Kandaules hat Hebbel ein seelisches Selbstporträt geschaffen. Wenn überhaupt in irgendeinem Stück, so hat Hebbel hier sein Ringen nach Bestätigung, nach Bejahung symbolisiert und sublimiert. Daß aber die Art der Selbstverneinung, wie Kandaules sie zeigt, zur Selbstvernichtung führen muß, daß der Zweifel am eigenen Sein, an der eigenen Kraft, am eigenen Besitz Verzweiflung wird, daß diese auch andere in ihr grausames Geschick hineinreißt, hineinreißen muß, — das ist die aus Hebbels Leben und Sein gewonnene Erklärung der Gyges-Idee. Es ist seltsam, wie seine Zeitgenossen, die Freunde Uchtritz und Bamberg, auf ganz andere Probleme, auf die „Frauenfrage", wenn man es so nennen mag, darin das Hauptgewicht legten. Vielleicht kommt das daher, daß ihr Standpunkt ein zu naher war, daß ihnen die Dokumente über die Persönlichkeit des Dichters und sein Werk nicht vollständig vorlagen. Sie waren nicht imstande, sich ein einheitliches Bild zu abstrahieren, sie mußten es sich aus den einzelnen Zügen nach und nach aufbauen. Und sie

befanden sich in einem großen Irrtum, zu dem sie durch Hebbels Titel verleitet wurden: weil er lauter weibliche Titelheldinnen wählte, meinten sie, daß auch die in seinen Werken behandelten Probleme weibliche seien. Ächtritz nannte Hebbel gradezu den „Frauenlob" unserer Tage, zu dem ihn die Frauen krönen sollten, wenn auch die Emanzipierten des Geschlechts darüber bersten würden.

Hebbel legte das Stück beiseite, er dachte nicht daran, es dem Burgtheater, das hieß dem Direktor Laube, zur Aufführung anzubieten. „Das erste Stück, das ich in den Kasten lege", sagt er in der Jahresübersicht.

Das Jahr 1855 führte ihn zur Beschäftigung mit seinem größten und gewaltigsten Dramenstoff, mit den Nibelungen. Er hatte sie, wie er in seinem Widmungsgedicht an Christine andeutet und in einer Tagebuchnotiz ausführlicher erzählt, schon kennengelernt, als er von Wesselburen aus den ersten flüchtigen Besuch in Hamburg bei Amalie Schoppe machte. „Sie schlief nach dem Essen, und ich unterhielt mich mit Büchern in ihrem Garten. Unter diesen befand sich, neben Helmine v. Chézys Werken, das alte Lied und ich las den Gesang, der Siegfrieds Tod erzählt." Dann fand er eine Notiz in einem alten Zeitungsblatt aus dem Jahre 1808, die das höchst abfällige Urteil Friedrichs des Großen über die Nibelungen und den Tristan brachte, der „dergleichen elendes Zeug in seiner Büchersammlung nicht dulden, sondern herausschmeißen" wollte, weshalb er das ihm übersandte Exemplar einer Herausgabe durch Professor Müller in Berlin aus dem Jahre 1784 der „großen Bibliothek" überwies. Verschiedene Züge sammelte er und notierte sie, aber noch war der Entschluß einer wirklichen Bearbeitung nicht in ihm gereift.

Indessen verzeichnete er ein Erlebnis in seinem Tagebuch, dessen einschneidende Bedeutung für ihn man nur begreifen kann, wenn man sein ganzes Leben und die Entwicklung seines Seins in Betracht zieht. Am 14. August schreibt er: „Ich habe Shakespeare immer für unerreichbar gehalten und mir nie eingebildet, ihm in irgend etwas nachzukommen. Dennoch hätte

ich in früheren Jahren immer noch eher gehofft, einmal irgendeinen Charakter zu zeichnen wie er oder irgendeine Situation zu malen, als mir wie er ein Grundstück zu kaufen. Nichtsdestoweniger habe ich heute mittag zehn Uhr einen Kontrakt unterzeichnet, durch den ich Besitzer eines Hauses am Gmundner See geworden bin."

Und an Emil Kuh richtete er den entzückenden Jubelbrief vom 24. August: „Ja, wir sitzen bereits in und auf unserem Eigenen; es gibt eine Tür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgendein Mensch etwas darein zu reden hat. Das ist für mich ein höchst possierliches Gefühl, denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.

Lassen Sie sich meinen heutigen Tag schildern! Heute morgen um sieben Uhr hörte ich mit meiner ganzen Familie in der Pfarrkirche die Messe. Mein Freund Gärtner fungiert hier nämlich während der Dauer seines Aufenthalts als Priester, und wir wollten ihn doch auch einmal in pontificalibus sehen. Dann saß ich wohl eine Stunde im Garten unter dem schattigsten meiner Apfelbäume; wir haben deren dreizehn, und einer ist noch schwerer beladen als der andere. Darauf ging ich mit Gärtner in die Traun. Nach dem Essen ruhte ich mich ein Stündchen auf meinem Boden im duftigen Heu und las, wenn ich nicht schlief, wozu die schwüle Hitze es nur wenige Minuten kommen ließ, in Soll und Haben; dabei fand ich, daß dieser Freytag so langweilig ist wie ein Sonnabend. Nun ging ich mit meiner kleinen Familie zum Baden an den See, und selbst Titele mußte mit hinein. Darauf kehrte ich zu meinem Apfelbaum zurück und genoß, den Gyges neben mir im Grase, die göttliche Abendbeleuchtung des Traunsteins, der mir gerade ins Fenster sieht. Dann wurde gegessen, und währenddem kam der Vollmond über die Gebirge herauf. Diesen Anblick hätte ich Ihnen gegönnt; er hielt uns bis tief in die Nacht hinein fest, und

„Titi“. Hebbels Tochter

wenn wir uns gar zu sehr in die Betrachtung des himmlischen Gestirns verloren, so rief uns der dumpfe Fall eines Apfels oder einer Birne wieder auf die Erde zurück und versetzte namentlich mich wieder in die Zeit, wo ich als kleiner Knabe oft stundenlang auf solch eine Begebenheit wartete, um dann mit meinem Bruder, der auch hinter irgendeinem Busch gekauert hatte und nun zu meinem Entsetzen plötzlich hervorsprang, um die wurmstichige Beute zu raufen.

So weit schrieb ich gestern, heut morgen habe ich mir meinen Tisch in den Garten stellen lassen und fahre fort. Es ist wieder ein Göttertag, der Traunstein schält sich langsam aus dem blauen Nebel heraus, der See dampft und über dem Bassin in meinem Gärtchen flattern die Libellen, die meine täglichen Gäste sind. Leider sind nur noch vier solcher Tage unser, denn am Mittwoch treten wir die Rückreise an und am Donnerstag sind wir in Wien. Nun, wir freuen uns, daß wir wenigstens so lange bleiben durften, und zur Entschädigung für das, was uns hier entgeht, sehen wir Sie und unsre übrigen Freunde wieder. Ich rechne darauf, Sie bei Ankunft des Dampfboots in Nußdorf zu treffen, aber Sie allein; für die paar Stunden können Sie sich schon frei machen, und wenn Sie kommen, so will ich es Ihnen dafür verzeihen, daß Sie Ihrer jungen Geliebten statt eines Gebetbuchs als erste Lektüre meine Maria Magdalena in die Hände gegeben haben ... Apropos, wenn Sie mein Haus besingen wollen, so werden Sie jedenfalls nicht mehr der erste sein; Pastor Kolbenheyer in Ödenburg hat es schon getan. Gärtner hat es malen lassen, und so haben sich beide Konfessionen schon darum verdient gemacht. Es ist 8 Uhr morgens, eben fällt mir eine Birne fast auf den Fuß, ich schließe, um meiner Frau auf den längst angetretenen Spaziergang zu folgen."

Der Proletarier war also Grundbesitzer geworden. Und wenn der Besitz auch nur winzig war — vorläufig konnten sie nur ein einziges kleines Zimmer darin bewohnen — Hebbel notiert doch ins Tagebuch am 21. August: „Heute morgen fiel mir ein, wie glücklich mein armer Vater gewesen wäre, wenn er es je-

mals zu einem so bescheidenen kleinen Besitz gebracht hätte! Es war ihm nicht vergönnt, und doch hat er mehr Tropfen Schweiß vergossen, als das Haus Atome zählt!"

Erst nach der Rückkehr aus Gmunden am 18. Oktober verzeichnet er: „Ich fange an, mich ernstlicher mit den Nibelungen zu beschäftigen, mit denen ich bisher in Gedanken nur spielte. Der erste Akt (von zehnen vermutlich!) wird bald fertig sein und verspricht eine gute Exposition. Hagen und Siegfried stehen schon da, Kriemhild soll mir, wenn es ihr gefällt, heute das erste Wort anvertrauen."

Das Jahr brachte noch große Aufregungen, ehe es schloß: Christine ward krank, die erste ernste Entfremdung mit Emil Kuh trat ein und veranlaßte Hebbel zu der Bemerkung, daß er „mehr in die Breite mit allen als in die Tiefe mit einzelnen" leben wolle. Trotz aller Schwierigkeiten kommt er bei Jahresschluß zu einem einzigen, alles umfassenden Wunsch: „Nur Gesundheit fürs kommende Jahr."

In diesem trat zuerst an Stelle der Beschäftigung mit den Nibelungen die mit der von ihnen abweichendsten Dichtung unter Hebbels Werken. Gleichsam die Reaktion zu dem Ringen mit dem wilden, gewaltigen Stoff des alten Reckenliedes rief die Dichtung hervor, deren ersten Gesang Hebbel am Geburtstag seiner Frau anfing, das Epos: „Mutter und Kind". Beim Veilchenpflücken im Prater und Augarten dichtete er die Hexameter des Gedichtes, und wenn er den Strauß für seine Frau fertig hatte, dann waren auch dreißig bis vierzig Hexameter fertig. Hebbel konnte überhaupt nur spazierengehend dichten, am Schreibtisch brachte er nichts zustande; aber was er im Kopf ausgearbeitet hatte, das wurde in kürzester Zeit niedergeschrieben.

Im Frühling des nächsten Jahres schloß er die kleine Dichtung, der er selbst besonders zugetan war. Und das Gedicht fand das Echo eines starken Erfolges, dessen seelische Ursache Karl Werner, der Hebbeljünger, der damals als Gymnasiallehrer in Iglau in Mähren verweilte, ganz besonders schön aussprochen hat: „Wie könnte ich schildern, welch unendliche

tiefen Eindruck dieses wunderbare Gedicht auf mich und meine Frau hervorbrachte! Ja, das ist die Verklärung des heiligsten Gefühles, eines Gefühles, das heiliger ist als jenes, welches den Jüngling zur Jungfrau zieht und das Weib zum Manne! Hier ist alle Seligkeit des Mutterherzens ausgegossen und die Liebe, welche lächelnd eine Welt materiellen Glückes zerschlägt, um das Teuerste auf Erden im Arme halten zu dürfen, feiert ihren höchsten Triumph. Selbst der rauhere Mann, dem in seiner Grundehrlichkeit das gegebene Versprechen heilig ist, sündigt gegen sein Manneswort und fühlt zugleich, daß diese Sünde die allein echte und wahre Tugend ist! . . .

Man wird heiliger und reiner, wenn man dies Gedicht liest und wir traten Arm in Arm vor die Betten unserer beiden Kleinen, die mit ihren rosigen Wangen dalagen und schliefen und aussahen, als ob der Wiederschein der Christbaumkerzchen noch von ihren Stirnen flammte, und unwillkürlich traten uns Tränen der heiligsten Rührung in die Augen und vor unserer Seele zogen vorüber die wunderbaren Worte: ‚Die du über die Sterne weg' — und Sie waren das ‚Glück' und Ihnen galt das ‚Gebet', das, wie von selbst kommend, ungerufen und ungeahnt, von meinen Lippen tönte! Und meine Seele — ‚weint Dir süßeren Dank als die anderen alle, die Du glücklich und reich gemacht!'

Du ‚ließest ihn fallen, den Tropfen', und wenn er je irgendwo die heiligsten Gefühle wachrief, so war es in meinem Busen! Welch unendlichen Dank sind wir Ihnen schuldig geworden für diese Weihnachtsgabe! Wie hoch haben Sie uns über dies niedere Erdenleben emporgehoben und uns in jene reineren, höheren Sphären hinaufgetragen, in denen nur die Lieblinge der Götter weilen, die Genien der Menschheit und Sie! Man kann Ihnen auch nur danken wie den Göttern mit dem eigenen Gefühle; nicht aber mit Worten. Und dieses Gefühl, das Sie selbst in mir entzündeten, lege ich nieder auf Ihren Weihaltar! Nehmen Sie es gnädig auf, Amen!"

Etwas von der Veilchenstimmung, in der das Gedicht entstanden ist, wirkt mit einem süßen und erquickenden Duft darin

fort. Naturſtimmungen ſind darin, ſo lieblich und poetiſch, wie Menſchenſtimmungen und Muttergefühle. Wenn Hebbel früher, in ſeiner Jugend, als er in der Erde noch die ihn bedrohende Feindin ſeiner Kindheit erblickte, die ihn zu ihrem Knecht, ihrem Arbeiter machen wollte, kein Verhältnis zu der Natur haben konnte, wenn er auch ſpäterhin, wie Hanslick berichtet, äußern mochte: „Laſſen Sie mich mit dem ewigen Naturgenuß in Frieden. Ich eſſe keine Maikäfer, ich eſſe Menſchen!“ — in dieſem Gedicht hat er bewieſen, wie er die Natur zu ſehen, wie er ſie zu malen vermochte.

Was übrigens Hebbels Abneigung gegen den „Naturgenuß“ betrifft, ſo bezog ſie ſich wohl mehr gegen den geſuchten und geäußerten als gegen den wirklichen, innerlichen. Hebbel war ein leidenſchaftlicher Blumenfreund und Kulke berichtet über ſeine Vorliebe für die Veilchen: „Im Augarten, ſeinem gewöhnlichen Spaziergang, pflückte er die Veilchen gerne mit eigener Hand, um ſie zum Sträußchen zu winden, was er mit einem friſch abgeriſſenen langen Grashalme zu tun liebte. Als er eines abends eben ſein Sträußchen ſorgfältig wand, ſagte er mir unter anderem: ‚Der iſt kein Blumenfreund, der ſich die Blumen kauft; die wollen ſelbſt gepflückt ſein! Noch weniger aber hat der äſthetiſchen Sinn, der ſich vom Hauſe einen Bindfaden mitbringt in der Abſicht, einen Strauß zu winden. Das paßt nicht zuſammen. Selbſt das Band muß von der reinen Natur geſpendet ſein!‘

Dieſer Vorliebe des Dichters haben wir gar manche liebliche Stelle in ſeinen Werken zu danken; eine der duftigſten der Art in den Nibelungen, ich meine die Stelle in Siegfrieds Tod (Akt II, Szene 6), wo die Walküre Brunhild zum erſten Male ein Veilchen erblickt, das einzige, was ſie in dieſer ihr fremden Welt zu entzücken vermag.“

Was ihm aber auch die anderen Blumen bedeuteten, dafür iſt ein Brief an Kuh bezeichnend, den er am 13. Juli 1856 an ihn richtete und mit dem er ihm beweiſen wollte, daß die Verſtimmung, die damals zum erſtenmal einſchneidend zwiſchen beiden beſtanden hatte, wieder überwunden ſei: „Lieber Kuh!

Seit ungefähr acht Tagen sind wir wieder in Gmunden. Nach einer raschen und angenehmen Fahrt trafen wir beim schönsten Wetter hier ein. Unsere Tür war zum Empfang von der alten Frau, die das Häuschen bewohnt, mit einer Blumengirlande geschmückt. Rosen und Lilien stachen in ausnehmender Schönheit hervor, und da diese mir so nahe stehn, als ob ich schon im Schoß meiner Mutter von ihnen geträumt hätte, so können Sie sich denken, wie sehr die kleine Aufmerksamkeit mich gerührt hat. Noch ein paar Tage blieb es schön, und ich erlebte mit Vögeln zwei reizende Abenteuer. Einmal flog eine Taube so dicht an mir vorbei, daß ihr Flügel mein Ohr streifte, obgleich ich eilig den Kopf wandte, und niemand hatte sie aufgescheucht. Ein andermal hätte ich einen Sperling, der unbemerkt zu meinen Füßen hüpfte, fast ertreten; ich schleuderte ihn mit der Stiefelspitze fort wie einen Stein. Das ist doch artig, nicht wahr? Seitdem können wir die Stunden, wo die Sonne scheint, freilich zählen. Dennoch wird an meinem Garten fleißig gearbeitet, es werden Wege gemacht, auch wird ein kleiner Pavillon angelegt. Ich selbst werde von morgen an in der steirischen Tracht herumgehen, mein grauer Rock mit den grünen Aufschlägen sowie der spitze Hut kommen noch heute. Diese Tracht bezeichnet nämlich nicht, wie ich im vorigen Jahr glaubte, den Jäger, sondern den Grundbesitzer. Nur des Federschmucks muß man sich enthalten, und das wird mir, wie ich wenigstens hoffe, nicht schwer fallen."

Im Frühling dieses Jahres feierte Hebbel seinen zehnten Hochzeitstag; an diesem Morgen, dem 26. Mai, schrieb er seinen letzten Willen nieder, der begann: „Der Tod ist gewiß, die Stunde aber ungewiß, sagt ein schöner alter Spruch. Ich habe mich daher, obgleich ich mich voller Gesundheit und des Gebrauchs aller meiner Kräfte erfreue, am heutigen Tage entschlossen, mein Haus zu bestellen und meinen letzten Willen zu Papier zu bringen. — Was zunächst mich selbst betrifft, so wünsche ich, auf die möglichst einfachste Weise zur Erde bestattet zu werden. Meinen teueren Hinterbliebenen überlasse ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren sicherzustellen,

die sich an den Scheintod knüpfen. Am liebsten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geschah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschaudert, und mein Wunsch steht mit dem Grundprinzip der christlichen Religion in keinem Widerspruch. Kann dies jedoch nicht geschehen, ohne den stillsten Akt zu einem lauten zu machen, so muß es davon sein Abkommen haben. Nur in jedem Fall keine Todesanzeige, keine Trauerzettel, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge. — Zur Universalerbin meines ganzen Nachlasses, bestehe er nun in liegenden Gründen und in barem Vermögen oder in literarischen Werken und daher entspringenden Rechten und Forderungen, setze ich meine teure Gattin Christine, geborene Engehausen ein. Es ist dies nur ein kleiner Dank für ihre große Liebe, denn unendlich bin ich ihr verschuldet, und ich sage nicht zuviel, wenn ich die Überzeugung ausspreche, daß ich ohne sie längst Staub und Asche sein würde ..."

Es ist charakteristisch für seine Ehe, daß er ihr an diesem Tage ein solches Denkmal setzen wollte.

Den Sommer verbrachte Hebbel wieder mit den Seinen in Gmunden und erfreute sich, wie der oben angeführte Brief an Kuh beweist, immer mehr des neu erworbenen Grundbesitzes. Die gesteigerte Arbeitsfähigkeit des Herbstes mußte er mit qualvoller Schlaflosigkeit bezahlen, aber sie beunruhigte ihn nicht sehr, denn er nahm sie als den schuldigen Tribut, den er seiner eigenen Produktionsfähigkeit entrichten mußte. Er kannte diese Zustände des körperlichen Übelbefindens, die seiner Arbeit nur förderlich waren, schon aus Erfahrung und wußte nun auch, daß er die großen Pausen, die sich zwischen seine Schaffensperioden einschoben, notwendig zur Erholung brauchte. Er schrieb schon im Dezember 1854 an Uchtritz: „Wenn ich ein solches Werk endlich von der Seele los bin, fühle ich mich eine Zeitlang wie ohne Kopf und Eingeweide. Das Produzieren ist bei mir eine Art von Nachtwandeln und greift mich an wie im Physischen ein Aderlaß; es würde mich aufreiben, wenn nicht zwischen meinen einzelnen Arbeiten immer große Pausen

lägen, in die ich mich nicht ohne Widerwillen ergebe, die aber am Ende doch so notwendig sind wie der Schlaf." Und gerade in diesem Jahre konnte er in die Jahresübersicht eintragen, daß er nie so leicht, so anhaltend und so befriedigend gearbeitet habe. Darum fügte er den alten Epigrammen: „Conditio sine qua non" und „An die Götter" ein drittes hinzu: „Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!"

Das Jahr 1857 führte ihn in Angelegenheiten seines Adoptivsohnes Karl auf eine Reise durch Deutschland, von der er im allgemeinen einen recht unbefriedigten Eindruck zurückbrachte. Aber von einer interessanten Begegnung erzählt ein Reisebrief an Christine; es war die mit dem Philosophen Schopenhauer. Am 29. März hatte Hebbel an Kuh geschrieben: „Ich lese jetzt einen außerordentlich merkwürdigen Schriftsteller, den Philosophen Schopenhauer, und schäme mich, ihn nicht früher kennengelernt zu haben, ja, ich würde es kaum begreifen, wenn nicht seine eigenen bitteren Beschwerden über absichtliches und gänzliches Ignoriertwerden abseiten der Sekten und Parteien des Tags das Faktum einigermaßen erklärten und zugleich entschuldigten. Er kam mir auch diesmal rein zufällig in die Hand, indem ich, weil ich nach so angestrengter Arbeit einer Zerstreuung bedurfte, auf gut Glück um Bücher auf die Hofbibliothek schickte, und ich war nicht wenig erstaunt, einen der vornehmsten Geister unserer Literatur in ihm begrüßen zu müssen. Wenn die erste Stelle, die man bei einem unbekannten Autor liest, nachstehendermaßen lautet: ‚Ich habe die Menschheit manches gelehrt, was sie nie vergessen darf, darum werden meine Schriften nicht untergehen', und wenn man, trotz des momentanen Stutzens, noch vor Abend ausruft: der Mann hat ganz recht! so will das gewiß etwas heißen!"

Als Hebbel nun im Mai nach Frankfurt kam, wo er Wilhelm Jordan besuchte, der ihm im Demiurgos einige begeisterte Verse widmet hatte, ließ er sich von diesem zu Schopenhauer führen: „Ich wäre lieber allein gegangen," schreibt er, „aber er kannte den Philosophen auch noch nicht, und ich konnte sein

Anerbieten, mich zu begleiten, nicht ablehnen, obgleich es sich hier um ein vis-à-vis handelte. Schopenhauer ist als grob und unzugänglich verrufen, wie ich selbst es bin. Das erfuhr ich schon in Berlin, und Jordan bestätigte es mir nicht nur, sondern warnte mich auch. Doch ich wußte aus eigener Erfahrung zu gut, welches Gesindel dergleichen Gerüchte in Umlauf bringt, um mich abschrecken zu lassen; es sind jene hohlen Gesellen, die dem Mann von Geist ebensogut ihre ausgestopften Kleider schicken könnten und die, wenn er ihnen endlich die Tür weist, weil er vergebens irgendeine Lebensäußerung von ihnen zu erwarten hat, den Grund natürlich nicht in sich selbst, sondern in ihm suchen. Ich fand einen äußerst jovialen, alten Herrn, der meinte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den Kulissen versäumt habe und, nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davonlaufe; die Komödie meines Ruhms fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? Wir würden ohne Frage Freunde werden, wenn ich in Frankfurt lebte, diesmal wollte ich bloß eine Pflicht erfüllen, denn für einen Mann, der zu schreiben begann, als ich geboren wurde, bin ich der Herold der Nachwelt. Hier ist alles; in Weimar treffe ich den jungen Goethe nicht mehr und Dingelstedt noch nicht, ich werde mir also einfach die Reliquien besehen, soweit sie zugänglich sind, und am Nachmittag weitergehen."

Im Sommer in Gmunden geriet Hebbel in schwere Lebensgefahr, worüber er am 15. November an Uchtritz berichtet: „Als ich Ihren letzten Brief empfing, der mich in Gmunden traf und den ich unter einem meiner schwer beladenen Apfelbäume las, war ich in der besten Stimmung und wollte Ihnen gleich antworten. Den nächstfolgenden Tag wurde ich aber von einem Unfall betroffen, der meinen unmittelbaren Tod hätte herbeiführen können; vielleicht haben Sie es aus irgendeiner Zeitung erfahren, denn es ist trotz meiner Bemühung, es zu verhindern, einen vollen Monat später in die Blätter gekommen. Mir sprang nämlich beim Baden im Fluß von einer hohen Brücke herab ein Wahnsinniger auf den Rücken, was in den meisten

Das Hebbelhaus in Orth bei Gmunden

Fällen nicht ohne Rippenbruch und Erschütterung der Wirbelsäule abgeht. Ich kam mit einem Loch in dem Kopf, mir durch die Zähne des Menschen geschlagen, und einem starken Blutverlust davon, brauchte jedoch fünf bis sechs Wochen, bevor ich mich wieder völlig erholte und namentlich eine gewisse drükkende Dumpfheit des Gehirns los wurde, die mir die allergeringste geistige Anstrengung unmöglich machte."

Aber trotz dieser schweren Störung gelang es ihm, die erste Abteilung der Nibelungen-Trilogie zu vollenden, und außer der abschließenden Arbeit an „Mutter und Kind", das freilich erst zu Weihnachten 1858 erschien, sich aber schon in diesem Jahre den Tiedke-Preis erwarb, dichtete er noch fünf große Balladen und beschäftigte sich im Geist mit der Fortsetzung der Nibelungen und des Schillerschen Demetrius.

Der Frühling des Jahres 1858 brachte die Dichtung eines Operntextes für Rubinstein, die Hebbel hauptsächlich ihrer Einträglichkeit wegen unternommen hatte, die ihm aber außerdem „ganz neue Blicke in das Verhältnis der Musik zum Drama, ja in die Natur des Dramas selbst verschafft hat". Hebbel hat für diese Oper — „Ein Steinwurf" oder „Opfer um Opfer" — die sicher nicht gelungen ist, mehr eingenommen als für seine sämtlichen Jugendarbeiten — Judith, Genoveva, Maria Magdalena, erste Ausgabe der Gedichte und Diamant — zusammen, nämlich die ihm ungeheuer erscheinende Summe von 800 Fl. Uns erschreckt nicht sowohl die Höhe dieses Honorars als die Niedrigkeit der anderen!

Sonst verzeichnet Hebbel als Resultat dieses Jahres nur die Arbeit an den beiden Akten Demetrius und geht mit kurzen Worten über ein Erlebnis hinweg, das tief und einschneidend auch in seinen Folgen gewesen ist. Das war seine Reise nach Weimar, wo unter Dingelstedts Leitung die Genoveva aufgeführt wurde. Dingelstedt hatte gewünscht, daß die „beiden Majestäten Christine I und II" mitkommen sollten, aber das war aus allerlei Gründen nicht möglich, — und so schrieb Hebbel wunderbar lebendige ausführliche Berichte an die geliebte Frau nach Wien. Ganz besonders bereichert wurde ihm die

Zeit durch den regen und angeregten Verkehr mit Liszt und mit der Fürstin und der Prinzessin Wittgenstein. An diese, die ihm einen märchenhaften Eindruck machte, richtete er das schöne Gedicht „der Prinzeß Marie Wittgenstein", in dem er sein gegen die Russen gerichtetes Epigramm „Verschiedener Casus" zurücknahm. Wie zart und freundschaftlich diese Beziehung des Dichters zu der reizenden jungen Fürstin war, dafür ist bezeichnend der Brief an Christine vom 5. September 1859: „Jetzt sitze ich im Erbprinzen wieder an demselben Sekretär, an dem ich Dir im vorigen Jahre die Briefe schrieb, und im Tintengeschirr liegt noch dasselbe Stück Lack, mit dem ich sie siegelte. Am Samstagabend um fünf Uhr traf ich ein und ging sogleich, nachdem ich mich in einen leidlichen Zustand versetzt hatte, auf die Altenburg. Ein scheuerndes Mädchen sagte mir, daß Liszt spazieren gegangen, und daß die Fürstin nach Berlin verreist sei; sehr unmutig entfernte ich mich wieder, ohne nach der Prinzessin auch nur zu fragen, da ich voraussetzte, daß sie die Mutter begleitete. Ich ging in den Park, die Jenaer Straße hinauf, betrachtete mir Goethes kleines Haus am Stern, hinter dem das unsrige in Gmunden wenig zurücksteht, suchte die übrigen Reliquien auf und kehrte erst bei Anbruch der Nacht in meinen Gasthof zurück. Ein Reisewagen hielt vor der Tür, und die Kellner standen mit Lichtern am Schlag; als sie mich erkannten, meldeten sie mir, die Prinzessin Wittgenstein habe schon vor einer Stunde geschickt und lasse mich bitten, heraufzukommen. Ich war anfangs unschlüssig, ob ich so spät noch gehen sollte, ging zuletzt aber doch und fand sie mit ihrer Gesellschafterin allein bei der Lampe, das blasse Gesicht nicht, wie im vorigen Jahr, von einer Wolke dunkler Locken umgeben, sondern das Haar zurückgestrichen. Das machte sie mir schon etwas fremd, denn der Mensch, der sich selbst täglich verändert, prätendiert, daß sich um ihn herum nichts verändern soll; ich merkte aber auch bald, daß sie etwas auf dem Herzen hatte. So war es auch; als die Miß Anderson sich für einen Augenblick entfernte, teilte sie mir mit einer rührenden Verlegenheit mit, daß sie den größten Entschluß ihres Lebens

gefaßt und ihre Hand vergeben habe. Die Szene war höchst eigentümlich, und ich werde sie so bald nicht vergessen; es sprach keine glückliche Braut, die alles zu erlangen hofft, sondern ein gebrochenes, opferbereites Wesen, das viel zu verlieren fürchtet, und ich fühlte mich auf die seltsamste Weise an die Einkleidung der Nonne in Gmunden erinnert. So ist es auch; sie hat mir gestern, Sonntag, wo ich oben saß, in einem stundenlangen Gespräch unter vier Augen mit unbegrenztem Vertrauen und nicht ohne bittre Tränen die nackte Situation auseinandergesetzt, und wenn sie auch vielleicht zu viel wagt, so gereicht ihr Entschluß und ihr ganzes Benehmen ihrem Charakter doch im höchsten Grade zur Ehre. Ihr Verlobter ist der Fürst Hohenlohe, Adjutant des Kaisers von Österreich, sie kommt schon Anfang November nach Wien, und ich bin überzeugt, sie wird Dein ganzes Herz gewinnen. ‚Bleiben Sie mir gut' — sagte sie beim Abschied, ‚denn wahrscheinlich gehe ich noch heute fort, da ich die Wartburg sehen und einige Tage in Dresden bleiben möchte — und beurteilen Sie Konstantin mild.' Daß dies alles unter uns bleibt, versteht sich von selbst; ich freue mich außerordentlich über ihren entschlossenen Schritt, so bedenklich er auch in mancher Beziehung ist, denn wie es war, durfte es nicht bleiben."

So wurde Hebbel auf der Weimarer „Altenburg" vertrauter Freund, und die herzlichen Beziehungen dauerten auch noch fort, als die Prinzessin schon Fürstin Hohenlohe war, — sie war außer der Gattin Christine die erste, die die Nibelungen kennenlernte!

Am Weimarer Hof und von der großherzoglichen Familie wurde Hebbel nicht minder herzlich aufgenommen und gefeiert, und besonders rührte es ihn, als die alte Großherzogin Maria Paulowna, zu deren Einzug in Weimar Schiller die „Huldigung der Künste" geschrieben hatte, sich bei ihm entschuldigte, daß sie der Genoveva-Aufführung nicht beiwohnen könne. Mit einem Orden vom Großherzog Karl Alexander geschmückt, kehrte Hebbel nach anregungs- und genußreicher Zeit in die ihm neue selbsterworbene Heimat nach Orth zurück. Die äußeren Erfolge waren nicht nötig, um in ihm eine dankbare Glücks-

stimmung auszulösen, denn schon vorher, am 11. März, schrieb Hebbel den wundervollen Brief an Emil Kuh, der auch damals wieder in einem Mißverhältnis zu dem Meister stand, weil das tragische Verhängnis, das beide miteinander verband, zu einer Lösung drängte:

„Lieber Kuh! ‚Ihr habt mich schwach gesehen!' sagt Schillers Elisabeth. Daran will ich mich vis-à-vis Ihres letzten Briefes erinnern, denn sonst wüßte ich nicht, wie ich ihn beantworten könnte. Das geistige Bild, das Sie sich von mir machen zu müssen glaubten, um sich den Umstand zu erklären, daß ich nicht näher auf Ihre Legende einging, ist mir so ähnlich wie ein leibliches Porträt, was in dem Moment aufgenommen würde, wo ich gerade wegen eines Tritts auf meine Hühneraugen zusammenführe. Es mag einmal auf mich gepaßt haben in einer jener Stunden, wo der Mensch unter der ihm aufgelegten Last zu erliegen anfängt, und Sie hatten sich mir nahe genug gestellt, um in den Kampf zwischen der Selbstbeherrschung und dem Schmerz mit hineingezogen zu werden, ohne daß ich mir deshalb Vorwürfe zu machen brauchte. Jetzt aber verhält es sich zu mir und meinen Zuständen wie das ecce-homo-Antlitz zu dem Jubelgesicht des Heilands auf der Hochzeit zu Kana, denn ich gehöre zu den glücklichsten Menschen, die auf der Erde leben, mein innerer Friede wächst von Tage zu Tage, und da mein Glück nicht darauf beruht, daß mein kleiner Acker mir tausendfältige Frucht trägt, sondern darauf, daß ein Körnlein mir mehr ist wie andern eine ganze Ähre, was ich freilich einer Jugend verdanke, die mich früh den bescheidensten Maßstab an die Dinge zu legen lehrte, so brauche ich nicht einmal stark vor der Nemesis zu zittern. Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Tränen ins Auge treten; wenn ich meine Schale Kaffee trinke, so habe ich einen großen Genuß, wenn ich meinen Spaziergang mache, so habe ich ein Gefühl, als ob ich allein Beine hätte, ja, wenn ich des Mittags nach dem Essen das kleine Hündchen nach der Küche herüberhole und es mit fröhlichem Gebell um mich herumspringt, weil

es nun auch seinen Teil erwartet, so ergötze ich mich so, daß ich mich jedesmal ärgre, wenn das Tierchen von selbst kommt, weil eine der Mägde die Tür offen gelassen hat. Dabei komm ich mir gar nicht genügsam und demütig vor, sondern ich fühle mich überschwenglich mit allem, was ich als Mensch verlangen kann, gesegnet, und ich habe auch alle Ursache dazu, denn ich habe eine Frau, in der Gemüt und Seele fast verleiblicht sind, ich habe ein Kind, das sich aufs liebenswürdigste entwickelt, ich habe Freunde in allen Kreisen, und ich brauche nicht ängstlich mehr für die Zukunft zu sorgen. Wenden Sie mir ja nicht ein: das alles hattest du früher auch und empfandest den Fußtritt, den ‚schweigendes Verdienst vom Unwert hinnimmt', desungeachtet stark genug; zum Teil besaß ich diese Güter in einem viel beschränkteren Maß und dann kommt eben erst im reiferen Alter der Sinn für das wahre Glück, auch mußte ich meine Frau unter den miserablen Theaterverhältnissen nicht mehr leiden sehen und sie brauchte Zeit, um sich an das Unabänderliche zu gewöhnen.

Da nun ‚Verstimmungen', wie Sie sie supponieren, bei mir gar nicht mehr vorkommen, so kann mein letzter Brief an Sie aus einer solchen auch nicht hervorgegangen sein; selbst wenn ich ihnen noch unterläge, würde die Voraussetzung nicht Stich halten, denn ich schicke nie etwas Unangenehmes in die Ferne und schreibe lieber gar nicht, wenn ich meiner selbst nicht sicher bin. Was in aller Welt hätte mich aber auch gegen Sie verstimmen sollen? Daß Sie mit meiner Beurteilung Ihrer Erzählung nicht zufrieden waren? Allerdings betrachte ich die Sache in jeder Beziehung anders wie Sie, doch über die Richtigkeit meiner Ansicht kann Sie nur die Erfahrung belehren; einstweilen daher nur das Eine, daß ich mit der Gutzkowschen Kritik meiner Gedichte, die Sie so aufbrachte, ganz gut zufrieden bin und dies nicht bloß aus psychologischen Gründen, die mich von niemand fordern lassen, was nicht in seiner Natur liegt. Das konnte ich vernünftigerweise in jedem Fall nur bedauern, wie man es bedauert, jemand Verdruß bereitet zu haben, dem man eine Freude zugedacht hatte, womit jedoch durchaus nicht

gesagt sein soll, daß ich nach einer solchen Aufnahme meines guten Willens nicht durch Vernunft und Verstand bestimmt worden sein kann, da zu schweigen, wo ich sonst vielleicht gesprochen hätte. Vernunft und Verstand haben aber mit Verstimmungen nichts zu schaffen, und wenn ich auch nicht mit Ihnen ausrufen will: ‚ist es nun in Ordnung?', so muß ich doch wünschen, die Resultate meiner Menschen- und Mannesbildung nicht mit Launen oder Grillen verwechselt zu sehen. Ebenso gewaltsam und überhin eilend wie in diesem Punkt interpretieren Sie aber meinen ganzen Brief, z. B. mein harmloses Wort über Ihre Dialektik und noch ärger meine Freude über die Mitteilung Ihres Onkels; könnten Sie denn nicht einen kleinen Übersetzer-Posten bei irgendeinem Journal haben, zu bescheiden, um in die Ferne darüber zu schreiben, aber hinreichend, um ein Zehntel der Bedürfnisse zu decken? Wer schreibt denn über alles, wer kann's und wer verlangt's? Ich am allerwenigsten.

Ich hoffe, daß Sie das Gewicht dieses Briefes zu würdigen wissen und über sich selbst lächeln, indem Sie ihn lesen; wäre es nicht der Fall, so würden wir uns nicht mehr verstehen und bessere Zeiten abwarten müssen. Mir fällt es nicht ein, in Ihre treue Teilnahme einen Zweifel zu setzen; es darf Ihnen aber ebensowenig einfallen, die meinige zu bezweifeln. Ich bin fest und unveränderlich, denn ich bin alt, Sie sind beweglich, denn Sie sind jung; das erwägen Sie, so sind Ihnen alle Rätsel wenn nicht gelöst, so doch in ihrer Möglichkeit und Notwendigkeit motiviert."

Das Jahr 1859 brachte einen schweren Angriff von Hebbels altem Feind, dem Rheumatismus, für den man damals noch die Krankheit hielt, die Hebbel in der Jugend erworben und die ihn zu früh zum Tode führen sollte. Aber er widerstand tapfer und fand Hilfe, wo nur eine Natur wie Hebbels sie finden konnte, bei den Tieren. Er schreibt an Werner am 9. August 1859: „Ich will nicht von Gmunden scheiden, ohne mir auch gegen Sie meiner Briefschuld entledigt zu haben. Es ist schon der fünfte Sommer, den ich hier zubringe und der schönst

von allen, denn jeder Tag ist ein goldener Teller, unschätzbar an sich, wenn auch nicht immer silberne Äpfel daraufgelegt werden. Dennoch habe ich diesmal nicht allzuviel gute Stunden genossen, da ich einen hartnäckigen Rheumatismus abzuwarten hatte, der trotz der ungewöhnlichen Hitze und der Solbäder noch immer nicht weichen will, wenn er auch weniger empfindlich ist. Es ist ein verzweifelter Zustand, durch körperliche Unbehilflichkeit von dem großen Festmahl des Jahres ausgeschlossen zu sein, den man aber im Angedenken an Polykrates schweigend ertragen muß. Wundern werden Sie sich, wenn ich hinzufüge, das der Besitz eines Eichkätzchens mir die durch meine Lage gebotene Resignation bedeutend erleichtert; nichtsdestoweniger ist es der Fall. Ich war von Jugend auf ein Tierfreund, und in meiner Kindheit gehörte es zu meinen größten Freuden, den treuen Hauspudel einmal mit ins Bett nehmen zu dürfen, was mir freilich nur gestattet wurde, wenn ich krank war. Auch auf der Universität befand sich der ‚treffliche Scholar des Studenten' immer an meiner Seite, so sehr ich mich auch einschränken mußte, und um ihm sein Recht werden lassen zu können, mußte ich auf manchen ‚kühlen Trunk' Verzicht leisten. Auf meinen Reisen ging das nun allerdings nicht mehr, da ich mich aus besonderen Gründen niemals eigener Equipage bediente, auch stumpfte sich, so sehr hängt der Mensch an seinen Eindrücken und so notwendig sind sie ihm, mein Interesse für die Tierwelt nach und nach ab, doch trat zu keiner Zeit jene verruchte Gleichgültigkeit an die Stelle, die in all den bunten rätselhaften Physiognomien, die uns umgaukeln, das Gottessiegel gar nicht mehr erblickt und zwischen dem, was frei auf seinen Füßen einherhüpft, und dem, was in Nürnberg aus Holz geschnitzt wird, nur noch der ‚willkürlichen Bewegung' halber einen Unterschied macht. Im vorigen Jahr schenkte meine Frau mir nun dies Eichkätzchen, so jung, daß es wohl volle vier Wochen viele Stunden des Tages in meiner Achselhöhle verschlief, die es wegen der Wärme allen übrigen Nestern vorzog, und so braun, als ob es unmittelbar aus einer blanken Kastanie herausgesprungen wäre. Dies zierlichste aller Geschöpfe hat sich nun so an uns

gewöhnt, daß es nicht bloß bei jeder unserer Mahlzeiten mit auf dem Tisch sitzt und seinen Anteil dahinnimmt, sondern uns aus Dankbarkeit sogar, das höchste innere Behagen mit dem Schwänzchen ausdrückend, die Hände und das Gesicht mit seiner roten sammetweichen Zunge leckt, ja, alle Morgen in die Bäume des hiesigen Gartens gesetzt, rasch von einem zum andern die Runde macht und dann zu mir zurückkehrt, die Vögel fürchtend und von ihnen geneckt. Dabei unterscheidet es aufs schärfste zwischen uns, mir und meiner Familie, und Fremden; wir dürfen es in dunkelster Nacht aus dem tiefsten Schlaf nehmen, ohne daß es einen Laut von sich gibt, versucht es ein anderer, wär's auch die bekannte Magd, so fängt es zu beißen und kratzen an. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr mich das alles rührt, besonders hier und jetzt; ich sehe, wie durch ein Astloch, in die Mysterien der Natur hinein, und mir kommt vor, als ob das Tier erst durch den Menschen würde, was es werden kann, aber freilich nicht dadurch, daß er es zu willkürlichen Zwecken dressiert, sondern dadurch, daß er ihm seine uneigennützige Liebe und Teilnahme zuwendet. Auch begreife ich jetzt alles, was man von Jägern und Vogelstellern erzählt. Doch wozu dieser ganze Brief? Man kann das nur sehen und erfahren, nicht glauben."

Was ihm diese Tierchen bedeuteten, darüber berichtet auch Kulke: „Wie unter den Blumen die Veilchen, so liebte Hebbel unter den Tieren ganz besonders die Eichhörnchen. Im Jahre 1861 hatte er zwei solche Tierchen bei sich, von denen das eine bereits drei Jahre in seinem Hause lebte. Dieses — das ältere — war an ihn, an seine Frau und seine Tochter so gewöhnt, daß es gar possierlich von dem einen zum andern hüpfte. Gar manchmal kam Frau Hebbel ins Zimmer und ein Eichhörnchen hing an ihr; gar manchmal ging ich mit Hebbel stundenlang in ernstem Gespräche in seinem Zimmer auf und ab und ein Eichhörnchen saß auf seiner Schulter. ‚Sehen Sie, dies eine, dies ältere' — sagte er mir einmal — ‚versteht alles, was ich mit ihm spreche. Ich liebe dieses Tier außerordentlich. Die Eichhörnchen sind im Volksglauben verwunschene Menschen; sie

repräsentieren aber in Wirklichkeit durch ihr behendes Wesen das Elfenhafte und mögen die Veranlassung gewesen sein zum Elfenglauben, wie die Maulwürfe zum Glauben an Gnomen.'

Hebbel wohnte zu jener Zeit (1861) in der Stadt unter den Tuchlauben beim ‚Kühfuß'. Im Oktober dieses Jahres machte er eine Reise nach Norddeutschland. Die Abwesenheit des Dichters wurde von seiner Frau dazu benutzt, die Übersiedlung vorzunehmen. Als Hebbel von seiner Reise zurückkam, fand er seine Wohnung in der Roßau (Liechtensteinstraße). Kurze Zeit nach seiner Rückkunft fand ich ihn eines abends sehr mißmutig und niedergedrückt. Auf meine Frage über die Ursache dieser Stimmung entgegnete Hebbel: ‚Ja, ich habe, seitdem wir uns das letztemal gesehen, einen großen Verlust erlitten! Mein Eichhörnchen, das liebe Tier, ist gestorben.' — ‚Doch das jüngere!' sagte ich, da ich wußte, daß sich dies in seine Gunst noch nicht so eingenistet hatte; er aber antwortete: ‚Ja, wenn es das jüngere wäre, so würde ich mir nicht so viel daraus machen, aber das Tier war so klug und gewöhnt an mich.' Hierauf zeigte er mir dasselbe bereits ausgestopft am Fenster stehen und fügte hinzu: ‚Wenn mir der Arzt nicht die Versicherung gegeben hätte, daß meine Vermutung eine unrichtige sei, so würde ich dieses Quartier verwünschen! Denn ich meinte, daß sich das Tier beim Umziehen erkältet habe!' Wir gingen hierauf spazieren und sprachen allerlei; aber durch alle seine Reden klang immer ein Ton der Wehmut durch; er konnte den Gedanken an das verlorene Eichhörnchen nicht loswerden. Als wir uns nachher verabschiedeten, kam er ausdrücklich wieder auf das Thema zurück und sagte: ‚Glauben Sie mir, ich werde den ganzen Winter hindurch den Schmerz nicht verwinden können.'

Für das oben erwähnte im Jahre 1861 gestorbene Eichkätzchen brachte sich Hebbel im darauffolgenden Jahre (1862) ein neues aus Gmunden mit. Am 19. September abends begleitete ich Hebbel, seine Frau und Tochter; wir gingen, um für das neue Eichkätzchen einen großen Käfig zu kaufen. Der Hund lief mit. Auf dem Rückwege trennten sich die beiden Damen von uns und der Hund sprang unschlüssig hin und her; er wäre

gerne nach beiden Richtungen hin mitgegangen, denn er war an die Damen ebenso gewöhnt wie an den tierfreundlichen Dichter. Wir hatten endlich Mühe, ihn bei uns zu behalten. Durch diesen Umstand kamen wir wieder auf die Tiere und Hebbel sprach bei dieser Gelegenheit die folgenden merkwürdigen Worte aus: ‚In diesem Punkte bin ich ein Indier. Wer ein Tier, nicht die Gattung, sondern ein Individuum, liebt, dem wird das Tier sehr viel vom Weltgeheimnis und von der Natur offenbaren. Ich habe meinem Eichkätzchen mehr zu danken als dem Studium der Naturwissenschaft.'" Und Kulke knüpft daran die Frage: „Was ist das nun für ein Mensch, der so empfindet! Was sind alle Äußerlichkeiten im Umgang gegen diese Tiefe des Gefühls!"

Gerade in den nun folgenden Jahren der Vereinsamung nach dem Bruch mit Kuh gewannen die Tiere eine besondere Bedeutung. Bei dem Tod des ersten Eichkätzchens schrieb er am Ende seiner leidenschaftlichen Klage um das Tierchen in sein Tagebuch: „Du warst mir Ersatz für die Verräter, die mich auf so niederträchtige Weise verließen; dich hat die Natur zurückgefordert, und gewiß bist du ungern gegangen." Und als einige Monate später ein zweites sehr geliebtes Eichhörnchen starb, da klagte er: „Von den Menschen getäuscht, bin ich zu den Tieren geflohen, wie bitter, daß mir keines bleibt!" —

Wie qualvoll grade für Hebbel die Ruhe war, zu der sein Leiden ihn verdammte, das drückt er humorvoll aus in dem Brief an Glaser vom 25. Juli 1859: „Lieber Freund! ‚Der Herr hat nicht Gefallen an der Stärke des Rosses noch an jemandes Beinen!' Kennen Sie diesen Spruch? Wie oft habe ich ihn in der Jugend aufgesagt, ich muß ihn aber nie gehörig beherzt haben, sonst würde es mir jetzt wahrscheinlich nicht so übel ergangen sein. Über vierzehn Tage habe ich liegen müssen, bald auf dem Sofa, bald auf den Holzbänken meines kleinen Pavillons, bald unterm Apfelbaum und Christus ging nicht vorüber und sprach: nimm dein Bett auf und gehe heim! Das war die Strafe meiner früheren Sünden, die ich jetzt aber auch ohne Hinterhalt bekenne und aufrichtig bereue; ich war, obgleich in

allem übrigen so bescheiden, wie man es von einem Menschen verlangen kann, der fortfahren soll, Essen und Trinken zu sich zu nehmen, auf meine langen Beine etwas stolz, ich forderte, wie Sie wohl leider selbst wissen, zuweilen die ganze österreichische Armee im Marschieren heraus und dafür habe ich endlich die gebührende Züchtigung empfangen. Da ist meine Beichte; möge sie ein gnädiges Ohr finden, denn dessen bedarf ich noch gar sehr, da ich, wenn mein Zustand sich auch gebessert hat, doch noch weit von der Herstellung entfernt bin! Ja, ich will äußerst zufrieden sein, wenn mein Übel nur überhaupt zu den vorübergehenden gehört."

Trotzdem vermochte es Hebbel, der doch nur im Gehen dichten konnte, in diesem Jahr nicht nur die Nibelungen mächtig zu fördern, sondern auch den dritten Akt des Demetrius zu gestalten. Außerdem entstanden eine Menge Gedichte und Aufsätze. Aber, wie er selber schreibt, „der Gemütszustand war sehr finster, im Winter die Arbeitsunfähigkeit groß, und mit tiefer Reue gedenke ich so mancher heftiger Aufwallung gegen die Meinigen, die selbst durch Krankheit nicht zu entschuldigen ist, und die meine teure Frau mit Engelgeduld ertrug. Freilich war ich fest überzeugt, daß ich nie wieder gesund werden würde, und wer mir die Beine nimmt, der nimmt mir auch den Kopf. Ich habe dies alles aufgezeichnet, weil ich wohl leider auf die Wiederkehr des Zustands rechnen muß, und dann an meinen Erinnerungen eine Richtschnur zu haben wünsche, die mir diesmal fehlte; die ganze Epoche dauerte zirka acht Wochen."

Als Hebbel in diesem Jahr den kurzen schon erwähnten Besuch in Weimar machte, verweilte er auf der Rückfahrt in Dresden, wo er nach manchem Jahr Gutzkow wiedersah, aber wegen Emil Kuh, den Gutzkow einen „Kommis", dem die akademische Bildung mangle, zu nennen beliebte, mit ihm hart aneinander geriet. Auf dieser Fahrt machte er eine Bekanntschaft, die noch nachwirken sollte durch die Korrespondenz, die sich daran knüpfte, die mit dem Pastor Luck, einem Jugendfreund von Georg Büchner.

Die ersten Wochen des Jahres 1860 brachten den Bruch mit

Emil Kuh und im Anschluß daran einige Monate später den mit Debrois van Bruyck. Die Wirkung war erschreckend. Wochenlang quälte Hebbel eine „furchtbar konsequente" Migräne. Am 1. Februar schrieb er ins Tagebuch: „Bei der letzten Vorstellung des Lear war ich mit Emil Kuh im Theater; es sind keine drei Wochen. Die Vorstellung regte uns beide an zu lebhaftem Gespräch. Gestern abend sah ich Lessings Emilia Galotti; Emil Kuh kam auch, saß dicht vor mir und grüßte mich nicht. Es war für mich die Reprise des Lear, nur, daß er diesmal nicht auf der Bühne, sondern im Parterre spielte. Ich habe durch diesen Menschen, wegen dessen ich mich noch vor einigen Monaten mit Gutzkow auf Tod und Leben entzweite, weil er ihn einen Kommis nannte, schweres Unrecht erlitten und gründlich erfahren, wie bitter der Undank ist. Aber ich habe es mir, obgleich ich vierzehn Tage lang keine Nacht schlief und dem Typhus nahe war, doch dadurch zu versüßen gewußt, daß ich es als eine Art von Kompensation für das Unrecht betrachtete, das ich selbst begangen haben mag, und dadurch wirkliche Erleichterung gefühlt. So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele."

Da war die Wunde frisch und blutend. Sie sollte nie vernarben. Noch am 23. Mai 1863 dichtete er den „Epilog zum Timon von Athen", der grausam ausspricht, was in dem Dichter wühlte. Erst im November 1863, wenige Wochen vor seinem Tode, erfolgte die Aussöhnung; Kuh kam, den hoffnungslos Kranken zu besuchen. Hebbel empfing ihn, als wären nicht Jahre seit ihrem letzten freundschaftlichen Zusammensein vergangen. Es muß für Kuh ein erschütterndes Wiedersehen gewesen sein, und es ist kaum zu erfassen, wie er, ohne diese Aussöhnung, an die schwere Aufgabe hätte herantreten sollen, Hebbels Biographie zu schreiben.

Trotz dieser seelischen Kämpfe, die ihn aus aller Produktion herausrissen, verzeichnet Hebbel am 22. März im Tagebuch: „Ebe... abends 7 Uhr, schreibe ich die letzten Verse des fünften Akts von Kriemhilds Rache nieder. Draußen tobt das erste Frühlingsgewitter sich aus, der Donner rollt und die blauen Blitze zucken durch das Fenster, vor dem mein Schreibtisch steht. Beende...

wenn nicht vollendet. Die Hauptszene fiel auf meinen Geburtstag, mir immer ein schönes Zeichen fürs ganze Jahr. Oktober 1855 begann ich." Noch zwei volle Jahre arbeitete er daran, bis er es auch „vollendet" nannte, das heißt, bis er nicht mehr zu bessern und zu ändern wußte.

Eine Woche später schreibt er an Dingelstedt: „Ob es mir gelungen ist, die Basreliefs des alten Liedes von der Wand abzulösen, ohne ihnen ihren Charakter zu nehmen, und ihnen genug, aber nicht zuviel Eingeweide zu geben, muß sich nun zeigen." Der Fürstin Marie Hohenlohe schickte er dann das Stück, „mit dem sich eine siebenjährige Tätigkeit abschloß".

Wie schon im Moloch interessierte es ihn auch hier, „ein Volk zu zeichnen, wenn es erst stammeln lernt". Was in dem wunderbaren alten Lied an vollem, wahrem Leben herauszuschöpfen war, das suchte er für die Bühne zu gewinnen. In ihm selbst war etwas — und nicht nur in seiner lebenstörenden „Berserkerwut" — von dem alten Reckengeist lebendig, darum wurden auch die Helden des Nibelungenliedes durch ihn zu neuem Leben erweckt. Ohne sich in Mystizismus zu verlieren, der bei diesen im Helldunkel der Welt dämmernden Dichtungen eine nahe Gefahr ist, ist er niemals zu dicht in unseren Alltag hineingeraten. Aber er hat das Gedicht auch nicht in jene unergründbare Region des Wunders gehoben, in das Reich der Mythe, sondern er hat es zu einem neuen lebendigen Kultureigentum für uns gemacht. Hebbels Nibelungen sind nicht Bibliotheksschatz für wissenschaftlich und germanistisch Gebildete, sie sind warmes künstlerisches Leben für alle Genußempfänglichen. Hebbel charakterisiert das selbst in einem Brief an Siegmund Engländer vom 23. Februar 1863: „Was nun Ihr Bedenken gegen den Realismus des Gyges und der Nibelungen anlangt, so setze ich den Realismus hier und überall ausschließlich in das psychologische Moment, nicht in das kosmische. Die Welt kenne ich nicht, denn obgleich ich selbst ein Stück von ihr vorstelle, so ist das doch ein so verschwindend kleiner Teil, daß daraus kein Schluß auf ihr wahres Wesen abgeleitet werden kann. Den Menschen aber kenne ich, denn ich

bin ſelbſt einer, und wenn ich auch nicht weiß, wie er aus der Welt entſpringt, ſo weiß ich doch ſehr wohl, wie er, einmal aus ihr entſprungen, auf ſie zurückwirkt. Die Geſetze der menſchlichen Seele reſpektiere ich daher ängſtlich, in bezug auf alles übrige aber glaube ich, daß die Phantaſie aus derſelben Tiefe ſchöpft, aus der die Welt ſelbſt, das heißt, die bunte Kette von Erſcheinungen, die jetzt exiſtiert, die aber vielleicht einmal von einer andern abgelöſt wird, hervorgeſtiegen iſt. Mir ſind die Nibelungen demnach nicht der Aberglaube der deutſchen Nation, wie Ihnen, ſondern, wenn Sie mir einen Ausdruck geſtatten wollen, den ich nur Ihnen gegenüber zu gebrauchen wage, ein Sternbild, das nur zufällig nicht mit am Sternenhimmel funkelt. Doch dies iſt ein Punkt, den man brieflich nur berühren kann, aber die Einſchränkung, die ich mir auf der einen Seite auflege, wenn ich auf der andern gewiſſermaßen ins Grenzenloſe hinausſteure, will ich doch noch markieren. Nie geſtatte ich mir, der dunklen Region unbeſtimmter und unbeſtimmbarer Kräfte, die ich hier vor Augen habe, ein Motiv zu entlehnen; ich beſchränke mich darauf, die wunderbaren Lichter und Farben aufzufangen, welche unſere wirklich beſtehende Welt in einen neuen Glanz tauchen, ohne ſie zu verändern. Der Gyges iſt ohne Ring möglich, die Nibelungen ſind es ohne Hornhaut und Nebelkappe; prüfen Sie, Sie werden es finden."

Hebbel hatte es nicht leicht mit dieſem Werk, deſſen Stoff außer ſeinem großen Altersgenoſſen Richard Wagner auch noch viele kleinere Zeitgenoſſen behandelt hatten. Das Raupachſche Nibelungendrama hatte ihm den Anſtoß zur Beſchäftigung mit dieſer Dichtung gegeben, denn in der „Kriemhild" hatte er ſeinerzeit Chriſtine zum erſtenmal geſehen. Das Geibelſche Drama trat bei Theatern und Verlegern gleichſam als Konkurrenz auf, die er freilich nicht zu ſchwer nahm, wie aus einem Brief an Kuh vom 13. Dezember 1857 hervorging: „Geibel hat mich mit ſeiner Brunhild nicht niedergeſchmettert, wenn ich auch den großartigen Sinn, in dem er das Souveränitäts- und Majeſtätsrecht des Dichters ausübt, aufrichtig bewundere und mit Staunen ſehe, daß das alte Lied mit ſeinen grimmigen

Helden nicht anders für ihn existiert wie eine tausendjährige Eiche für den Galanteriedrechsler, der sie um ein Billiges an sich gebracht hat. Das Klotzige und Ungeschlachte hat er, wahrscheinlich aus freundschaftlicher Rücksicht auf mich, und weil er mir doch auch eine kleine Beschäftigung gönnt, alles liegen lassen, so daß wir uns, da ich auch nicht die kleinste Versuchung spüre, mich an seinem Eigentum zu vergreifen, gegenseitig, wie es edlen Sangesbrüdern ziemt, nicht im mindesten beeinträchtigen. Sie sehen, ich fasse die Konkurrenz, auch jetzt noch, wo der Gegner bereits in voller Waffenrüstung vor mir steht, von der spaßhaften Seite; doch hat die Sache auch ihren Ernst. Zunächst ist mir durch das Produkt bei Cotta für das meinige die Tür verschlossen, und dann werden die Rezensenten, die nicht den Mut haben, es zu loben, was kaum möglich sein dürfte, gewiß nicht ermangeln, das Mißlingen aus der Aufgabe selbst, aus der Beschaffenheit des Stoffes abzuleiten und mir dadurch beim Publikum den Weg zu verlegen."

Aber sein Stück bahnte sich doch den Weg. Mit unendlicher Bescheidenheit hatte er sich, diesem Werk gegenüber, mit einem Küster verglichen, der eine wundervolle alte Uhr wieder in Gang setze. Dies wies Uechtritz zurück, der die Motivierung, die seelische Vertiefung pries und bewunderte.

Der strenge Gervinus, dessen Kritik Hebbel besonders wertvoll war, schrieb ihm, wie sehr er die Kunst der Charakterisierung bei Hebbel, überhaupt und in diesem Werke besonders, schätze, wenngleich er die Wahl des Stoffes an sich von seinem Standpunkt aus verwerfen mußte.

So klar sich Hebbel darüber war, daß er in den Nibelungen „den dramatischen Schatz des alten Gedichtes für die reale Bühne flüssig gemacht" habe, so bewußt war er sich auch, wie groß die Aufgabe einer Aufführung sei. Dingelstedt, der Freund, der sich so sehr um die Aufführung von Hebbels Werken bemüht hatte, während Laube, der Feind, sie immer von der Bühne ferne hielt, faßte den Plan, das Gedicht in Weimar zur Aufführung zu bringen. Hebbel zögerte, hielt die Sache für zu schwierig, wollte Dingelstedt von seinem Versprechen entbinden.

Aber es kam doch dazu, und schon am 31. Januar 1861. Und Hebbel, den der Großherzog eingeladen hatte, wohnte der Aufführung des ersten Teils, der Siegfried-Tragödie, die einen gewaltigen Erfolg hatte, selber bei. Schon im Mai wurde die ganze Trilogie, und diesmal mit Christine als Brunhild und im letzten Teil als Kriemhild, aufgeführt, wieder mit einem ungeheuren, durchgreifenden Erfolg. Christine hatte wegen dieses Urlaubs, der auf unmittelbare Verwendung des Großherzogs beim Kaiser ihr gewährt worden war, große Schwierigkeiten bei der ihr ungeneigten Direktion und Intendantur der Burg — und so war es nicht verwunderlich, daß mit einer eventuellen Übersiedlung der ganzen Familie Hebbel nach Weimar gerechnet, daß ein Engagement Christinens in Weimar in Aussicht genommen wurde. Die Möglichkeit, Wien zu verlassen, wo man Christinen mit der Entlassung drohte, wo sie und Hebbel bei jeder Gelegenheit chikaniert und zurückgesetzt wurden, wo Hebbel sich vereinsamt fühlte, war verlockend. Aber es kam doch nicht dazu. Hebbel hat immer angenommen, daß in Weimar Dingelstedt, der vielleicht aus persönlicher Eitelkeit den allzu starken Einfluß Hebbels in der kleinen Residenz fürchtete, die nicht leicht Zweien eine Wirkungssphäre nebeneinander bot, seiner Ansiedlung entgegengearbeitet habe. In Wien war man nicht geneigt, ihn und Christine fortzulassen. Man wollte nicht, daß der berühmte deutsche Dichter gewissermaßen unter auffallenden Umständen, die sicher die Presse beschäftigt hätten, Österreich verlasse. Man nahm sich alle Mühe, ihn an die Kaiserstadt zu fesseln. Und wenn auch die neuen Bande einer ästhetischen Professur an der Wiener Universität nicht geschlungen wurden, — gegen seine Neigung und Überzeugung mußte Hebbel doch bleiben, weil in Weimar zu viel dagegen sprach, was ihm Dingelstedt alles „in freundschaftlicher Teilnahme", und trotz all seiner Abreden intrigierend, mitzuteilen bestrebt war.

Aber die Nibelungen hatten „mehr Erfolg wie je ein Werk von mir, in der Presse wie auf dem Theater". In Berlin und in Schwerin, in München wurden sie gegeben, auch Dresden plante eine Aufführung, die nur durch Bogumil Dawison verhindert

Hebbels ähnlichſte Photographie

Hebbel in den letzten Lebensjahren

wurde. Da mußte sich endlich auch das Wiener Burgtheater dazu entschließen, am 19. Februar 1863 wurden die beiden ersten Teile der Trilogie zuerst gespielt — mit gewaltigem Erfolg. Hebbel kam in Mode; die Jugend scharte sich um ihn, er war durchgedrungen, er hatte gesiegt.

An diesen inneren und äußeren Sieg knüpfte sich aber erst noch eine Kontroverse, die, durch die Nibelungen zwar hervorgerufen, nur in losem Zusammenhang mit ihnen stand. Es war die Religiöse mit Üchtritz, die dann in anderer Art auch mit dem Pfarrer Luck, den Hebbel auf seiner Weimarer Reise in Dresden kennengelernt hatte, ausgefochten werden mußte. Üchtritz hatte sich in seinem Gefühl als offenbarungsgläubiger Christ durch einige Gedichte von Hebbel verletzt gefühlt, ganz besonders durch „Virgo et Mater" und durch das seltsame, tiefe „Vater unser". Gerade von diesen ist es am erstaunlichsten, weil sie der christlichen Ethik und Mystik sehr gerecht zu werden scheinen. Als Hebbel ihm nun später den Anfang der Nibelungen-Tragödie mitteilte, schloß Üchtritz aus Hagens Rede in der ersten Szene des Vorspiels, daß das ganze Stück auf eine christentumfeindliche Tendenz hinauslaufen könnte, und äußerte sich in diesem Sinn. Hebbel beantwortete seinen schönen, ausführlichen Brief in zwei ebenso schönen und inhaltsreichen, in denen er seine Stellung zum Christentum, zur Religion und zur Kunst auseinandersetzte; der erste war am 25. Mai, der zweite am 15. November 1857 abgefaßt:

„Ihr letzter Brief, mein teurer Freund, ist allerdings sehr ernster Natur und ohne Zweifel sind Sie auf eine ebenso ernste Erwiderung von meiner Seite gefaßt. Nicht, als ob ich glaubte, daß zwischen Ihrem absolut christlichen und meinem Standpunkt eine Vermittlung möglich wäre, wenn die ethische nicht ausreicht, die Christus selbst zu genügen schien, als er das Wort aussprach: ‚An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!' Das ist mir nie in den Sinn gekommen und kann mir jetzt am allerwenigsten einfallen. Wenn ich die Differenz, die uns trennt, noch einmal berührte, so geschah es, weil Sie nach Ihren Ausstellungen gegen gewisse Produktionen von mir einen Respekt

für die christliche Mythologie (stoßen Sie sich nicht an diesen Ausdruck, den ich nur wiederhole, um mich über ihn zu erklären) bei mir vorauszusetzen schienen, den ich nicht haben konnte und nicht zu haben brauchte. Was hätte Sie in ethisch-reinen, die Selbstkorrektur der Welt abspiegelnden Gedichten wie ‚Vaterunser', ‚Virgo et mater' usw. verletzen können, wenn nicht der Gebrauch, den ich in dem einen vom Vaterunser und in dem anderen von der Madonna machte? Und wenn es mir vor einer Reihe von Jahren nicht gelang, Arnold Ruge darüber zu beruhigen, daß ich, wie er sich ausdrückte, meine tiefsten Ideen an diese ‚weltgeschichtlichen Fratzen' anknüpfte, so glaubte ich doch, mich mit Ihnen leichter darüber zu verständigen, daß ich diese tiefsinnigen Symbole in meinen Kreis hineinzöge. Religiös-unnahbar können sie mir ja nicht sein wie dem Offenbarungsgläubigen, der sich ihrer freilich so wenig in meinem Sinn bedienen darf wie des Abendmahlkelchs zum Trinken, und Willkür und Vorwitz liegt doch auch nicht drin, wenn ich sie vorzugsweise anwende, da sie aufs untrennbarste mit der jetzigen Weltanschauung verbunden und darum jedermann, dem letzten wie dem ersten, zu jeder Zeit klar und gegenwärtig sind. Ich dachte, der kleinste Fingerzeig von meiner Seite würde Ihnen diese ganze Gedankenreihe erleuchten und Sie überzeugen, daß Ihrem Tadel eine Forderung zugrunde läge, die ich ablehnen dürfe. Statt dessen rücken Sie die Differenz wieder selbst in voller Schneide in den Vordergrund, und nun ich nachgewiesen habe, daß dies ohne meine Schuld geschehen ist und daß ich unserem Kompromiß nicht untreu geworden bin, muß ich antworten. Die Wahrheit wollen wir alle beide; Sie glauben, sie zu besitzen, ich suche sie und bitte nur überzeugt zu sein, daß nicht die Herren Strauß usw. aus mir reden, sondern daß ich so unabhängig von diesen wie von den Kirchenvätern, die Sie mir zitieren, mein ureigenstes Denken ausspreche. Das Resultat, das mir aus allen Sphären entgegentrat, ist allerdings, daß der Mensch das Herz der Welt so wenig zu sehen bekommen wird als sein eigenes und daß es sein heiligstes Recht ist, sich den allmächtigen Pulsschlag, den er fühlt, auf seine Weise

auszulegen. Wo man dies bestreitet, da ist der Papst und mit dem Papst auch der Großinquisitor fertig; wo man es einräumt, da ist das Individuum gegen einen Zwang, der nur zur Verknickung oder zur Heuchelei führen kann, geschützt und die sittliche Ordnung der Dinge nicht im mindesten gefährdet. Dies hätte ich zu beweisen.

Wer sich nicht einspinnt in unbestimmte Gefühle, der muß sich sagen, daß es sich bei den unberechenbaren historischen Enthüllungen auf der einen Seite und den Schwindel erregenden Fortschritten der Naturwissenschaften auf der anderen in unserer Zeit gar nicht mehr um das Verhältnis der Religionen untereinander handelt, sondern um den gemeinschaftlichen Urgrund, aus dem sie alle im Laufe der Jahrhunderte hervorgegangen sind, um das Verhältnis der Menschen zur Natur und um seine Abhängigkeit oder Unabhängigkeit von ihren unerbittlichen Gesetzen. Ob der Christ oder der Jude oder der Buddhist recht haben, muß so lange unentschieden bleiben, bis ausgemacht ist, ob der Mensch die vornehme Ausnahme wirklich bildet, für die er sich hält. Die Wage und das Messer haben nun zu höchst bedenklichen, ja furchtbaren Resultaten geführt, und mit dem obligaten: ‚Der Herr sprach', aus Büchern entlehnt, die man seit Entdeckung der Keilschrift weit über den Berg Sinai hinaus bis zu ihren letzten Quellen verfolgen kann, wird keiner die Männer, die sie handhaben, noch zum Schweigen bringen wollen. Wenden Sie mir ja nicht ein, der Materialismus sei alt und in den Herren Helvetius, Holbach usw. längst zurückgeschlagen; er ist neu in den Gründen, und wer sich mit diesen nicht etwa durch Moleschott und Vogt, sondern durch die ernstesten und parteilosesten Forscher bekannt und vertraut macht, der wird es sich nicht verhehlen können, daß von allen Faktoren der Menschennatur nur das Gewissen als unzerstörte und, wie ich glaube, unzerstörbare Burg des Spiritualismus übriggeblieben ist. Denn das Gewissen steht mit den sämtlichen Zwecken, die sich auf dem Standpunkt des Materialismus für die Menschen ergeben, in schneidendem Widerspruch, und wenn man auch versuchen mag, ihm den Geschlechtserhaltungstrieb

im Sinne eines Regulators und Korrektivs des individuellen zugrunde zu legen, was gewiß früher oder später geschieht, falls es noch nicht geschehen sein sollte, so wird man es dadurch so wenig erklären als aufheben, oder steht es nicht fest, daß die Faktoren sich im Produkt nur steigern nicht verändern? Das Gewissen weiß aber nur von gut und böse, von Recht und Unrecht, es stellt keine einzige Glaubensforderung, nicht einmal die allgemeine, geschweige eine positive, es gewährt seinen Frieden um den Preis sittlichen Handelns und verlangt nicht, daß dies im Namen irgendeiner Religion geschehe. Ich kann nicht so mißverstanden werden, als ob ich leugnete, daß das Gewissen den Menschen, dem eine bestimmte Religion anerzogen worden ist, nicht auch wegen Abweichungen von dieser zur Rede stellte; kein Türke wird mit ruhigem Gemüt Wein trinken, kein Jude Speck essen, kein Katholik die österliche Beichte versäumen. Ich gehe von der ursprünglichen Tatsache aus, die auch der Offenbarungsgläubige als solche gelten lassen muß, wenn er nicht mit Natur und Geschichte zugleich in Widerspruch treten will, und frage: warum ruft das Gewissen, das allen Völkern ohne Ausnahme und Unterschied gebietet, das Gute zu tun und das Böse zu lassen, ihnen nicht ebenso laut und vernehmlich zu, ihren Gott sich so und nicht anders zu denken und ihn so und nicht anders zu verehren? Das tut das Gewissen aber nicht, und darum hat man nie blutige Kriege geführt, weil man Mord, Raub, Diebstahl usw. in dem einen Lande für Tugenden, in dem anderen für Laster hielt, wohl aber haben die Kämpfe um die Bundeslade, Kreuz und Halbmond die Erde dezimiert, ohne daß ein Einverständnis zu erreichen gewesen wäre; ja, diese haben das sittliche Gesetz selbst zuweilen auf lange verfälscht und verdunkelt, indem man sich in majorem dei gloriam gegen Andersgläubige alles erlaubte, und Mahomet nebst seinen Kalifen gewiß in ebenso fester Überzeugung wie Moses und Josue oder wie die Ritter der Kreuzzüge. Dies ist entscheidend. Einer Ort gibt's, wo der unnahbare Urgrund der Welt, den man nach meinem Gefühl durch jeden Namen und jede Bezeichnung an etwas Endliches anknüpft und also beschränkt und begrenzt, sich

deutlich vernehmen läßt, und der ist die menschliche Brust. Und hier sollte die Offenbarung unvollständig sein? Hier sollte sie nur auf die Pflicht, nicht auch auf den Glauben gehen, wenn von diesem für die Menschen nicht bloß so viel, sondern unendlich viel mehr abhinge wie von jener? Unbegreiflich bis auf den Grad, daß selbst die Ahnung, die doch nie ganz verstummt, keinen Anhaltspunkt mehr findet, wenn sie ihn nicht darin setzen will, daß dem Menschen alle Vermögen, die ihn vom Tier unterscheiden, nur zur Vexation gegeben seien. Im Ernst kann die Frage gar nicht aufgeworfen werden, solange man den Boden, auf dem man mit den uns allen gemeinsamen Mitteln nach Wahrheit forscht, nicht verläßt und eben jene Unbegreiflichkeit zu ihrem eigensten Kennzeichen macht. Dann aber ist das Resultat; strengste Gebundenheit des Menschen im Handeln und vollkommenste Freiheit im Glauben, denn auf der einen beruht die sittliche Welt und auf der andern die intellektuelle. Dafür, daß die Tugend, die man vorzugsweise, obgleich ohne Not, die christliche nennt, nämlich die Demut, nicht leidet, ist auch gesorgt; wie käme der tiefere Mensch, eingeklemmt zwischen eine unendliche Aufgabe und den ebenso ungewissen als unerbittlichen Tod, wie er es ist, zur Selbstüberhebung? Der Flache aber ist stolz auf seine Art, das Kreuz zu schlagen oder seinen Vers aus der Thora abzulesen; er spielt als Christ, Jude, Türke oder Heide die Pharisäerrolle, denn er ist überall der Auserwählte und hat das eine, was not tut, und er findet eben jetzt im Mormonentum seine letzten karikierenden Ausläufer.

Diesen meinen Standpunkt, mein teurer Freund, lernen Sie nicht erst heute kennen, wie Sie sich selbst sagen werden, da Sie so gütig sind, sich meines Anteils an den in Marienbad zwischen uns geführten Gesprächen zu erinnern. Ich kenne den Weg sehr wohl, auf dem die Phantasie dazu gelangt, in Tertullians: Credo, quia absurdum est! einzustimmen, und weiß, daß es reizend ist, ihn zu wandeln, aber ich werde mich von meinem sicheren Markstein nie entfernen. Die sittliche Welt sollen wir alle gemeinsam bauen, darum erging an uns alle mit gleicher Eindringlichkeit der gleiche Ruf; das spekulative

Bedürfnis soll sich jeder auf seine Weise befriedigen, daher sind hier keine Schranken gesetzt. Wenn der absolute Christ mir die Versicherung gibt, daß ihm die großen Fragen nach dem Woher und Wohin, die uns andere vom ersten bis zum letzten Odemzug beschäftigen, ein für allemal gelöst sind, so bin ich weit entfernt, ihn zu bestreiten. Nur muß er mir einräumen, daß ihm gleich bei seiner Geburt ein besonderer Sinn zuteil geworden ist, welcher ihn der Aufnahme einer Offenbarung fähig machte, die wir vergebens mit unserm Schweiß und Blut zu erkaufen suchen. Das ist dann Gnadenwahl und als solche der konsequente Abschluß eines erst durch sie vollkommen gerundeten Mysteriums. Wenn er mir aber statt dessen zuruft: mitnichten, Sünder; Komponisten, Dichter und Künstler mögen sich auf einen besonderen Sinn berufen, aber ich bin dir in der Zerknirschung voran usw., so wende ich ihm den Rücken und sage: weiche von mir, Du Heuchler, Deine Demut ist verkappter Hochmut! Denn dann habe ich den Papst vor mir, der mit göttlicher Allwissenheit und Unfehlbarkeit bekleidet in die Herzen schaut und sich in den Großinquisitor verwandelt, sobald es ihm gefällt. Wäre ich selbst Christ, so würde ich mich jedes Streits über den Kelch begeben, damit der edle Wein, den er enthält, nicht verschüttet werde. Denn diese Gefahr ist näher, als die Abschließer der Konkordate und die Beförderer der Gustav-Adolf-Vereine denken, und da ich den ethischen Kern des Christentums hoch über den aller anderen Religionen stelle, so würde ich es unendlich beklagen, wenn sie wirklich hereinbräche.

Den 3. Juni.

Ich habe, wie mein Brief gewiß beweist, Ihren Ernst nicht verkannt; den meinen werden Sie auch nicht verkennen. Und nun frage ich Sie, ob mir die dogmatische Seite des Christentums mehr sein kann als eine Mythologie neben anderen Mythologien? Wenn Ihnen der Ausdruck hart klang, so müssen Sie einen Begriff damit verbinden, der dem meinigen entgegengesetzt ist, und das konnte ich nicht ahnen. Mir ist die Mythologie eines Volkes der Inbegriff aller seiner religiösen Anschauungen, soweit sie nicht im Allgemeinmenschlichen aufgehen, und als gemeinschaftliches Er-

gebnis seiner historischen, philosophischen und poetischen Prozesse das Höchste, was es überhaupt in seinem ersten Entwicklungsstadium liefert. Der Schwan der Leda, dessen Sie gedenken, gehört freilich auch mit dazu, aber doch nicht anders wie z. B. die Tierfratzen über dem Portal zum gotischen Dom. Wollen Sie mir die altnordische und die griechische nicht gelten lassen, deren jede, wenigstens als großartige Natursymbolik, in schwindelerregender Majestät über alles Individuelle hinausragt, so können Sie die indische mit ihrem unergründlichen Tiefsinn gewiß nicht zurückweisen. Ich darf daher meine Frage wiederholen, denn ich kann doch nicht der christlichen Offenbarung gegenüber zugleich frei und gebunden sein."

Und Hebbel beanspruchte für sich das Recht, auch die Gestalten der christlichen „Mythologie" künstlerisch verarbeiten zu dürfen. Er wies die Eingriffe in sein freies Künstlertum, von welcher Seite sie auch kommen mochten, aufs energischste zurück. Noch schärfer, aber kaum persönlicher und inhaltsreicher, schrieb er an Luck im Januar 1861: „Gewiß können wir jetzt Frieden schließen, oder vielmehr auf den alten Friedensfuß zurückkehren. Mein Standpunkt hat nichts Ausschließliches, ich ehre einen jeden und lasse es ganz dahingestellt, wer den besseren hat; ich will nur nicht von dem rohen Zufall der Geburt, der dem Menschen seine Religion anweist, und den er nicht korrigieren kann, ohne das allen Völkern gemeinsame und äußerst schwer ins Gewicht fallende Vorurteil gegen Renegaten hervorzurufen, sein zeitliches und ewiges Heil abhängig gemacht wissen. Die absolute Philosophie gebe ich Ihnen von Herzen preis, wenn ich es auch an ihr schätzen muß, daß sie selbst in ihren ärgsten Verirrungen nur den intelligiblen Menschen angreift, nicht, wie die absolute Religion, den moralischen, denn wenn Hegel jemand das Begriffsvermögen abspricht, so liegt in dem angeschuldigten Mangel zugleich die Rechtfertigung, wenn demselben Individuo aber die Sünde gegen den heiligen Geist vorgeworfen wird, so gibt es keine Rettung mehr, denn der absichtlichen Verstockung muß die Verdammung folgen. Friedrich Schlegel erklärte seinem Freunde Tieck einmal, die himmlischen Gestirne würden dereinst zusammenrücken und in

der Form des Kreuzes auf die Erde herabblitzen; ob er bei Tieck damit etwas ausrichtete, weiß ich nicht, aber für mich würde auch das, wenn es plötzlich geschähe, nichts weiter sein als eine zufällige Konstellation der Himmelslichter, über die ich mir bei der Astronomie Rats zu erholen hätte. Ebensowenig freilich kümmert es mich, wenn der Philosoph mir versichert, er habe den Ring Salomonis wieder aufgefunden und trage ihn am Finger; wie seine Diamanten auch funkeln und schwache Augen blenden mögen, ich weiß, daß kein Talisman darunter ist, weil keiner darunter sein kann. Dabei verkenne ich durchaus nicht, daß mein Standpunkt sein Gefährliches hat, denn wenn es auf der einen Seite feststeht, daß die Welt jeden großen Fortschritt nur durch Individuen machte, welche, seien es nun Religionsstifter, Feldherrn oder Künstler, das Gesetz aus sich selbst nahmen und mit den Zuständen und Anschauungen brachen, die sie vorfanden, so läßt es sich auf der andern Seite nicht leugnen, daß das Prinzip scheußliche Karikaturen erzeugt, die sich wohl gar, wie der blöde Sand, in ihrem Dünkel zu Weltrichtern aufwerfen. Aber, genau besehen, werden das immer Nachbeter sein, die, sobald sie die Theorie in Praxis umzusetzen suchen, der bürgerlichen Gesellschaft verfallen, während, wenn man ein Absolutes für Millionen aufstellt, die schlimmsten Triebe der menschlichen Natur unter heiligem Deckmantel rasen und ungestraft von der einzelnen Ketzerverfolgung zur Bekehrung oder Vertilgung ganzer Völker durch Feuer und Schwert fortschreiten können, wie die Geschichte es uns schaudernd lehrt. Es steht daher ein Unendlich-Kleines dem Unendlich-Großen gegenüber, und da ist die Entscheidung leicht. Doch wozu mehr! Wir sind im Grunde ja einig. Auch ich halte es für schwerer, das Vaterunser zu beten, als alle Schlachten Napoleons zu gewinnen, ja, ich bezweifle es stark, daß es auf Erden schon gebetet worden ist, aber freilich nur wegen seiner ethischen Voraussetzungen, die ich nicht ausschließlich vom Christentum abhängig machen kann, wenn dieses ihnen auch in diesem Gebet für alle Zeiten eine unübertreffliche Fassung gegeben hat. Wenn ich sagte, dem Dichter sei das Geheimnis des Lebens anvertraut

so dachte ich allerdings nicht, wie Sie auch selbst schon bemerken, ans Wissen, sondern ans Können, nicht ans Erklären, sondern ans Hinstellen, und eins hängt im geistigen Gebiet so wenig wie im physischen vom andern ab, hier aber macht jedermann die Erfahrung, daß er frisches Blut in Zirkulation setzen kann, ohne den Blutumlauf zu kennen wie Haller."

Während er solchermaßen mit Vertretern der christlichen Kirche und des christlichen Glaubens sich auseinandersetzte, beschäftigte ihn die Gestalt ihres Begründers. Er plante ein Christusdrama. Schon im Jahre 1844 aus Paris hatte er darüber an Charlotte Rousseau geschrieben und war in den letzten Lebensjahren wieder darauf zurückgekommen. 1862 schrieb er an Campe, daß er die Dogmatik von Strauß studiere in bezug auf einen seit zwanzig Jahren projektierten Christus, und bald darauf, als er als Gast der Großherzogin Sophie von Weimar in Wilhelmstal in Thüringen verweilte, schreibt er an Christine daß ihm „manches, besonders der Christus im Kopf herumgehe, den er recht menschlich fassen zu können glaube, ohne den Gegenstand dadurch zu vernichten". Und an Uchtritz schreibt er am 25. Oktober desselben Jahres:

„Ich danke Ihnen für Ihr mildes Urteil über mein Nibelungen-Abenteuer oder -Ungeheuer; ich scheine überall mit einem blauen Auge wegzukommen, und das ist schon viel in einem solchen Fall, denn auf das oft zitierte: in magnis voluisse etc. gebe ich nichts, da ein Heuschreckensprung nach meinem Gefühl nichts ehrwürdiger dadurch wird, daß er dem Monde gilt. Über 30 Kritiken liegen bereits vor mir, darunter einige sehr große und ausführliche Abhandlungen, und alle, wie verschieden auch sonst, stimmen darin überein, daß sie die Sache ernst nehmen, ein Lob, das sich ehemals von selbst verstand, um das sich aber heutzutag ein Rezensent nur noch selten bewirbt. Im allgemeinen überwiegt die Anerkennung bei weitem, doch sind auch w nderliche Dinge zum Vorschein gekommen, so vermißt z. B. K )ne in der ‚Europa' im Charakter der Brunhild die Liebe zu S gfried, während die ganze Brunhild bei mir nur aus Liebe z Siegfried besteht und es auch gleich durch ihr erstes Wort

beim Eintritt der Werber verrät. Aber nirgends hat man sich über Dunkelheiten im Detail beklagt, und daraus möchte ich den Schluß ziehen, daß Ihre Einwendungen dieser Art doch großenteils mehr subjektiven als objektiven Ursprungs sein dürften. Sie stimmen gewiß mit mir darin überein, daß ein gewisses Rembrandtsches Helldunkel wesentlich zur Natur des Dramas gehört und daß es kein Fehler ist, wenn das Macbethsche: ‚Er hat keine Kinder' oder das Hamletsche ‚Sein oder Nichtsein' noch nach Jahrhunderten die verschiedensten Auslegungen gestatten. Aber über den Grad des Erlaubten oder Notwendigen, werden wir wohl entgegengesetzt denken, und da befinden wir uns unmittelbar an der individuellen Schranke . . .

Doch das sind Kleinigkeiten, deren ich nur des ästhetischen Prinzips wegen erwähne, aus denen sie hervorgegangen sind. Wichtiger ist ein anderer Punkt, den ich gern überginge, sehr gern, wenn die Wahrheit und der Ernst der Sache es irgend gestatteten. Das Christentum ist mir, was es war, eine Mythologie neben anderen, und wie ich jetzt, nach abermaliger jahrelanger Beschäftigung mit den Akten leider hinzufügen muß, nicht einmal die tiefste. Wenn es mir daher gelungen sein sollte, es in seiner innersten Wesenheit darzustellen, wie Sie mich hoffen lassen, so hat es dazu keiner anderen Kunst bedurft als derjenigen, die das Valkyrentum auf Island darstellte, welches gleichfalls als gelungen bezeichnet worden ist. Ich weiß, daß Sie das nicht gern hören werden, und es tut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber es handelt sich ja auch um meine Götter, die ich so wenig verleugnen darf wie Sie die Ihrigen. Ich habe, da ich von meinem Jesus Christus nach Abschluß der Nibelungen lebhaft zu träumen anfange und die Hoffnung, auch diese längst projektierte Tragödie trotz meiner bald erreichten 50 Jahre noch zu bewältigen, nicht fahren lasse, meine theologischen Studien rekapituliert, als ob ich noch examiniert werden sollte, und das Resultat war negativer wie je. Ja, von dem neusten Verteidiger Neander muß ich sagen, daß, wenn ein weltlicher Advokat sich solche Subreptionen gestatten wollte, er vor jedem Tribunal nicht bloß seinen Prozeß verlieren, sondern auch sein

Sachwalter-Diplom verwirken würde; es ist ja doch ein förmlicher Hohn, wenn er die übernatürliche Zeugung und den übernatürlichen Tod Christi ganz einfach für Tatsachen des christlichen Bewußtseins erklärt und ruhig daran vorbeigeht, um dann der Vernunft durch das Aufgeben irgendeines irrelevanten Zehntelwunders eine scheinbare Konzession zu machen. Seien Sie mir wegen meiner Aufrichtigkeit nicht böse; hier stehe ich, ich kann nicht anders, rief Luther aus."

In einem Brief an Klaus Groth vom 3. Januar 1863 klingt schon ein Zweifel, ob es ihm noch vergönnt sein würde, seinen Christus und seinen Demetrius unter Dach zu bringen, — und dann hat, ihn das Schicksal keines dieser Werke mehr vollenden lassen. Kulke berichtet von einer wichtigen Äußerung Hebbels über den Christusplan: „Bezüglich des beabsichtigten Planes äußerte Hebbel, daß ihm die Evangelien allein nicht genügten, denn es müsse auch die andere Partei zu Worte kommen, wenn ein Drama objektiv sein soll. Der Hauptgestalt Jesus wollte er den Luzifer gegenüberstellen. Er sagte: Luzifer muß um so viel bedeutender sein als Mephisto, um wie viel Christus größer ist als Faust; und einem Christus gegenüber ist Faust eigentlich doch nur eine winzige Persönlichkeit."

Und außer den beiden in den Werken aufgenommenen fragmentarischen Reimszenen sind noch verschiedene Notizen zu dieser Dichtung erhalten, von denen mir die wichtigsten erscheinen:

„Judas ist der Allergläubigste.

Johannes: Es ist das größte Opfer, was du zu bringen hast, daß du dich zum frommen Betrug entschließest wie Moses.

Christus glaubt fest. Wie Johannes enthauptet werden soll, versucht er seine eigne Gottheit zum erstenmal und fleht um ein Wunder. Als es ausbleibt, erklärt sich Johannes ihm.

Christus im Besitz von Kräften (magnetisch-elektrischen), die er selbst nicht kennt, die ihm im entscheidenden Augenblick bekannt werden und ihn mit Ehrfurcht vor sich selbst erfüllen.

Christus allein: Er denkt ungeheure Gedanken, und alles,

was er denkt, geschieht draußen in der Welt. Maria stürzt herein und erzählt's, daß Tote umgehn, die Erde bebt usw. Er: So! dann: ich weiß!

Maria Magdalena liebt Christus, will ihn eifersüchtig machen, ergibt sich einem andern, fällt, wird dann liebreich von ihm aufgenommen und sinkt zu seinen Füßen hin.

Maria Magdalena. Jugendliebe von Christus. Sie liebt ihn, und weil sie es nicht ertragen kann, von ihm zurückgestoßen zu sein, weil sie denkt, ich muß seiner ja unwürdig sein, fällt sie in Sünde, macht sich seiner unwürdig, kommt dadurch aber zu Gott und zum Gott in ihm.

Erst wenn der Tod sich naht, gibt Christus den Gedanken an ein irdisches Reich auf und predigt das himmlische. Überhaupt, auch in ihm muß alles wachsen."

Auch hat Kulke erzählt, daß Hebbel die Absicht hatte, sich eingehend nach den Anschauungen des Talmud über Christus zu erkundigen, und Kulkes Vater, einen gelehrten Rabbiner, aufsuchen wollte, um möglichst genaue Aufschlüsse hierüber von diesem zu erhalten.

Aber es war Hebbel nicht mehr vergönnt, das Werk auch nur so weit zu fördern, daß wir ein klares Bild von der Größe haben könnten, die ihm vorschwebte. Noch konnte er nach Paris reisen, wo er 1860 die im Jahr zuvor in den Briefen an Uchtritz ausgesprochenen politischen Ansichten im lebendigen Eindruck bestätigt erhielt, noch besuchte er 1861 die alte Heimat wieder, von wo er in wundervollen, lebendigen Briefen seine Eindrücke der geliebten Frau in der neuen Heimat schilderte. Er hat Karl, ihren Sohn, besucht und „hielt ihm eine, wie ich glaube, recht gute und äußerst nützliche Predigt, wozu ich den Text nicht aus dem Evangelium, sondern aus Campes Biographie nahm". Er besucht die alte Witwe seines Lehrers Oethleffen und findet: „sie ist viel kleiner geworden, nämlich ganz zusammengekrümmt, übrigens aber munter und vor Noth geschützt. Wenn ich meine Bekannten von ehedem sehe, habe ich oft ein Gefühl, als ob sie schon bis ans Knie in die Erde gesunken wären und mit den Armen zappelten wie die kleinen

Kinder im Wasser; die älteren, mein' ich, die mir in den Jahren voraus sind." Und am 19. Oktober schildert er:

„Ich habe Holstein bereits im Rücken; ich war gestern in Rendsburg und sah meinen Bruder, seit zwanzig Jahren zum erstenmal! Weiter gehe ich nicht hinein und mache über den Ort, wo meine Wiege stand, jetzt für immer ein Kreuz; ich würde fast nur noch Gräber treffen und allenfalls hie und da einen Maulaffen. Daß ich aber wirklich nach Rendsburg gekommen bin, ist mir sehr lieb. Ich verließ mein Hotel gleich nach sechs Uhr und ging zu Fuß auf den Altonaer Bahnhof; die Hoffnung, daß ein Omnibus mich einholen würde, täuschte mich. Um einhalb acht Uhr fuhren wir ab, und um elf Uhr trafen wir in der alten Grenzfeste des Deutschen Reichs, jetzt von den Dänen geschleift, bei zweifelhaftem, aber sich dennoch gut erhaltendem Wetter ein. Unterwegs hörte ich von einem Schleswiger, einem höchst soliden und gebildeten Manne, haarsträubende Dinge über die dortige Wirtschaft; im Taubstummen-Institut, worin sich lauter Deutsche befinden, wird dänisch unterrichtet, in der Irrenanstalt Dänisch gesprochen, und in den deutschen Kleinkinderschulen wird gepredigt, die Danebrogs-Fahne sei unmittelbar vom Himmel herunter gefallen, und wer das nicht glaube, könne nicht selig werden. Rendsburg ist ein Städtchen von 15000 Einwohnern; durch die Geschwätzigkeit der Lider recht angenehm belebt. Ich nahm mir zur Betrachtung des Ortes natürlich nicht viel Zeit, sondern eilte nach der Straße, wo ich meinen Bruder zu finden glaubte. Er hatte aber nicht bloß seine Wohnung gewechselt, sondern auch die Stadt mit dem Lande vertauscht, und eine zahnlückige alte Frau wies mich auf ein Dorf hinaus, das über eine Stunde entfernt war. Was sollte ich machen? Ich ließ mir den Weg beschreiben, so gut es ging, und begab mich auf den Marsch. Bald war ich in der tiefsten Einsamkeit wie mein Heideknabe. Kein Wanderer begegnete mir, links und rechts grasende Ochsen und Kühe ohne Hirten, weil sie durch Hecken und Wälle verhindert sind, ihre Weideplätze zu verlassen, den widerspenstigen Sand unter meinen Füßen. Aber ich hatte mehr Glück wie gewöhnlich, ich fand das

rechte Dorf, das diesseits eines kleinen Gehölzes liegt, und ein Pflüger bezeichnete mir das Haus. Als ich um die Ecke bog, erblickte ich einen ältlichen Mann, der vor seiner Tür Holz hackte; ein verwittertes Gesicht, jedoch noch von starkem Haarwuchs eingezäunt, sah verwundert zu mir auf, als ich nähertrat, selbst noch zweifelnd, aber doch bald aus Falten und Runzeln die Jugendzüge hervorklaubend. Ich streckte die Hand aus und sagte: Johann! natürlich plattdeutsch; er ließ sein Beil fallen, schlug sich auf seine Knie, fuhr sich durch das Haar, brach in ein konvulsivisches Gelächter aus, genug, tat alles, was ich wohl in einem Moment freudig-schmerzlicher Überraschung zu tun pflege, und war gar nicht wieder ruhig zu machen. Den Kopf schüttelnd und die Hände reibend, führte er mich dann hinein; ich trat durch eine kleine Küche in eine Stube, die in Räumlichkeit und Meublement nicht schlechter, vielleicht, wie er selbst wenigstens meinte, etwas besser war wie die ehemalige unserer Eltern. Seine Frau, eine Bäuerin, wie unsere Hausverwalterin in Gmunden, entschuldigte die Unordnung, in der ich alles fände, aber erst morgen sei Sonnabend; sie war viel gelassener und erbot sich, Kaffee zu machen, was ich nicht um die Welt abgelehnt hätte, obgleich ich wohl wußte, welch ein Zichorien-Absud mich erwarte. Der kleine Konrad war nicht zu Hause, er holte Brot; die Katze, die in solchen Familien nie fehlt, lag im Bett, Titis hölzerner Kuckuck stand auf dem Schrank, mein Bruder begann darauf zu blasen. Der Kaffee erschien und war nicht ganz untrinkbar, frische Ziegenmilch dazu, von zwei Ziegen gewonnen, die ihm selbst gehören, und die ich nachher in ihrem kleinen Stall besuchte, die Nachbarskinder liefen zusammen und guckten neugierig ins Fenster, die Erwachsenen traten in ihre Türen. Endlich kam auch das Kind, ein hübscher blonder Knabe, der hell und klar aus seinen großen Augen schaut; er war scheu wie ein Vogel und kaum durch einen Silbertaler zum Nähertreten zu bewegen, schlüpfte auch gleich wieder fort und guckte nun von außen mit hinein. Auch mein Bruder verschwand, als ich mich nach ihm umsah, traf ich ihn in der Küche, wo er sich rasierte und die Haare schnitt; ich hatte

ihn nämlich gebeten, mich nach Rendsburg zurückzubegleiten, und er meinte, er sei dazu denn doch zu struppig. In der Hast schnitt er sich mehr als dreimal mit seinem stumpfen Messer und stopfte die Wunden wieder mit Löschpapier. Nach Verlauf von ungefähr anderthalb Stunden machten wir uns auf den Rückweg; er in dem alten Steierer Rock, den ich ihm im Frühling schickte, einen zerdrückten Sommerhut auf dem Kopf und Stiefeln an den Füßen, die kaum noch zusammenhielten. Bittre Armut; ein kleiner Haufen Kartoffeln unter dem Ofen, und Ehestreit darüber, ob für das nächste Geld noch mehr Kartoffeln angeschafft werden sollten, oder Holz und Torf. Mein Bruder war für die Kartoffeln, seine Frau für die Feuerung; ich fürchte den Hunger — sagte er — und sie den Frost. Daß ich den Streit beilegte, kannst Du Dir denken. Dabei, damit dem rührenden, ja, ehrlich gestanden, tief erschütternden Bilde zur Milderung und Dämpfung das Komische nicht fehlte, unterwegs von seiner Seite die Versicherung, er habe die Frau vor der Verheiratung nie mit Augen gesehen, ein Tischler habe ihm zur Zeit des Kriegs vorgeschlagen, sich mit ihr zu verbinden, und da er dadurch als Militärpflichtiger gleich um fünf Jahre älter und des Dienstes quitt und ledig geworden sei, habe er geantwortet: meinetwegen! übrigens sei er auch ganz gut mit ihr zufrieden. In Rendsburg mußte ich einen Augenblick bei einem seiner Freunde eintreten, ich schlug es anfangs ab, weil ich den Grund nicht erriet, und er sagte nichts weiter, dann fragte ich: „Säheſt du's gern?" und er antwortete: „Ja, ja, der Mann erfährt doch, daß du hier gewesen biſt, und er hilft mir zuweilen aus." In meinem Gasthof ließ ich (ich war selbst noch nüchtern) etwas zu essen geben; bei einem Glase Bier lebte er ordentlich wieder auf und gab manchen seiner alten humoristischen Funken von sich, wie zum Beispiel den: „Heute ist der Erntetag der Juden, denn die armen Leute ziehen aus." Sonst ist er schrecklich zusammengebrochen und hat ein ganz krampfhaftes Wesen; es geht in Holstein wie in Gmunden, alles wird ausgeführt, die Stockjobber schwellen an, und die übrigen dörren zusammen, wie Regenwürmer im Sande. Fleisch kennt er nicht

mehr; immer Kartoffeln, und auch die stiehlt einer dem andern vom Felde. Das ist der Güterkreislauf der Nationalökonomen; ich hab's immer gewußt und gesagt. Dabei hat er den Ehrgeiz unseres Vaters, der seine Armut auch ängstlich versteckte, wie der Geizhals seinen Schatz, und der gern hungerte, wenn der Nachbar ihn nur für satt hielt. So sagte er beim Bier: ‚Nicht wahr, unsre Stube ist recht nett? Hast Du bemerkt, daß Friedrich der Große an der Wand hängt? Ich habe auch den Einzug in Paris!' Als ich einpackte, bat er mich um eins der seidenen Taschentücher, das zerrissen war. Ich fragte: ‚Du willst es Deiner Alten wohl mitbringen?' Er erwiderte: ‚Das nun wohl auch, ja, aber es ist mehr der Leute wegen! Ich werde sagen: das ist sein schlechtestes.' Auch das Nicht-Kommen nach Gmunden ist durch die große Not einfach gelöst; gleich konnten sie nicht gehen, denn das Kind war wirklich verletzt, und nachher war kein Geld mehr da. Im Feuer haben sie viel verloren; sie hatte sich eine Ausstattung zusammengedient, und die ging drauf. Sie lassen alle grüßen; ‚de lüttje Kunrad de grote Tiene'. Beim Abschied mußte ich durchaus seinen Handstock zum Andenken mitnehmen."

Auf dieser Reise hat Hebbel Christine auch mitgeteilt, welcher Erinnerung sie ihren seltsamen Kosenamen „Pinscher" verdankte. Er erzählt am 26. Oktober 1861: „Mein allerteuerster kleiner Pinscher! Ich danke Dir von Herzen für Deinen wunderschönen Brief; ja wohl, so wollen wir's halten, immer herunterschauen, nie hinauf, und nichts wünschen als Gesundheit und Lebenskraft. Aber habe ich Dir je die Geschichte meines ersten kleinen Pinschers erzählt, weißt Du, warum ich Dir gerade in den Stunden des Überfließens in innigster Liebe und Verehrung seinen Namen beilege? Denke Dir das zierlichste, zarteste aller Hündchen, das mitten im Winter, weil ich es in München nicht zurücklassen wollte, den weiten Weg von München nach Hamburg mit mir machen mußte, und zwar zu Fuß. Es würde die rührendste Idyll geben, wenn ich Dir den Kampf zwischen der angebornen Reinlichkeitsliebe des Tierchens und seinem Abscheu vor dem Schmutz der Straßen, zwischen seinem in so rauh

Zeit wahrlich doppelt gerechtfertigtem Bequemlichkeitstrieb und seiner Anhänglichkeit an seinen Herrn schildern wollte! Besonders ein Moment ist mir unvergeßlich. Ich war zu Mittag eingekehrt, hatte selbst ein Glas Bier getrunken und dem kleinen Pinscher eine Suppe geben lassen, und brach wieder auf. Es hatte mittlerweile stark zu schneien begonnen, und das Tierchen wollte nicht fort, es schmeichelte, es trotzte, es verließ das Wirtshaus zwar am Ende, aber es rannte spornstreichs wieder dahin zurück und bellte mir nach. Als es jedoch sah, daß ich mich nicht daran kehrte, sondern weiter ging, schied es auch von der warmen gastlichen Stelle und humpelte hinter mir her, aber höchst verdrießlich und für die Liebkosungen, mit denen ich es überhäufte, völlig unempfindlich. Wir kamen auf eine Chaussee, eine Menge Steine lag an der Seite und bildete einen fortlaufenden Damm, der das kaum fußhohe Hündchen vor dem Ungestüm des Wetters schützen konnte, auch trennte es sich von mir und setzte seine Reise hinter dem Damm fort. Aber jeden Augenblick guckte es mit seinem gelben Köpfchen ängstlich herüber und spähte, ob ich auch noch da sei, und das rührte mich so tief, daß dieser kleine Pinscher von dem Moment an das Symbol der Treue für mich wurde und daß ich das Höchste und Herrlichste, so wunderlich es für den, der die Geschichte nicht kennt, auch klingen mag, mit seinem Namen nenne!"

Auch nach London reiste Hebbel noch im Sommer 1862 und verbrachte einige Zeit bei dem alten Freunde Siegmund Engländer, dem er nach seiner Rückkehr schrieb, daß er als den größten Gewinn seines Londoner Aufenthaltes die Wiedervereinigung mit ihm betrachte (siehe Seite 327). Und eine bittere Klage über die Wiener Vereinsamung nach der Trennung von Ruh folgt: „Ehemals hatte ich Schüler, die sich allabendlich bei mir sammelten; da gab es doch noch ästhetisches Gespräch, wenn ich die Kosten auch größtenteils allein zu tragen hatte. Sie haben sich beweibt und sind für mich so gut wie tot. Welch ein Gewinn wäre es für mich, wenn Sie, der Sie Freund und Familienhaupt zugleich sein können wie ich, wieder nach Deutschland kämen!"

In Wilhelmstal verlebte Hebbel in diesem Sommer auch reiche und schöne Tage als Gast des Weimarer Großherzogpaars, aber er kam in diesem Jahre zu keiner Produktion, alles stockte, der Demetrius ruhte im stillen wie ein Stein. Hebbel konnte nur wünschen, daß er auch im stillen wachse wie ein Stein. Er resümierte das Jahr mit den Worten: „Aufhören, den Dudelsack an den Nagel hängen, wäre jetzt vielleicht das beste!"

Das neue Jahr, Hebbels letztes Lebensjahr, wurde auf einem Silvesterball eingeleitet, auf dem er seine Tochter Titi zum erstenmal tanzen sah. „Liebliches Bild, nicht für mich allein;" schreibt er im Tagebuch; „ganz eingehüllt vom Wirbel bis zur Zeh in jungfräuliche Scheu und wie aus einer Wolke hervorblickend und antwortend, wenn sie angeredet wurde".

Am Geburtstage seiner Frau, dem letzten, den er erlebte, am 9. Februar notiert er noch: „Heute ist der Geburtstag meiner lieben Frau, und wir sind alle gesund; wie weiß ich dies Glück zu schätzen! Felix Bamberg wunderte sich vor vielen Jahren schon einmal darüber, daß Paris, in dem ich fast jeden Tag mit ihm herumstrich, mir nichts Altes wurde, und beneidete mich darum. Ich verstand ihn damals nicht, aber er hatte Ursache, denn das Leben der meisten Menschen ist eben deshalb so reiz- und interesselos, weil sie alles, was sie besitzen, was aber auch gar wohl fehlen könnte, ohne daß sie gleich zu existieren aufhörten, gewissermaßen mit zu sich selbst rechnen und als etwas von ihrem Wesen Unzertrennliches betrachten. Da muß natürlich eine vollkommene innere Stockung eintreten, die nur noch allenfalls durch ein plötzlich aus den Schultern hervorsprossendes Flügelpaar gehoben werden kann, und auch dann nur für einen Moment, da Mensch und Engel ja gleich wieder zusammenschmelzen würden. Bei mir ist das ganz anders. Ich freue mich zwar auch nicht, daß ich Lungen habe, denn ohne Lungen würde ich nicht da sein, aber ich freue mich schon darüber, daß meine Lungen gesund sind, daß ich nicht bucklig bin, daß Arme und Beine mir den Dienst nicht versagen. Ich freue mich meines Morgenkaffees, meines Mittagsessens, meines Abendbrots

meines Betts, und ich halte selbst an dem verdrießlichsten Tag meinen Unmut noch dadurch im Zügel, daß ich denke: er kann dir noch einmal als ein unerreichbares Ideal, als ein Sektor aus der goldenen Zeit vorschweben, wenn du alt, arm, krank und einsam daliegst!" Hier, wie in dem Brief an Emil Kuh vom 11. März 1858, wird Hebbel zum Lebenskünstler. Der Proletarier, der sein Ziel, seine Befreiung erreicht hat, sieht lächelnd auf den Weg zurück und freut sich an dem Sonnenplatz, den seine Kraft errungen hat. Wer viel leidet, muß entweder verbittern, oder viel genießen! Hebbel hat genießen gelernt. Wenn alle seine Werke Dokumente seines Genies sind, diese und ähnliche Zeilen sind Dokumente seiner Menschlichkeit!

Auch bei dem glänzenden Erfolg der Nibelungen an der Wiener Burg verzeichnet er, daß zwei europäische Größen seiner Jugend, Fanny Elsler und Charlotte von Hagn, ihm gratulierten, und knüpft daran die Betrachtung: „Wer mir damals, als meine Werke in Lizitations- und Distributionsprotokollen bestanden, so etwas vorausgesagt hätte, wenn ich Sonntags morgens aus dem Hamburger Freischütz ersah, wie viele Kränze man beiden die Woche zuvor in den verschiedenen Städten Deutschlands geworfen hatte! Märchenhaft; man schläft ein auf Stroh und erwacht in einem Palast!" Immer vergleicht er, immer genießt er, er ist reif geworden, er hat die unsagbar schwere Forderung Lears erfüllen gelernt! Wie ein Vorzeichen mutet es uns an, daß, als erste Eintragung des Jahres 1860 schon, Hebbel das Learzitat in sein Tagebuch schrieb und den Satz Christinens hinzufügt: „Was reif ist, fällt bald ab!"

Seinen 50. Geburtstag kann und will er nicht feiern, er ist krank, schon einige Tage vorher notiert er: „Recht unwohl; Seitenstiche, seit drei Wochen kommend und schwindend, sind sehr stark wiedergekehrt und erschweren nicht bloß das Atmen, sondern verbieten auch das Gehen." An seinem Geburtstag erfährt er „viel Herzliches und Freundliches", Kolbenheyer schickt ihm Ungarwein, die Großherzogin von Sachsen-Weimar einen silbernen Pokal, der Großherzog ernennt ihn zu seinem — natürlich unbesoldeten, weil nicht verpflichteten — Hofbiblio-

thekar. Alle fernen und nahen Freunde wetteiferten, ihm eine Freude zu machen, „das Schönste aber kam von Glasers, zwei Aquarellgemälde, die mir die ferne Vergangenheit unmittelbar vor die Augen und die Seele rückten, nämlich das Bild der Wesselburener Kirche und des Kirchspielvogt Mohrschen Hauses. Diese zarte Aufmerksamkeit hat mich tief gerührt! Das war kein flüchtiger momentaner Einfall, den man ausführt, weil der Laden, an dem man zufällig vorbeigeht, Gelegenheit dazu bietet; das war ein Gedanke, der durch eine lange Kette von Händen laufen mußte, bevor er verkörpert werden konnte. An die Kosten freilich mag ich nicht denken!" Am 30. März gab es im Familienkreis „eine kleine Nachfeier meines Geburtstags; meiner Freunde wegen, denn ich bin noch immer nicht wieder gesund. Kolbenheyer hatte neben seinem Wein dreizehn versiegelte Devisen geschickt; diese wurden von Glaser geöffnet und gelesen, während der Wein in dem Pokal der Großherzogin herumging. Alle waren fein und sinnig, einige epigrammatisch-vortrefflich; sie erregten große Heiterkeit und konnten sich neben dem köstlichen Wein wohl sehen lassen, was etwas heißen will. Nur mir selbst waren die Gedanken im Kopf wie an Ketten gelegt und ich saß dabei wie ein Ölgötze, der nicht rot noch bleich werden kann. Innerlich: ‚So viel Lärm um dich!'"

Während des ganzen Frühlings ist das Befinden schwankend, allerlei Kuren gegen den „Rheumatismus" werden versucht, alle völlig erfolglos oder mit kurz dauerndem Scheinerfolg. Noch muß er manche Feier über sich ergehen lassen, die ihm nur wenig oder gar nicht zusagt, — aber wer sein Tagebuch aus dieser Zeit liest, der fühlt ein seltsames Sich-in-sich-Verbergen, ein Sich-Beobachten, anders, als Hebbel es auch sonst zu tun pflegt. Man fühlt, daß Hebbel alt ist, sehr alt, und wundert sich, daß er eben seinen 50. Geburtstag gefeiert hat. Im Juni fährt er nach Orth, um dort die Soolbäder zu gebrauche und er übt sich in der Resignation und schreibt seiner Frau „In der Jugend darf man sagen: heut ist es schön, aber mo gen ist es schöner und übermorgen wird es zum Entzücken sein Dort steht ein Veilchen, doch wer wird sich beim Pflücken au

halten, denn schon blinzelt das Maiblümchen aus der Knospe, und was ist nun wieder das gegen Lilie und Rose! Im Alter muß man denken: dieser Tag ist traurig, aber ich will ja nicht murren, denn der morgende wird noch trauriger sein und der letzte ist der traurigste von allen! Es ist das allgemeine Menschenlos, und nur ein Narr wird sich beklagen!"

Einen ausführlichen Krankheitsbericht läßt er an seinen Wiener Arzt und Freund Dr. Benedikt Schulz ergehen, den er als „Lazarus Hebbel" unterzeichnet. Als er Mitte August nach Wien zurückkehrt, wird eine neue Kur begonnen. Hebbel geht nach Baden bei Wien, um die Schwefelbäder zu gebrauchen; immer hoffend, immer humorvoll berichtet er über die Langeweile der Kur, der Badegesellschaft, registriert kleine Fortschritte, — kurz ist diesmal, wenigstens in seinen Briefen, ganz liebenswürdiger Patient. Ehe Hebbel aus Baden nach Wien zurückkehrte, sandte er Christinen das Gedicht: „Ein griechischer Kaiser!" Aber nicht dieses ist sein eigentlicher Abschied. Sein „Testament" ist der in Gmunden im Sommer „in schweren Leiden" gedichtete „Bramine", dieses wunderbare Dokument des „Tat wam asi — Das bist du!"

Ende Oktober wurde Hebbel ins Bett gebannt, und da — „wunderlich eigensinnige Kraft, die sich jahrelang so tief verbirgt wie eine zurückgetretene Quelle unter der Erde, und die dann wie diese plötzlich und oft zur unbequemsten Stunde wieder hervorbricht!" — war der Demetrius um eineinhalb Akte gediehen, war die Produktionskraft wieder erwacht, und in einer Zeit, da Hebbel nur noch Kopf und Hände bewegen konnte, brachte er diese Dichtung mit unsäglicher Mühe zu Papier. Sie lag ihm sehr am Herzen, hatte er doch im Demetrius sein eigenes Selbstporträt, sein Jugendbild gezeichnet. Wer Hebbels Briefe an Elise in Erinnerung hat, der wird in den Reden des jungen Demetrius im Hause Mniczeks die Stimmungen des hters sehr wohl erkennen. Hebbel hatte ursprünglich gedacht, könnte den Schillerschen Demetrius fortsetzen, aber er merkte b, daß er in seiner Kunst von ganz anderen Grundsätzen daher auch Grundlagen ausgehen müsse, als jener es tat.

Als Hebbel die Arbeit im Jahre 1858 begann, schrieb ihm Julius Glaser am 28. Juli: „So wie ich Ihrer unendlich oft gedenke, so freut es mich schon jetzt, in meiner Art mich manchmal mit diesem Ihrem nächsten Werke beschäftigen zu können, und da drängt sich mir oft der Gedanke auf, daß über diesem Demetrius eine Art von Vorsehung wacht. Als der Tod Schiller von dem Werke abrief, war das, was er hinterließ, zwar ein Fragment, aber nicht mehr die Andeutung eines Planes, wie man ihn wohl auch wieder aufgibt, sondern ausgeführt genug, um nicht bloß für den Literarhistoriker, sondern auch für die Nation zu existieren, bei der es durch die Aufnahme in die Gesamtausgabe der Werke in lebendigem Andenken erhalten wurde. Und ist nicht Ihnen der Gedanke, das Werk zu vollenden, so wie er Ihnen von außenher verleidet wurde, durch Äußerliches wieder nahegelegt worden?

Auch scheint mir, daß die Zeit zwischen Beginn und Vollendung des Werkes diesem zustatten kommt. Zur Wahl des Demetrius konnte Schiller kaum etwas anderes als das rein menschliche Interesse an der Situation bestimmen; daß die Handlung in Rußland vor sich ging, das man damals, abgesehen von vorübergehenden politischen Kombinationen, gar nicht beachtete oder etwa mit jenem wohlwollenden Behagen ansah, mit welchem man den ersten Gehversuchen eines Kindes zuschaut — konnte für Schiller höchstens den Wert haben, daß das fremdartige Kostüm zur Steigerung des Pathos beitragen, die Entlegenheit der handelnden Personen dem Dichter eine größere Freiheit lassen mochte. Wer kannte damals Rußland und das orientalisch-slawische Christentum — wie es ohne Zweifel im Hintergrund Ihrer Arbeit stehen wird . . ."

Und Hebbel erwiderte darauf am 4. August: „Lieber Freund! Unsere Briefe haben sich diesmal gekreuzt; mein zweiter muß ungefähr zu derselben Zeit bei Ihnen eingetroffen sein, wo ich den Ihrigen empfing. Wunderlich genug hatte ich an dem nämlichen Tage die Eröffnungsszene zum Demetrius geschrieben. 100 Jamben in einem Zug wie Shakespeare, wenn auch nicht dabei auf einem Beine stehend wie Raupach. Bei der

unerhörten Kälte, die hier herrscht und die es fast mit dem Winter aufnehmen kann, wird diese Antizipation des Herbstes Sie weniger befremden, als sonst vielleicht der Fall wäre; höre ich auch noch keine Raben, die den Tragöden billigerweise umflattern müßten, wenn er der Nemesis ihr Opfer zurichtet, so sind die Nachtigallen und Lerchen doch längst erfroren, und nur die Sperlinge versuchen noch hie und da einen Pfiff. Ich habe alle Ursache, mit meinem Wurf zufrieden zu sein, und könnte den ersten Akt mit bestem Winde zu Ende segeln; ich will aber nicht, da er mir schon sicher ist und ich zugunsten der Musen auf die spärlichen Bäder und Spaziergänge Verzicht leisten müßte, die ich mir bei rascher Benutzung der seltenen Sonnenblicke doch noch erobere.

Ihre Bemerkungen über den Demetrius sind so wahr als fein und tief. Allerdings kann für mein Drama nur die große und doch wieder in sich selbst zerrissene slawische Welt den Humus abgeben, während Schiller ohne Zweifel einzig und allein von dem allgemein menschlichen Moment des Faktums angeregt wurde. Das bedingt denn aber freilich auch, wie ich nicht gedacht habe, aber jetzt finde, eine so ganz verschiedene Behandlungsweise, daß ich kaum noch das Recht behalten werde, von „Schillers Grundidee" zu sprechen. Glücklicherweise schläft Lessing noch immer ebenso fest wie Aristoteles; man wird also meinem Boscostreich wohl nicht zu scharf auf die Finger sehen. Im übrigen ist mir, bis auf die Marina, die noch nicht stark genug phosphoresziert, das ganze Stück schon so klar wie eine wohlbeleuchtete Gebirgslandschaft; ich sehe alle Umrisse und kann nicht mehr fehl gehen, wenn ich auch noch nicht wissen kann, was sich in den einzelnen Schluchten verbirgt. Das Ende der Marina wäre etwas für meinen ‚Mitstrebenden' Heinrich Laube; sie wird durch eine ungeheure Krinoline gerettet, damals Reifrock genannt, unter der die Oberhofmeisterin sie versteckt, die das Ungetüm anhat, und ein prächtigeres Anknüpfen des „Antiquierten" an die moderne Welt kann es doch gewiß nicht geben. Vielleicht gerät er noch über den Fund."

Aber das Verhängnis waltete nicht nur über dem Stoff, wie

Glaser sagte, es schien auch über den Dichtern zu schweben, wenigstens über den Großen, die sich damit beschäftigten, denn um die unzähligen Nichtigen, die sich an Schillers Torso heranwagten und ihn zu beenden glaubten, indem sie ihre Szenchen anklebten, kümmerte es sich nicht. „Nichts schützt so sehr vor dem Schicksal wie die Nichtigkeit!" sagt Hebbel irgendwo im Tagebuch. Auch Hebbel war es nicht beschieden, sein Werk zu vollenden. Am Schluß des vierten Aktes steht im Manuskript von Hebbels Hand: „Geschrieben auf dem Krankenbett. Geendigt am 6. November 1863." Und die letzten Verse sind kaum leserlich nur noch mit Bleistift geschrieben, das Letzte überhaupt, was Hebbel niederschrieb. Die letzten Briefe an Goldhann und Schöll sowie an Siegmund Engländer sind von der Hand seiner Tochter Titi. Man wußte nun schon, daß es sich nicht um „einen einfachen, wenn auch hartnäckigen Rheumatismus" handelte, wie Hebbel im Oktober an Campe schrieb; man kannte die Krankheit, die eine Folge von Hebbels dauerndem, jahrelangem Hungern in seiner Jugend war. Knochenerweichung hieß sie, und in langsamen Qualen führte sie den Dichter zum Tode. Aber er war bei all den Leiden humorvoll und gefaßt, hoffte auf baldige Genesung oder wenigstens Besserung, führte sein Leben fort, soweit sein Leiden es nur immer gestattete, las im Bette, da Kopf und Arme noch ihre Dienste taten, empfing seine Freunde, wenn die Schmerzen es erlaubten, und hatte ein Lächeln für die Nachricht, die ihn am 10. November erreichte: daß er den Schillerpreis für die Nibelungen erhalten habe. „Das ist Menschenlos" sagte er, „bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher!"

Er hoffte noch, daß er am 18. März 1864, an seinem Geburtstag, seiner Frau die ersten Veilchen würde pflücken können, wie er es sonst immer getan. Und erst in den allerletzten Tagen, als die Todesvorboten sich zahlreicher einstellten, konnte er sich nicht mehr über sein nahes Ende täuschen. Am 12. Dezember wünschte er etwas vorgelesen zu hören. Seine Frau vertraute ihrer Fassung nicht mehr, und so ließ sie die Tochter Hebbels Lieblingsgedicht, den „Spaziergang" — denn er wünschte etwas

Hebbels Totenmaske

von Schiller zu hören — vorlesen. Aber er war nicht mehr imstande, bis zum Schlusse zu folgen. Am nächsten Morgen noch vor 6 Uhr starb er. Sein Freund, der berühmte Physiologe Brücke, wachte die letzten Stunden bei ihm. Erst als er an den Atemzügen die Nähe des Todes erkannte, rief er Hebbels Frau und Tochter herbei, die im anstoßenden Zimmer verweilten. Ein wilder Sturm tobte während der ganzen Nacht über Wien dahin.

Und so war der Proletarier, der für sich allein, aus den Bedürfnissen seiner großen Individualität heraus den ungeheuren Befreiungskampf zu Ende gerungen hatte, als Sieger, aber doch zugleich als Opfer dieses Kampfes dahingegangen. Er ruht auf dem neuen evangelischen Friedhof zu Matzleinsdorf bei Wien. Studenten sangen, während der Sarg in die Gruft versenkt wurde, und eine ungeheure Menschenmenge gab dem Toten das Geleite.

O weiße Ros', die von der rothen
träumt,
Und die der Traum mit sanfter
Glut durchhaucht!

Golo.

Weimar d. 26 Jun.
Juny 1858.

Friedrich Hebbel.

Stammbuchblatt für die Fürstin Wittgenstein

# Nachwort

Über einen großen deutschen Dichter, noch dazu über einen Klassiker zu schreiben, ist ein Unternehmen, das eigentlich eine Entschuldigung braucht. Besonders wenn keine neuen literarischen Entdeckungen mitgeteilt werden sollen und wenn jeder literarhistorische und wissenschaftliche Ehrgeiz so völlig fehlt, wie es bei mir der Fall ist. Aber es will mir scheinen, daß dem deutschen Volk, trotz aller Beschäftigung mit Hebbel, trotz der vielen Veröffentlichungen über ihn und aus seinen Werken, ein Wesentliches noch nicht klar geworden ist. Das ist die Erkenntnis von dem tiefinneren Zusammenhang seines Werkes — auch der Schwächen und Mängel seines Werkes — mit seinem Leben und seiner Entwicklung. Nicht viele Dichter sind so stark wie grade Hebbel in ihrer inneren Entwicklung von ihrem äußeren Lebensgang bestimmt worden, und dieser starke Zusammenhang äußeren und inneren Werdens spiegelt sich wieder in Hebbels Werk.

Hebbels Leben und Freiheitskampf scheinen mir aber auch symbolisch für unsere Zeit. Was er als einzelner — das Genie ist immer einzeln — durchmachen mußte, das ist der Kampf, den Klasse und Stand des Proletariats seither in ihrer Gesamtheit durchkämpfen. Darum scheint es mir wichtig, daß grade unsere Zeit sich mit einem ihrer Vorkämpfer beschäftige und ihn in seinen seelischen Kämpfen genau kennenlerne. Denn vieles, was sich gegen Hebbel als Künstler wie als Charakter einwenden läßt und was man oft gegen ihn anführen hört, erscheint in völlig anderem Lichte, wenn man sein Leben und Werden richtig sieht und beurteilt. Diese Zusammenhänge waren es, die ich hervorzuheben bestrebt war. Keine Ehrenrettung wollte ich vornehmen, die hat Hebbel nicht nötig, aber ich wollte tiefer hineinleuchten in die Verkettung von Unglück und Schuld, und ich wollte zeigen, wie leicht Unglück zur Schuld werde

kann, und wie schwer es ist, gerecht zu richten, solange man die Einflüsse von Not und Elend nicht hinreichend berücksichtigt. Hebbels ganze Kunst ist unzugänglich, solange man nicht in Betracht zieht, wie der Kampf gegen Druck und Enge, gegen Armut und Beschränkung auf sein Schaffen einwirkte, und wie allmählich erst sich seine Kunst zur Höhe und Freiheit erhob, als auch sein Lebensweg ihn auf freie Höhe führte, und wie erst dann seine Arbeiten zu letzten, höchsten Kunstwerken werden konnten.

Daß der Kämpfer Hebbel, der verbitterte, mißtrauische Proletarier zu einem milden, weisen Lebensgenuß sich durchrang, daß er in seinem ganzen Wesen reifte, das zeigt uns die wunderbare Abgeklärtheit seines Antlitzes, die seine Totenmaske im Bilde festhält, das zeigen seine Briefe und Tagebücher der letzten Lebensjahre, das beweisen seine letzten Werke. Darum hielt ich es für meine Aufgabe, auf diese Kunstwerke besonders hinzuweisen, die leider unseren Bühnen im allgemeinen noch fernbleiben. Die Agnes Bernauer, die Nibelungen, der Demetrius sind Schätze, die wieder für die Bühne gehoben werden müßten. Und es könnte einen besonders genußreichen Hebbelabend geben, wenn eine literarisch fein kultivierte Bühne das Moloch-Fragment und den Michel Angelo uns vorführen wollten. Auch das reizvolle Märchenlustspiel der Rubin könnte erfreulich wirken, denn der Durchfall im Burgtheater von Anno dazumal will nichts besagen — „Weh dem, der lügt" von Grillparzer ist damals auch im Burgtheater ausgepfiffen worden.

Der Lyriker Hebbel ist auch noch zu wenig bekannt. Außer den großen Balladen, die Prunkstücke der Rezitation sind, ist da so viel Schönes und Tiefes, Herbes und Inniges bei ihm zu finden, daß man den Dichter nicht über den Dramatiker vergessen sollte.

Aus diesen Erwägungen habe ich meine Hebbelmonographie geschrieben. Ihre Hauptquellen sind außer den Werken, den Tagebüchern und Briefen Hebbels die Biographie und die Charakteristik von Emil Kuh, die Briefwechsel-Ausgabe von Felix Bamberg und die persönlichen Erinnerungen von Kulke und Hanslick. Je näher die Berichterstatter dem Dichter per-

sönlich standen, aus je unmittelbarerer Anschauung sie schöpfen durften, desto maßgebender mußten sie mir sein, da ich ja eben nicht literarhistorische Werturteile gegeneinander abwägen und meine eigene Stimme gleichsam ausschlaggebend dazutun wollte. Mein Ziel war, ein Bild, ein Porträt zu malen, dessen Züge lebenswahr und lebensvoll dem Beschauer entgegensehen, ihn interessieren, ihn zu eigenem Forschen anregen und wenn möglich Liebe zu seinem Gegenstand erwecken sollten.

Ein Mittel hierzu waren die Bildbeigaben des Buches. Bei diesen aber stießen der Verlag und ich auf ungeahnte Schwierigkeiten, denn das Hebbel-Museum in Wesselburen, Hebbels Geburtsort, ist nicht sehr bestrebt, die allgemeine Kenntnis des größten Sohnes der kleinen dithmarsischen Stadt zu verbreiten. Man ließ dort zahlreiche, auch eingeschriebene Briefe einfach ohne Bescheid, und erst dem Einfluß von Herrn Hugo Schlömer in Hamburg verdanke ich es, daß es trotz dieser unerklärlichen Hindernisse möglich war, die Bilder für das Buch zu erhalten.

Und nun geht mein Buch hinaus und wirbt um Freunde für sich und für Hebbel, den Dichter, den Menschen, den Lebensüberwinder!

# Namen- und Sach-Register


Ästhetisch-kritische Arbeiten Hebbels, S. 110, 112, 121—123, 156, 157, 174, 175, 192, 235, 244, 245, 252, 258, 285, 307.
Agnes Bernauer, Drama, S. 262, 273—283, 339.
Alberti, Leopold, Hamburger Jugendfreund, S. 59, 106.
Ansbach, S. 62, 83—93, 95, 101, 151, 213.
Armut und Not, Hebbels, S. 11, 12, 51, 52, 67, 73, 76, 77, 80—82, 85, 86, 91—93, 119, 127, 135, 136, 153, 157, 164, 175, 176, 178—180, 189, 200, 216, 230, 259, 281, 282, 303, 328, 329.
Augsburger Allg. Zeitung, S. 206, 238, 241, 246.
Bamberg, Dr. Felix, S. 157, 159, 163, 173, 180—185, 201—210, 213, 219, 220, 232, 233, 241—247, 250, 254, 256, 259, 286, 330, 339.
Berlin, S. 56, 130, 135, 145, 147, 151, 160, 169, 172, 179, 185, 194, 207, 215, 226, 227, 281, 287, 296, 298, 312.
Biographie Hebbels von Kuh, S. 27—29, 89, 119, 198, 220, 229, 266, 308, 339.
Briefe Hebbels, S. 57, 152, 158, 173, 201, 259, 260, 276, 282, 285, 297, 313, 339.
Burgtheater, Wiener, S. 195, 198, 199, 213—215, 230, 239, 243, 245, 247, 248, 250, 252, 254—257, 284, 287, 301, 312, 313, 331, 339.
ampe, Verleger, S. 84, 85, 103, 109, 121, 127, 145, 148, 149, 151, 160, 193, 225, 227, 321, 324, 336.
aracteristik Hebbels von Emil uh, S. 29, 339.
Chézy, Helmine von, S. 52, 287.
Christine (Hebbel-Enghaus), S. 195, 198—203, 205, 207—232, 243—248, 251, 254—256, 259 bis 264, 266, 282—285, 287—290, 294—301, 303—307, 310, 312, 321, 324—333, 336, 337.
Christus, Christentum, S. 35, 86, 170, 273, 274, 294, 300, 306, 313—324.
Cotta, Verlag, S. 83—85, 125, 145, 164, 311.
Dänemark, Dänisch, S. 8, 9, 45, 48, 152—157, 175, 253, 325.
Debrois van Brupck, S. 264, 308.
Deinhardstein, S. 190—192, 195, 264.
Demetrius (Drama von Hebbel und von Schiller), S. 297, 307, 323, 330, 333—336, 339.
Dethlefsen, Fr. Chr. (Hebbels Lehrer), S. 18, 19, 31, 324, 325.
Deutsch, Deutschland, S. 48, 69, 115, 121, 142, 152, 178, 185, 194, 195, 203, 214, 215, 234, 243, 252—254, 256, 257, 278, 279, 295, 305, 310, 325, 329, 331, 338.
Deutschland, das junge, S. 87, 254, 256.
Diamant, der, S. 146—148, 184, 187, 191, 192, 195, 226, 251, 297.
Dichterberuf, S. 24, 25, 49, 67, 69, 70, 79, 81, 84—87, 88, 116, 117, 122, 123.
Dichtkunst und dramatische Kunst, S. 25, 34—36, 56, 62, 63, 170 bis 172, 199, 200, 275, 276, 309, 310.
Dietrichstein, Graf (Intendant des Burgtheaters), S. 194, 195, 199.

Dingelstedt, Franz, S. 141—143, 263, 264, 281—283, 296, 297, 309, 311, 312.
Dithmarschen, S. 8, 9, 18, 28, 32, 39, 46, 58, 59, 76, 121—123, 143, 174, 340.
Dramenpläne und Fragmente, S. 121, 122, 123, 131, 132, 150, 151, 170, 186, 187, 240—244, 321—324.
Dresden, S. 115, 299, 307, 312, 313.
Ehe und Liebe, Ansichten und Erfahrungen, S. 68—73, 77, 81—83, 87, 88, 91, 118, 136—141, 155, 156, 172, 175—179, 201—211, 216—230, 260—264, 293, 294.
Enghaus, Familie, S. 211, 212, 223, 230, 231.
Engländer, Siegmund, S. 235 bis 238, 256—258, 270, 271, 179 bis 281, 285, 309, 310, 336.
Erzählungen, Hebbels, S. 79, 113, 121, 122, 145, 251, 252.
Europa, Zeitschrift, S. 194, 146, 321.
Ferrari-Kuh, Adele, S. 168, 169, 273, 289.
Frankl, Ludwig August, Dr., S. 197, 223, 224.
Frankreich, Franzosen, S. 185, 246, 252, 253.
Freunde, Freundschaft, S. 56, 62 bis 64, 89, 90, 106, 119, 180 bis 184, 235, 264, 266—269, 301.
Gärtner, Pfarrer, W., S. 288, 289.
Gartner, Fr., Münchner Studiengenosse, S. 89, 90.
Gedichte, Hebbels, S. 16, 24, 37, 39, 40, 42, 45, 46, 79, 83—85, 106, 109, 114, 116, 125, 138, 145, 151, 168, 173, 174, 178, 182—184, 189, 213, 214, 232, 252, 263, 264, 273, 282, 291, 295, 297, 298, 301, 307, 308, 313, 314, 325, 333, 339.
Genoveva (von Hebbel), S. 139 bis 145, 149, 170, 191, 195, 143, 284, 297, 299.
Gervinus, S. 114, 192, 276—279, 283, 311.
Gespräch, Hebbel im, S. 64, 119, 193, 200, 202, 205, 271, 272, 329.
Glaser, Julius, S. 264, 306, 307, 332, 334—336.
Gmunden-Orth, S. 288—290, 293, 294, 296—299, 302—307, 324, 327, 328, 332, 333.
Goethe S., 35, 41, 62, 63, 78, 81, 114, 141, 169, 174, 196, 233, 249, 252, 258, 271, 285, 299, 323.
Göttingen, S. 23, 119, 120.
Gravenhorst, Hamburger Freund, S. 52, 55, 65, 78, 106.
Großherzog von Sachsen-Weimar, S. 299, 312, 330, 332.
Großherzogin von Sachsen-Weimar, S. 299, 321, 330—332.
Groth, Klaus, S. 143, 323.
Gurlitt, Ludwig, Maler, S. 175, 183, 184, 215.
Gutzkow, Karl, S. 84, 85, 109, 111—116, 120—123, 132, 233, 234, 255, 301, 307, 308.
Gyges und sein Ring, S. 112, 113, 115, 249, 280, 283, 285—288, 309, 310.
Hamburg, S. 15, 36, 45—48, 51, 56, 57, 60, 61, 65, 74, 80, 82, 85, 92, 103, 104, 117, 118, 120, 122, 124, 749, 150, 155—157, 159, 162, 165, 176, 178, 179, 184—186, 190, 196, 198, 199, 201—203, 206, 207, 213, 226—229, 245, 246, 255, 283, 284, 287, 340.
Hanslick, Eduard, S. 233, 234, 247, 248, 292, 339.
Hebbel, Antje Margarete (Mutter), S. 10—15, 22—26, 36, 58, 74, 75, 88, 92—96, 165, 293.
Hebbel, Christine (genannt Titi, Tochter), S. 230, 231, 244, 245, 248, 260—263, 284, 288, 297, 300, 301, 304—307, 326, 328, 330, 336, 337.

Hebbel, Claus Friedrich (Vater), S. 9—13, 15, 16, 19, 22—26, 36, 173, 289, 290, 328.
Hebbel, Emil (genannt Ariel, erster ehelicher Sohn), S. 217—225, 230, 231, 263.
Hebbel, Ernst (zweiter Sohn Elisens), S. 173, 175, 178, 179, 190, 198, 208, 217, 225—228, 231.
Hebbel, Johann (Bruder), S. 10 bis 13, 15, 21, 24, 36, 74, 92, 93, 105, 149, 289, 325—328.
Hebbel, Karl (uneheliches Kind Christinens), S. 227, 228, 295, 324.
Hebbel, Konrad (Neffe), S. 326, 328.
Hebbel, Max (erster Sohn Elisens), S. 144, 145, 149, 150, 156, 158 bis 163, 166—168, 209, 217, 218.
Heftigkeit und Empfindlichkeit, S. 66—68, 71—75, 78, 81, 82, 120, 176, 208, 210, 259, 309.
Heidelberg, S. 60, 62, 65, 66, 78, 96, 119, 128, 151.
Heine, Heinrich, S. 87, 157.
Hemmingstedt, S. 9, 47, 130.
Herodes und Mariamne, S. 224, 243—252, 255, 263.
Holbein, Direktor des Burgtheaters, S. 239, 243, 254, 255, 257.
Holstein, Schleswig-, S. 8, 9, 57, 175, 241, 253, 325, 327.
Jahnens oder Janinski, Hamburger Freund, S. 117, 125, 138.
Italien, S. 155, 174–177, 185 bis 187, 189, 190, 208, 213, 239, 252, 253.
Juden, Judentum, S. 132, 133, 142, 182, 273, 274, 327.
Judith, S. 28, 52, 115, 127—136, 138, 142, 145, 151, 157, 169, 170, 191, 195, 197–199, 207, 213, 215, 233, 243, 245, 257, 284, 297.
Julia, S. 33, 187—189, 235, 237, 239, 255, 257, 258.
Juridisch-politischer Leseverein in Wien, S. 193, 233, 247.
Kaiser von Österreich, S. 241, 244, 299, 312.
Kleist, Heinrich von, S. 55, 56, 234, 249.
Kolbenheyer, Pastor in Ödenburg, S. 289, 331, 332.
König von Dänemark, S. 152–155, 165.
Kopenhagen, S. 43—46, 48—50. 151—155, 157, 158, 160, 216.
Krankheiten, Hebbels, S. 122 bis 125, 128, 153—155, 283, 294, 296, 302, 303, 306–308, 331–337.
Kritik, Hebbel und die, S. 112 bis 116, 131–133, 141, 157, 169, 170, 194, 214, 215, 232–235, 246–252, 274–277, 283, 301, 311, 321, 322.
Kuh, Emil, S. 27—30, 32, 89, 113, 115, 119, 198–201, 220, 229, 262, 264—271, 273, 274, 284, 288 bis 290, 292—295, 300—302, 306 bis 308, 310, 311, 329, 331, 339.
Kuh, Familie, S. 266, 273, 274.
Kulke, Emil, S. 269, 271, 272, 292, 304—306, 323, 324, 339.
Laube, Dr., Heinrich, S. 110, 121, 254—257, 283, 284, 287, 311, 335.
Leipzig, S. 145, 185, 226, 229.
Lektüre, S. 41, 42, 73, 74, 97, 148, 295.
Lensing, Elise, S. 15, 52, 56—88, 90—107, 109—111, 116 bis 118, 120, 122, 125—128, 134 bis 141, 143—145, 149, 150, 152 bis 168, 172, 173, 175—179, 184, 189—198, 201—204, 206—211, 217—220, 225—231, 282, 333.
Lessing, G. E., S. 110, 121, 198, 240, 270, 308, 335.
London, S. 237, 238, 329.
Luck, Pastor, S. 307, 313, 319–321.
Maria Magdalena, S. 24, 89, 146, 148, 154, 155, 164, 168—170, 172, 175, 187, 192, 194, 195, 198, 199, 207, 214, 233, 244, 245, 250, 257, 258, 289, 297.

Marienbad, S. 266, 285, 317.
„Meine Kindheit", Memoiren-Fragment, S. 8—11, 16—24.
Menzel, Wolfgang, S. 116, 141, 197.
Michel Angelo, S. 256—259, 283, 339.
Mohr, Kirchspielvogt, S. 26—33, 36, 37, 39—42, 46, 60, 86, 89, 332.
Moloch (Fragment), S. 148, 150, 151, 170, 186ff., 246, 252, 309, 339.
Morgenblatt (Verlag Cotta), S. 66, 76, 79, 84, 91, 101.
München, S. 16, 65, 66, 74, 84, 88, 89, 95, 96, 103, 104, 116, 118, 119, 121—123, 125, 128, 131, 137, 151, 153, 168, 177, 251, 260, 263, 273, 280—283, 312.
Mutter und Kind, S. 290—292, 297.
Napoleon I., S. 39, 40, 131, 132, 197, 320.
Napoleon III., S. 253, 254.
Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd, S. 122.
Nibelungenhort (von Raupach), S. 214, 215, 263, 264, 310.
Nibelungen (von Hebbel), S. 187, 264, 287, 290, 292, 297, 299, 307—313, 321, 322, 331, 339.
Oehlenschläger, Adam, S. 43—46, 49, 50, 152—155, 164, 165, 196, 258.
Österreich, S. 238, 239, 241, 252, 256, 312.
Pantragismus als Kunst- und Weltanschauung, S. 56, 169, 171, 275, 276, 280, 281.
Paoli, Betty, S. 112, 115.
Paris, S. 155, 157—159, 162, 164, 173—175, 177, 179, 180, 182, 183, 185, 189, 203, 232, 239, 241, 242, 246, 253, 261, 270, 321, 324, 330.
Paul, Jean, S. 73, 75, 88, 97.
Politik, Hebbel und die, S. 238 bis 247, 252—254, 274, 275, 324.
Prechtler, Otto, S. 195, 197, 199, 207, 241.
Preußen, S. 116, 238, 252, 253.
Produktionsart und Produktionsvermögen, Hebbels, S. 78, 79, 87, 103, 122, 123, 127, 137, 148, 186, 235, 242, 283, 284, 294, 295, 308, 330, 333—335.
Proletarier, Proletarisch, S. 7, 23, 24, 26, 33, 92, 105, 120, 136, 148, 179, 180, 182, 239, 240, 249—251, 268, 279, 281, 289, 331, 337—339.
Raupach, E., S. 79, 145, 124, 215, 263, 264, 310, 334.
Religion, Hebbels Stellung zur, S. 86, 179, 313—323.
Rendtorff (Hamburger Jugendfreund), S. 65, 105.
Revolution, Hebbel und die, S. 189, 236, 238—247, 254.
Rom, S. 9, 174—176, 183—185, 189, 206, 207, 215.
Romane und Romanfragmente, S. 84, 122, 127, 188.
Rousseau, Charlotte, S. 100, 107 bis 109, 111, 112, 121, 150, 170 bis 172, 213—215, 321.
Rousseau, Emil, S. 62—64, 83, 85, 89, 90, 92—104, 106—110, 151, 162, 163, 216.
Rousseau, Regierungsrat, S. 92, 93, 95, 97, 100—102, 107, 151, 216.
Rubin, der, S. 251, 252, 339.
Ruge, Arnold, S. 8, 9, 314.
Schacht, H. A. Th., Jugendfreund in Wesselburen, S. 43—46, 48—50.
Schauspielerin, die, Fragment, S. 244.
Schauspielkunst, Christinens, S. 203, 212—215, 264.
Schiller, Friedrich, S. 34ff., 43, 84, 88, 114, 143, 196, 2: 231, 268, 297, 299, 300, 333—3:
Schmalz, Dr., Pfarrer in Hamburg, S. 51, 52, 60.

Schmidt, Julian, S. 114, 141, 233—235, 258.
Schnock, S. 84, 122.
Schoppe, Amalia, S. 31, 46—56, 64, 65, 75, 76, 85, 103, 114, 117, 120, 125, 127—131, 134 bis 136, 138, 238, 287.
Schröder, Emma, Jugendliebe in Hamburg, S. 136—138, 144, 156, 201.
Schwarz, Beppi, S. 88—90, 118, 119, 137, 168.
Schwarzenberg, Fürst Friedrich, S. 33, 203.
Shakespeare, S. 129, 243, 255, 260, 271, 285, 287, 288, 308, 322, 331, 334.
Sievers, Christoph, Stallknecht bei Mohr, S. 26, 28, 32, 33, 40.
Stich-Crelinger, Auguste, S. 130 bis 135, 147, 151, 169.
Susanna, Hebbels erste Lehrerin, S. 16—19.
Tagebuch, S. 11—16, 18, 19, 24, 25, 34—36, 39, 40, 42, 43, 50 bis 57, 89, 118—122, 125, 127 bis 129, 132, 135—139, 144—146, 148—152, 154, 155, 160—164, 167, 169, 173—175, 186, 210 bis 212, 216—225, 228—231, 234, 235, 238—240, 244, 245, 248, 251, 252, 254, 255, 259, 260, 263, 264, 274, 275, 282—285, 287—290, 295, 297, 306—309, 312, 323, 324, 330—333, 336, 339.
Talmud, S. 273, 324.
Telegraph, der (Zeitschrift), S. 112, 121, 123, 132.
Thorwaldsen, Adelbert, S. 153, 173.
Tieck, Ludwig, S. 11, 29, 117, 122, 319, 320.
Tiere, Hebbel und die, S. 46, 139, 300—306, 328, 329.
Trauerspiel in Sizilien, ein, S. 147, 187, 281.
Tübingen, S. 38, 65, 66.
Uchtritz, Fr. von, S. 132, 143, 169, 252—254, 272 ff., 285—287, 294 bis 297, 311, 313—319, 321, 322, 324.
Uhland, Ludwig, S. 34—41, 43, 50, 65, 66, 80, 83—85, 124, 151, 194, 268.
Vier Nationen unter einem Dach, Fragment, S. 12.
Voß, Familie in Wesselburen, S. 16—18, 42, 93, 94, 123 bis 125.
Weimar, S. 264, 282, 296—299, 307, 311—313, 330, 331.
Werk, erstes, S. 24.
Werner, Karl, S. 264, 290, 291, 302—304.
Wesselburen, S. 8, 12, 28—33, 38, 41—43, 47, 58—60, 62, 93, 123, 143, 287, 325, 331, 340.
Wien, S. 41, 185, 190—203, 206, 207, 213—215, 226, 229, 230, 232, 238, 241—247, 250, 254, 257, 262, 264, 265, 268, 282, 284, 297, 312, 313, 329, 333, 337.
Wissenschaftlicher Verein in Hamburg, S. 55, 56, 121.
Wittgenstein, Prinzeß Marie, spätere Fürstin Hohenlohe, S. 298, 299, 309.
Zerboni di Sposetti, Barone, S. 190—192, 196, 197, 200, 202, 207, 251.
Ziese, Fischer, und Frau (Elisens Mutter und Stiefvater), S. 56, 57, 61, 176, 227.

## Besonders angeführte Gedichte Hebbels:


An den Tod, S. 84.
An die deutsche Künstlerin, S. 264.
An die Götter, Epigramm, S. 213, 214, 295.
An Hedwig, S. 84.
Bubensonntag, S. 84.
Conditio sine qua non, Epigramm, S. 157, 295.
Das abgeschiedene Kind an seine Mutter, S. 168.
Das alte Haus, S. 84.
Das Kind, S. 39.
Das Kind am Brunnen, S. 24.
Das letzte Glas, S. 84.
Der Brahmine, S. 333.
Der Heldeknabe, S. 325.
Der Jude an den Christen, S. 273.
Der junge Schiffer, S. 84.
Der Prinzeß Wittgenstein, S. 298.
Die Jungfrau, S. 39.
Ein frühes Liebesleben, Gedichtzyklus, S. 42.
Ein Geburtstag auf der Reise, S. 282.
Ein griechischer Kaiser, S. 333.
Ein Spaziergang in Paris, S. 173.
Epigramme, S. 189, 213, 295, 298.
Epilog zum Timon von Athen, S. 308.
Gebet, S. 291.
Liebeszauber, S. 174, 189, 263.
Meeresleuchten, S. 189.
Mutterschmerz, S. 84.
Nachtlied, S. 84.
Opfer des Frühlings, S. 189.
Scheidelieder, S. 118.
Schlacht bei Hemmingstedt, Jugendarbeit, S. 47.
Sie sehn sich nicht wieder, S. 143.
Sonette, S. 114, 189, 232.
Spuk, S. 84.
Stanzen auf ein sizilianisches Schwesternpaar, S. 184, 189.
Vater Unser, S. 313, 314.
Verschiedener Casus, Epigramm, S. 298.
Virgo et mater, S. 143, 313, 314.
Widmungsgedicht zu den Nibelungen, S. 264, 287.
Zwei Wanderer, S. 84.
Zwölf Jahre später, Epigramm, S. 295.

Früher ist erschienen:

## Etta Federn

# Christiane von Goethe

### Ein Beitrag zur Psychologie Goethes

Mit 16 Bildertafeln

Vierte Auflage. Pappband 25 M., Leinenband 28 M.

„Das Buch gibt Einblicke in Goethes Eheleben, in Goethes Familienzustand, durch welche alle, die ihn wirklich lieben und verehren, mit der innigsten Befriedigung erfüllt werden müssen. Wie das Verhältnis zu dem reizenden Liebchen sich aus dem Sinnlichen zum Herzlichen verklärt und aus dem Herzlichen zur inneren Lebensgemeinschaft, zu einer glücklichen Ehe vertieft, das ist aufs überzeugendste dargetan." Gabriele Reuter in der „Neuen Freien Presse"

„Es ist ein Gewinn für alle Deutschen, daß endlich eine Frau nach guter deutscher Art sich der Vielverkannten angenommen und uns von dieser menschlich hervorragenden Gestalt, eine umfassende, Hirn und Herz befriedigende Lebensschilderung vermittelt hat, darin auch der Geheimrat von Goethe als Gatte und Vater nicht weniger denn als Beamter und Dichter seine gottbestimmte Rolle mit allen Ehren spielt in guten und bösen Tagen."

M. G. Conrad in den „Münchner Neust. Nachrichten"

„Ein Buch, das alle Zeugnisse der glaubwürdigen Überlieferung zusammenfaßt, um den tatsächlichen Gehalt dieses Frauenlebens ins Licht zu stellen und in seine Kämpfe und Siege psychologisch hineinzuleuchten. — Man folgt Etta Federns zusammenfassender Darstellung im ganzen mit der Freude, eine urweibliche Persönlichkeit im vollen Reiz des Unbewußten und zugleich in der Tapferkeit einer engen und tiefen Pflichterfüllung, die wahrhaft wohltätig in ein großes Leben eingegriffen hat, vor sich erschlossen zu sehen."

Alfred Klaar in der „Vossischen Zeitung"

---

Delphin-Verlag / München

# Ludwig Gorm

## Die Kinder von Genf

Roman. 3. Tausend

Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

„Das Buch leuchtet tief hinein in das ewige Ringen der Menschen um eine letzte Wahrheit. — Schwärmer und Stürmer, Ungestüme und Wilde, Rastlose und Berechnende wandern an uns vorüber. — Ein schönes und reiches Buch."

Warschauer Zeitung

*

# Alfred Fankhauser

## Peter der Tor und seine Liebe

Roman

Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

„Und so ist es ihm gelungen, die große Linie seiner inhaltsreichen und inhaltsbunten Erzählung rein zu wahren und als einigenden, kräftig abschließenden Bogen über das Ganze zu wölben."

Die Schweiz

*

# A. M. Frey

## Solneman der Unsichtbare

Roman. 10. Tausend. Mit 12 Holzschnitten von O. Kückel

Geheftet 11 M., gebunden 16 M.

„Die fröhliche Lust am Fabulieren hat ihn immer weiter ins Reich des Unmöglichen getragen, und so ist ein Buch entstanden, dessen Phantastik alle Schranken durchbricht. — Frey ist ein ganz eigener."

Berner Bund

„Es ist ein Sturm der Masse gegen Mühlenflügel. Hundertmal sinkt sie genarrt zurück; immer wieder peitscht das unbekannte Geheimnis sie auf. — Die scharfe, wuchtige Handschrift lehrt uns in Frey einen berufenen Schriftsteller kennen.

Hamburger Fremdenb

---

Delphin-Verlag / Münche

# Reinhard Koester

## Der Gang des Gottlosen

Roman. Geheftet 8 M., gebunden 10 M.

„Ein gediegenes, gedankenschweres Buch, aus starkem, persönlichem Erlebnis organisch erwachsen. Der leidenschaftliche innere Kampf eines deutschen Charakters mit seinen Trieben." Münchner Neueste Nachrichten

*

# Hanns Johst

## Der Anfang

Roman. 9. Tausend. Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

„Habt acht: ein Starker ist am Werke." Die Flöte

„Ein Lohefeuer von Jugend, Begeisterung und einer strahlend frischen Güte." Zwiebelfisch

*

## Der Einsame

### Ein Menschenuntergang

Drama. 3. Auflage. Geheftet 7 M., gebunden 9 M.

„In Hanns Johst glaube ich etwas Kolossalisches zu erkennen." Prof. Dr. F. Gregori

„Nirgends auf Effekt, ganz auf innere Wirkung gestellt, ein Werk des Herzens, der Schaukraft und der Gestaltung." Kölnische Zeitung

*

# Herbert Kranz

## Freiheit. Die Richterin

### Zwei Dramen aus der Zeit

Geheftet 8 M., gebunden 10 M.

„n das Tiefste und Erhabendste, was dem Menschen zu eigen ist, rührt die htung, sie verklärt alles Trübe und Dunkle mit dem Frührot einer neuen nschheitsgesinnung." Kölner Tagblatt

---

elphin-Verlag / München